Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande

Rohns, Hedwig

Bremen, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-15384

Visual Library

Hedwig Rohns

Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande

R
63

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Af G Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Norddeutsche Missions-Gesellschaft
Bremen
Standort: J.Z. Bücherbrett: II
Fach: F Nr.: Afg Brem

Zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande.

Von

Diakonisse Hedwig Rohns.

Norddeutsche Missions-Gesellschaft

Mit 143 Bildern.

Bremen 1912.
Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitäts-Bibliothek Bremen

Staats- und Universitäts-Bibliothek PFLICHT Bremen

TR 8963

Vorwort.

Der Begründerin der Missions-Diakonissenarbeit der Norddeutschen Mission im Ewelande, Diakonisse Hedwig Rohns, bei der Herausgabe dieses Buches geholfen zu haben, ist mir eine große Freude gewesen.

Die Norddeutsche Mission hat für die deutsche Frauen-Missionsarbeit insofern eine besondere Bedeutung, als sie die erste Gesellschaft war, die Diakonissen hinaussandte, ohne dieselben aus dem Verbande ihres Mutterhauses zu lösen. Man hat diese Kooperation zwischen Missionshaus und Diakonissenhaus oft aus prinzipiellen Gründen für bedenklich erklärt, aber in der Praxis ist man seitdem unserm Beispiel vielfach gefolgt, da es sich bewährt hat.

Diakonisse Hedwig Rohns, eine geborene Göttingerin, die nach erfolgreicher Tätigkeit als Gouvernante in Hamburg im Alter von 37 Jahren mit ihrer Schwester Lottchen Rohns als die ersten Schwestern vom Diakonissenheim Bethlehem in Hamburg am 1. November 1889 nach Afrika fuhr, hat, ungerechnet die Erholungszeiten in Europa, zwanzig Jahre Missions-Diakonissenarbeit im Ewelande tun dürfen. Als sie vor drei Jahren für immer zurückkehrte, hat sie mit Aufbietung aller Kraft aus der Fülle ihrer Erfahrungen die nachfolgende lebensvolle Darstellung ihrer Wirksamkeit gegeben.

Das Werk umfaßt vier Teile: die Anfänge der Arbeit in Keta und ihre Entwicklung im Ewelande sowie Bilder aus dem Leben und der Arbeit der Schwestern; die Teile sind, um eine möglichst weite Verbreitung zu erleichtern, in vier gesonderten Heften erschienen. Das Buch ist eine Schatzkammer der interessantesten Einzelheiten aus der Missionsarbeit, die mit der ganzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebhaftigkeit einer für ihr Werk begeisterten Missionsschwester geschildert sind; es eignet sich daher vortrefflich zum Vorlesen namentlich in Frauen- und Jungfrauen-Vereinen. Dabei ist die Darstellung wie die Arbeit selbst getragen von großer geistiger Klarheit und Nüchternheit. Das Buch dürfte nicht nur dem schlichten Missionsfreunde, sondern auch dem Missionsfachmann eine Fundgrube wertvoller Erkenntnisse sein. Endlich ist es eine glänzende Apologie der Missionsarbeit auch unter der gesunkenen Frauenwelt Afrikas. Dem Einwand: „Die Schwarzen sind für christliche Moral und Ideen wenig empfänglich, die Mission ist eine wenig erfolgreiche Arbeit" begegnet Schwester Hedwig mit dem Zeugnis: „Ich habe in zwanzig Jahren andere Erfahrungen gemacht."

Am 21. Februar 1912 waren es 25 Jahre, daß Pastor Rinck aus Hamburg unserm Inspektor D. F. M. Zahn zu seinem silbernen Amtsjubiläum als Festgabe eine Geldsumme überreichte „für ein im Ewelande an der Westküste Afrikas zu errichtendes Diakonissenhaus." So ist dieses Buch ein Denkstein geworden für unsere unter Gottes Segen begonnene Missions-Diakonissenarbeit. Möge es sich als ein Magnet für neue Arbeiterinnen erweisen, damit das für die Einwurzelung des Christentums im Ewelande so überaus wichtige Werk der Frauenmission sich fröhlich weiter entfalten kann!

Bremen, Frühjahr 1912.

A. W. Schreiber,
Missions-Direktor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Die Anfänge der Arbeit in Keta.

I. Aussendung der ersten Schwestern.

Seite

1. Pläne und Vorbereitungen 1
2. Sendung und Reise 5

II. Lehrzeit.

1. Keta, das erste Arbeitsfeld der Schwestern 13
2. Einführung in die Arbeit 22
3. Heimweh 25

III. Anfang im eigenen Heim.

1. Einzug und Einrichtung 27
2. Ankunft neuer Schwestern 32

IV. In der Arbeit.

1. Sprachstudium 34
2. Erziehung und Unterricht 38
3. Krankenpflege 45
4. Hausbesuche 48
5. Am Sonntag 52

Zweiter Teil.

Die Entwicklung der Arbeit im Ewelande.

I. Keta.

1. Die Arbeit im Krankenhause 57
2. Die Anstaltserziehung 61
3. Die Kleinkinderschule 68
4. Die Mädchenschule 73
5. Die eingeborenen Gehilfinnen 89
6. Der Jungfrauenverein 98
7. Die Frauenschule 106

II. Ho.

1. Die Gründung der Mädchenanstalt 113
2. Leben und Treiben in der Mädchenanstalt 120
3. Die Kapellenwohnung 128
4. Die Erweiterung der Arbeit 131

III. Lome.

1. Die Entwicklung Lomes 137
2. Die Diakonissenarbeit in Lome 139

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dritter Teil.

Bilder aus dem Leben der Schwestern.

Seite

1. Haus und Hof 145
2. In Feuersgefahr 150
3. Allerhand Wassersnot 154
4. Reiseerlebnisse 160
   a) Die Seereisen von Hamburg nach Keta 160
   b) Hängematten-Reisen 166
   c) Reisen zur Bergstation Amedzowe 168
   d) Eine Reise auf dem Voltafluß 182
   e) Fahrrad- und Eisenbahnreisen 186
5. Als die Sterbenden, und siehe, wir leben 190
   a) Erste Proben 191
   b) Schwere Fieberzeiten 193
   c) Neugeschenkte Kräfte 197
   d) Sein oder Nichtsein 199
6. Ein Leben für den Herrn 202
7. Die Herrlichkeit des Berufes 206
8. Ausflüge 210
   a) Zu Heidenpredigten 210
   b) Zur alten Sklavenburg in Vodza 211
   c) Zum Lagunendorf Kedzi 212
   d) Zu Tauffesten 214
   e) Zu den Märchenerzählern in Dziavi und Kleve 215
9. Festzeiten 218
   A. Weihnachten:
      a) Das erste Weihnachtsfest in Afrika 218
      b) Weihnachten in Amedzowe 219
      c) Weihnachten in Keta 223
   B. Tauffeste 229
   C. Konfirmationsfeste 232
   D. Das 10. Jahresfest der Mädchenanstalt in Ho 232

Vierter Teil.

Bilder aus der Arbeit der Schwestern.

1. Einblicke in das Heidentum.
   a) Der Götzen- und Geisterdienst 237
   b) Zaubermittel 243
   c) Die Priesterschaft 243
   d) Totenfeste 251
2. Der Schritt aus dem Heidentum ins Christentum 254
3. Julia und andere Frauen 264
   a) Julia Sedode in Keta 265
   b) Salome Baëta in Keta 273
   c) Helene Ayiku in Lome 275
   d) Fibi in Lome 277

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Seite

e) Die alte Dahomey-Amazone in Lome 280
f) Die blinde Großmutter in Lome 280
g) Stützen im Gemeindeleben 281
h) Bis zum Tode getreue Zeuginnen 284

4. Wie die Gehilfinnen uns halfen 286
a) Mercy Baëta 287
b) Anna Tete 294
c) Henriette Sedode 297
d) Margarete Dameſi Kwadzo 304

5. Haus- und Anſtaltskinder 310
a) Schwierigkeiten bei der Erziehung 311
b) Erfolge der Erziehung 316

6. Allerlei aus der Schule.
a) Ein Gang durch die Mädchenſchule in Keta 321
b) Prüfung durch den Schulinſpektor in Keta 327
c) Beſuche engliſcher Gouverneure in Keta 329
d) Deutſcher Fürſtenbeſuch in Lome 330

7. Die Häschenhüpfkinder.
a) Bunte Bilder aus der Kleinkinderſchule 333
b) Erfolge der Arbeit 342
c) Einweihung der Kleinkinderſchulfiliale in Hagbanu 345

8. Eine chriſtliche Hochzeit.
a) Verlobungsgebräuche 347
b) Verabſchiedung einer chriſtlichen Braut im Jungfrauenverein 349
c) Der Hochzeitstag 350

Schlußwort 353

doppelt

Erster Teil.

Die Anfänge der Arbeit in Keta.

I. Aussendung der ersten Schwestern.

1. Pläne und Vorbereitungen.

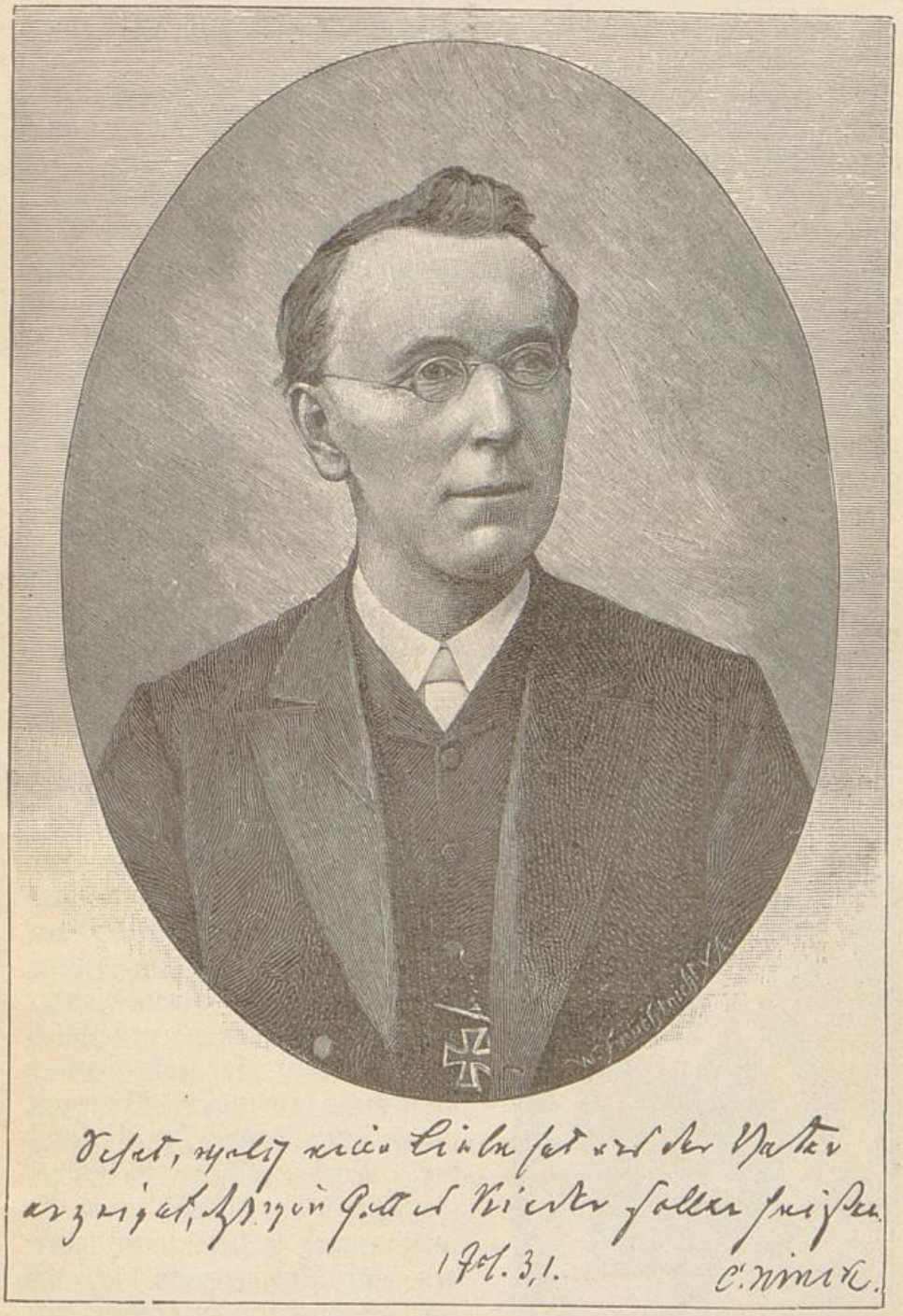
Am 21. Februar 1887 feierte der damalige Inspektor der Norddeutschen Mission, D. Franz Michael Zahn, sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum in Bremen. Dieser Tag wurde sozusagen der Geburtstag der Diakonissenarbeit in der Norddeutschen Mission. Pastor Ninck, der Gründer des Diakonissenhauses Bethlehem in Hamburg, brachte dem Jubilar zu seinem Festtage eine größere Summe Geldes nach Bremen mit der Bestimmung: „Für ein im Ewelande an der Westküste Afrikas zu errichtendes Diakonissenhaus."

Auf seiner Orientreise nach Palästina und Aegypten hatte Pastor Ninck den Segen der Kaiserswerther Diakonissenarbeit unter der mohammedanischen Bevölkerung des Morgenlandes kennen gelernt. Wie weit der Ruf der Diakonissenhäuser reichte, erlebte er selbst unter den Pyramiden. In seiner Reisegesellschaft befand sich auch eine Diakonisse aus Hamburg, München Giegling. Man hatte beschlossen, die größte der Pyramiden zu besteigen. Was aber von den Herren der Gesellschaft nur mit Anstrengung ausgeführt werden konnte, war für Schwester München unmöglich. Wo aber sollte sie dort in der Wüste eine Unterkunft finden? Es blieb nichts übrig, als sie im Schutz von zwei Eingeborenen von Giseh zurückzulassen. „Es ist eine Schwester von denen im Diakonissenhause von Alexandrien," sagte man ihnen. „Jawohl," war die Antwort, „eine Tochter Allahs werden wir schützen." Giseh mag wohl dreißig Meilen von Alexandrien entfernt sein; aber man wußte hier von dem stillen Walten der Schwestern unter den Kranken.

„Ich denke, ein solcher Erfolg ist mehr wert als andere Siege unter den Pyramiden," schreibt D. Zahn im Missionsblatt des Evangelischen Missionsvereins in Hamburg. „Was aber unter dem Islam möglich ist, und was dort vor jeglicher Missionsarbeit möglich gewesen ist, das erscheint uns erst recht im Heidenlande ausführbar, zumal eine vierzigjährige treue Arbeit den Boden empfänglich gemacht hat." So stimmte die Missionsleitung in Bremen nach ernstlicher Ueberlegung Pastor Nincks Gedanken und Plänen zu.

Inspektor D. F. M. Zahn.

Aber ehe man daran denken konnte, diese Pläne zur Ausführung zu bringen, wurde Pastor Ninck selbst am 17. September 1887 aus diesem Leben in die ewige Heimat abgerufen. Was sollte aus dem Kindlein werden, das schon in der Wiege den Vater verloren? Trotz mancher Schwierigkeiten, die sich seiner Ausführung entgegenstellten, wurde an dem Plane festgehalten, der, wie sich zeigte, nicht von Menschen war. Pastor Ninck hatte noch vor seinem Tode Schwestern für die Missionsarbeit im Ewelande geworben. Auch die Art ihrer Vorbereitung war von ihm im Diakonissenhause Bethlehem in Hamburg eingeleitet, so daß seit Oktober 1887 Missionsschwestern dort ausgebildet wurden. Diese Ausbildung wurde seit Mai 1888 von Pastor Nincks Nachfolger, dem zweiten Vorsteher Bethlehems, Pastor Koopmann in Hamburg geleitet. Man hatte als Arbeit der Schwestern auf dem Missionsfelde Erziehung des weiblichen Geschlechts, zunächst erwachsener Mädchen, Kleinkinderschule, Mädchenschule, Gemeindepflege, Krankenpflege und Geburtshilfe ins Auge gefaßt. Die Ausbildung für letztere erhielten die dazu bestimmten Schwestern in Stuttgart. Auch das Wichtigste aus der Apothekerkunst war in den Lehrplan der Schwestern aufgenommen. Zu ihrer Erlernung öffneten sich ihnen die gastlichen Tore der Städtischen Krankenanstalt zu Bremen, wo sie von der dortigen Apothekerschwester in deren Kunst eingeweiht wurden und im Kreise der Bielefelder Schwestern freundliche



Pastor Carl Ninck.

Aufnahme fanden. Zugleich wurden in Bremen die ersten Studien in der Ewesprache bei Frau Missionar Tolch gemacht, die an der Seite ihres Mannes sechzehn Jahre im Ewelande tätig gewesen war.

Ueber die Wahl des Arbeitsfeldes in Afrika schwankte man im Anfang. Die Norddeutsche Mission hatte damals zwei Hauptstationen, Keta an der Küste und Ho im Innern; die dritte, Amedzowe, wurde 1889 auf den Bergen von Avatime gegründet. Der erste Plan richtete sich auf die Errichtung eines Schwesternhauses in Ho. Man kam aber aus verschiedenen Gründen davon ab und gab der Küstenstation Keta den Vorzug. Dort begann man im Jahre 1889 mit dem Bau. Das Missionsblatt des Evangelischen Vereins vom 1. Oktober 1889 berichtet darüber: „Das Haus für die Diakonissen wird in Keta gebaut. Die Post, welche am 2. September Keta verließ, meldet einen guten Fortgang des Baues. Allein auch ein Haus wird nicht in einem Tage gebaut. Manche Sachen, die zum Bau nötig sind, können erst Mitte November in Afrika ankommen, und so wird doch Zeit hingehen. Nun hat aber Missionar Knüsli in Keta mit seiner Frau angeboten, zwei Schwestern aufzunehmen und von den drei Zimmern, die zu ihrer Wohnung gehören, eins herzugeben, bis das Diakonissenstift fertig ist. Das wäre sehr schön. Die Schwestern könnten sich einleben, und wenn sie dann nach einem halben Jahre, wenn es sein mag, ihr eigenes Haus beziehen und einen eigenen Haushalt beginnen, so sind sie doch nicht mehr so völlig Neulinge und unerfahrene Leute. Der Vorstand der Norddeutschen Missions-Gesellschaft hat deshalb denen, die in Hamburg zu bestimmen haben, den Vorschlag gemacht, zunächst zwei Schwestern zu senden. Er konnte zugleich mitteilen, daß sich gerade eine gute Gelegenheit finde, indem Missionar Spieth mit

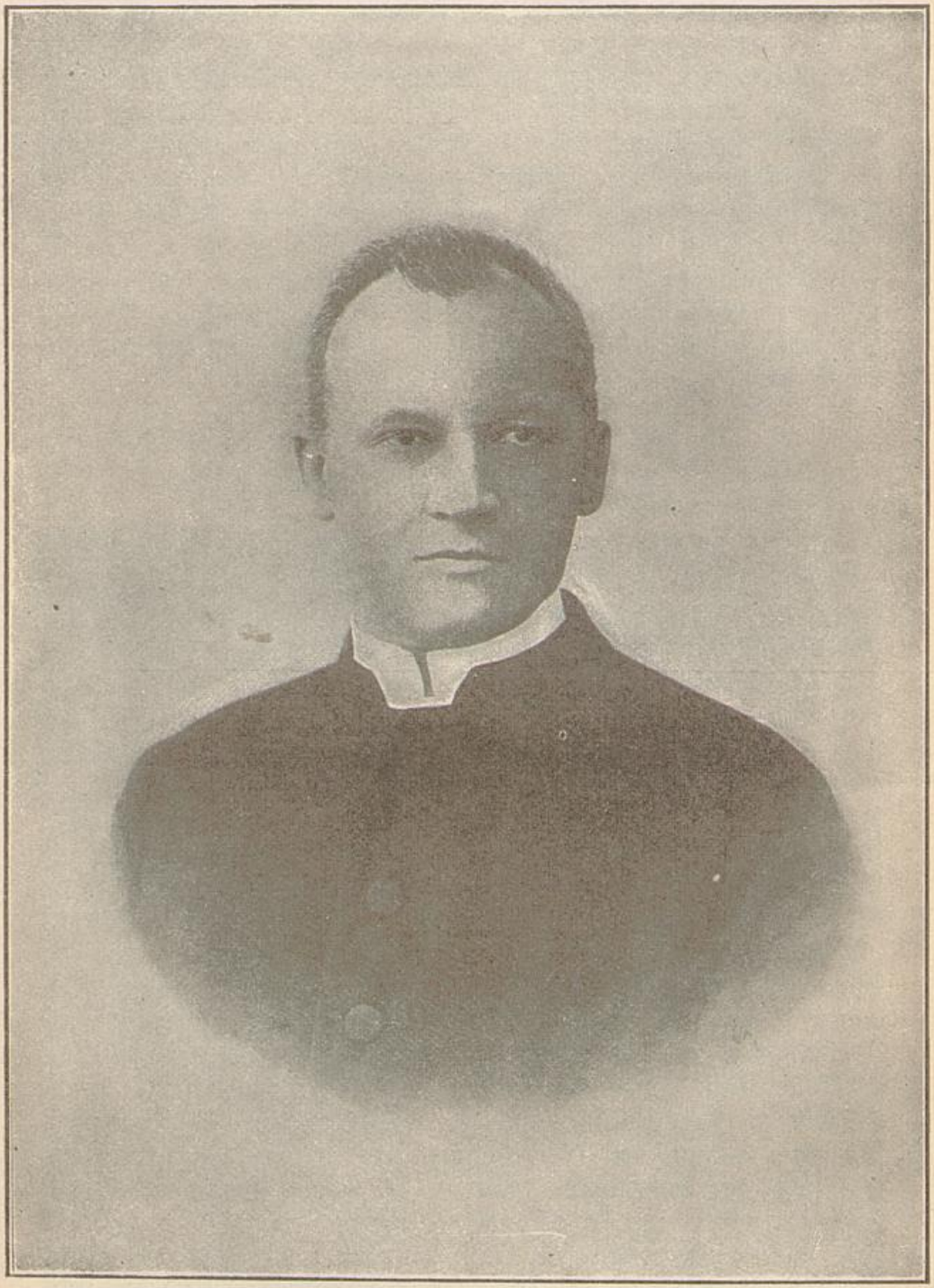
Schwester Lottchen und Hedwig Rohns.

seiner Frau am 1. November nach Afrika reisen werde, und die Schwestern unter ihrem Geleite angenehm die Reise übers Meer ins fremde Land machen könnten. Darauf ist man nun in Hamburg eingegangen, und es ist beschlossen worden, daß zwei Schwestern, und zwar die Schwestern, welche es auch leiblich sind, Hedwig und Lottchen Rohns, am 1. November nach Keta abreisen sollen. Am 29. Oktober wird in der Anscharkapelle die Abordnung dieser Schwestern geschehen. Damit wäre der erste Schritt getan. Gott gebe, daß dies ein Anfang sei zu einer gesegneten Arbeit, gesegnet für die Schwestern, gesegnet für die Missionsfreunde alle, gesegnet für die ganze Norddeutsche Missions-Gesellschaft und durch sie alle an dem Ewevolke!" — So war der Plan zur Tat gereift, und man schritt an seine Ausführung.

2. Sendung und Reise.

Uns Schwestern war es eine Freudenbotschaft, als es hieß: „Nun geht's nach Afrika! Die Vorbereitungszeit ist zu Ende, die Arbeit beginnt." Eine von uns hatte sechzehn Jahre um diese Arbeit gebetet und auf sie gewartet. Und nun schenkte uns der Herr, was wir erbeten. Die Freude darüber trug über den schweren Abschied hinweg. Am 29. Oktober wurden wir von Pastor Koopmann für die Arbeit unter den Heiden eingesegnet und abgeordnet. „Gottes Freundlichkeit schenkt uns diese Stunde," sagte er in seiner Abordnungsrede, „in der lange Geplantes, herzlich Erbetenes zur Ausführung kommen soll." Und dann sammelte er unsere Gedanken um das Wort des Herrn Joh. 15, 9: „Bleibet in meiner Liebe!" „Euer Dienst wird ganz besondere Liebe fordern, er fordert besondere Opfer und stellt euch vor besonders schwere Aufgaben. Ihr sollt gehen aus eurem Vaterlande und aus eurer Freundschaft in ein fernes, unbekanntes Land. Und nicht gebahnte Wege findet ihr für eure Arbeit vor, sondern ihr müßt die Arbeit erst euch suchen und für die Arbeit selbst die Bahn erst schaffen. Kämpfe und Anfechtungen warten euer dort, die ihr jetzt noch gar nicht kennt. Bleibet in meiner Liebe, bittet euch der Herr, weil ihr in besonderem Maße seiner Liebe bedürft. Und diese Liebe könnt ihr nur dadurch finden, daß ihr den Heiland seine Liebe in euer Herz ausgießen, daß ihr euch weiter von ihm lieben laßt. Darum stimmen wir in seine Bitte ein: Bleibet in seiner Liebe!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Pastor Ferdinand Koopmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist das Lied der Lieder,
Das singst du immer wieder,
Wenn du es einmal singen lernst.
Kein Mensch hat es ersonnen
Dies Lied, so reich an Wonnen
Und doch so lehrreich, tief und ernst.

Es singt von einer Liebe,
Vor der des Lebens Trübe
Wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
Wenn man so recht von Herzen
Anstimmen kann das schöne Lied!"

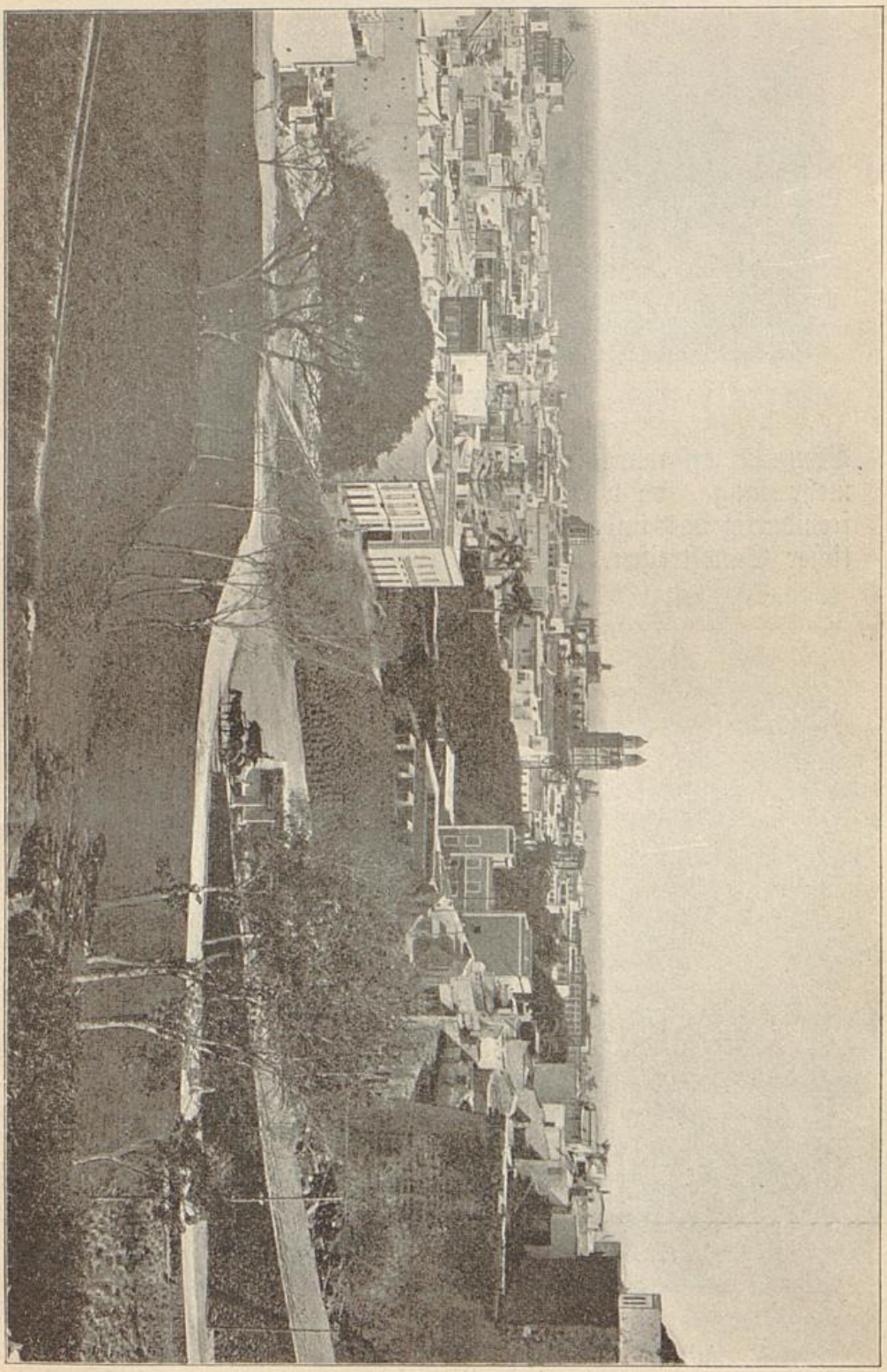
Am 1. November 1889 schifften wir uns unter Begleitung von Missionar Spieth und Frau auf dem Dampfer „Adolf Woermann" ein. Das war ein kleines Schiff mit wenig Bequemlichkeiten. Kalt und rauh war die Fahrt durch die Nordsee und

Ein Woermann-Dampfer.

stürmisch im Golf von Biscaya. In diesen ungemütlichen Tagen gab es wenig geschützte Plätze an Bord. Gewöhnlich kauerten wir auf einer kleinen, mit Teertuch beschlagenen Kiste neben dem Eßzimmer. Dort hatte man frische Luft, wenn es auch reichlich kühl war. Aber die schlimmen Tage gingen vorüber. Wir kamen auf die Höhe von Madeira. Bei der Weiterfahrt grüßte uns der Pik von Teneriffe mit wunderbarer Klarheit aus den Wolken, und bald lag der Dampfer im Hafen der Insel. Dunkelblau wölbte sich der wolkenlose Himmel über dem schönen Bilde, welches sich unseren erstaunten Blicken bot. Da lag es, das paradiesisch schöne Eiland, von dem tiefblauen

Im Hafen von Teneriffe.

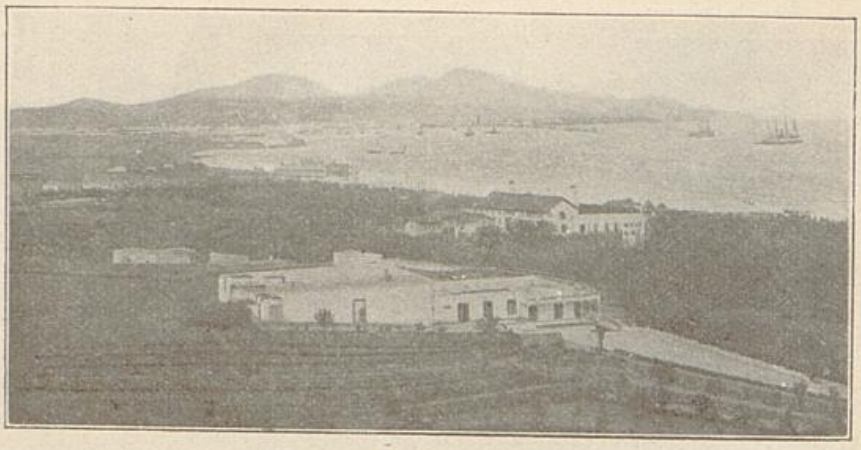
Meere umflossen und von milden Frühlingslüften umweht. Das war eine ganz andere, eine neue Welt. Gelbe und bräunliche Leute kamen in vielen kleinen Böten herangefahren, boten mit lautem Geschrei ihre Waren feil, sprangen behende in die blaue Flut, um ein hineingeworfenes Geldstück geschickt zu greifen und schwammen unter dem Dampfer hindurch, um jenseits wieder emporzutauchen. Da gab es viel zu sehen, und man hätte seine Sinne verdoppeln mögen. Ein kleiner Dampfer brachte uns an Land. Was gab es nun hier erst alles zu bewundern. Welche Farbenpracht überall! Die Häuser erschienen hellblau, rosa oder gelb. Ueberall sahen wir den üppigsten Blumenschmuck, besonders Rosen und Geranien, dazwischen Pinien und Palmen, Orangenbäume und Eukalypten. In dem offenen Hofe des Hauses hielten wir unter Palmen die Mahlzeit. Auf dem freien Platze der Stadt sahen wir die schönen Spanierinnen, den Kopf mit dem kleidsamen Spitzenschleier umhüllt, einherschreiten. In einem großen Rosengarten saßen grüne Kanarienvögel auf den glänzenden Palmenblättern und erfüllten die Luft mit ihrem süßen Gesange. Das war südländisches Leben. Dann kamen wir nach Las Palmas auf Gran Canaria. Und nun ging es in die afrikanischen Gewässer.



Die Stadt Las Palmas.

Die Stadt Las Palmas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Der Hafen von Las Palmas.

Von nun an wurde es wärmer und wärmer. Es dauerte nicht mehr lange, da waren wir an der Küste Afrikas. Wie fremdartig das unbekannte Land anmutete! Ein schmaler, gelblicher Sandstreifen, mit Palmen besetzt. Pfeilschnell flogen die

Einbäume vor Monrovia.

Einbäume (Kähne aus einem Baumstamm) durch die Fluten, von den breiten Rudern der Neger getrieben. Da waren sie nun, die Leute, an denen wir arbeiten sollten. War das möglich? Wie wild sie durcheinander schrien! Was für einen rohen Eindruck sie machten! Wir gestanden uns, daß wir diese Neger nicht leiden möchten. In Monrovia kam eine ganze Schar Kruboys, d. h. Krumeger, die als Arbeiter in den Faktoreien gebraucht werden, an Bord. Da gab es viel zu sehen und viel zu hören, denn sie waren immer am Erzählen und Schwatzen, Singen und Schreien. Und wie sie aßen und schliefen und spielten, das war alles interessant. An der Goldküste wurde das Ufer bergiger. In Accra, der Hauptstadt der Goldküste, kamen Basler Missionare an Bord. Missionar Spieth ging an Land und erzählte von der schönen Wagenfahrt, die er von Accra nach Christiansborg gemacht. Nun war das Ziel nicht mehr weit.

Am 25. November, morgens um sechs Uhr, waren wir in Keta. Da lag es, die weißen Häuser in Palmen gebettet. So hübsch hatten wir es uns nicht gedacht. Da kamen in einem kleinen Ruderbote Missionare von Land, um die Reisegesellschaft zu bewillkommnen. Nun kam die Ausschiffung. Die war für die Kisten und Kasten einfacher als für die Menschen. Auf Deck stand der Korbstuhl, flugs hineingesetzt, dann wurde er an die Kette des Schiffskrans befestigt, und dem Vogel gleich flogen wir durch die Lüfte, bis der Stuhl in dem kleinen Boote, das unten auf den bewegten Meereswogen an der Schiffsseite hin und her schwankte, landete. Schwarze Hände ergriffen den Stuhl und suchten ihm in dem wackeligen Dasein einen festen Stand zu geben. Nun wurde das Boot durch die hohen Meereswellen gerudert. Dazu gehört eine besondere Geschicklichkeit, denn zu Zeiten ist die Brandung so bedeutend, daß es nicht ganz leicht ist, ohne ein tüchtiges Wellenbad ans Land zu kommen. Um dieses zu verhüten, wird zur Landung der Augenblick der Ruhe abgepaßt, welcher immer folgt, nachdem mehrere große Wellen tosend ans Land gestürzt sind. So war es bei unserer Ankunft auch. Jetzt hielt das Boot auf dem Sande, von seichtem Wasser umgeben, die Ruder flogen ins Wasser, die Ruderer sprangen hinaus, und ehe wir uns überlegen konnten, wie wir ans trockene Land kämen, waren wir schon von kräftigen Negerarmen erfaßt und durch das Wasser getragen. Da standen wir auf dem heißen Sande von Keta. Es war inzwischen neun Uhr geworden, und die Sonne brannte heiß, sehr heiß. Aber es war jetzt keine Zeit, um Betrachtungen

Der Strand von Accra.

anzustellen, denn viele Hände streckten sich den Neuangekommenen zum Willkommen entgegen. Missionar Knüsli und Frau, Missionar Binetsch und Frau, die Frau eines Kaufmanns und andere, es war eine große Begrüßung. Und nun ging's ins Haus. Dieses war das sogenannte Awedomehaus, welches damals von Missionar Knüsli bewohnt wurde. Dort sollten

wir bis zur Fertigstellung des im Bau begriffenen Diakonissenhauses unser Heim finden. Wie war das freundliche Zimmer in dem reichen Blumenschmuck so schön! Da ließ sich's schon einige Monate leben. Auch in dem Geschwisterkreise fühlten wir uns bald wohl. Die Hitze war nicht so schlimm, wie wir gedacht, und die Arbeit wurde uns gleich lieb. Merkwürdigerweise schmeckte die erste afrikanische Pfefferſuppe nur wenig nach Pfeffer. Der Küchengehilfe hatte mitleidigen Herzens das scharfe Gewürz gespart, damit wir, „die neuen Menschen", mitessen könnten. Wir lebten uns rasch ein, und wir sagten in dieser Zeit beide öfter zueinander: „Afrika ist das Land meiner Bestimmung."

Das Awedomehaus in Keta.

Der Strand von Accra.

II. Lehrzeit.

1. Keta, das erste Arbeitsfeld der Schwestern.

Gleich am ersten Tage gingen wir in den etwas kühleren Nachmittagsstunden hinaus, um den Ort kennen zu lernen, wo wir arbeiten sollten. Damals reichte der Strand von Keta noch viel weiter ins Meer hinaus. Erst später haben die an diesem Teile der Westküste Afrikas häufigen Springfluten hier viel abgerissen. Dadurch hat das jetzige Keta ein anderes Aussehen erhalten.

In einem der ersten in die Heimat gesandten Briefe findet sich eine Beschreibung des damaligen Keta, die wir hier folgen lassen.

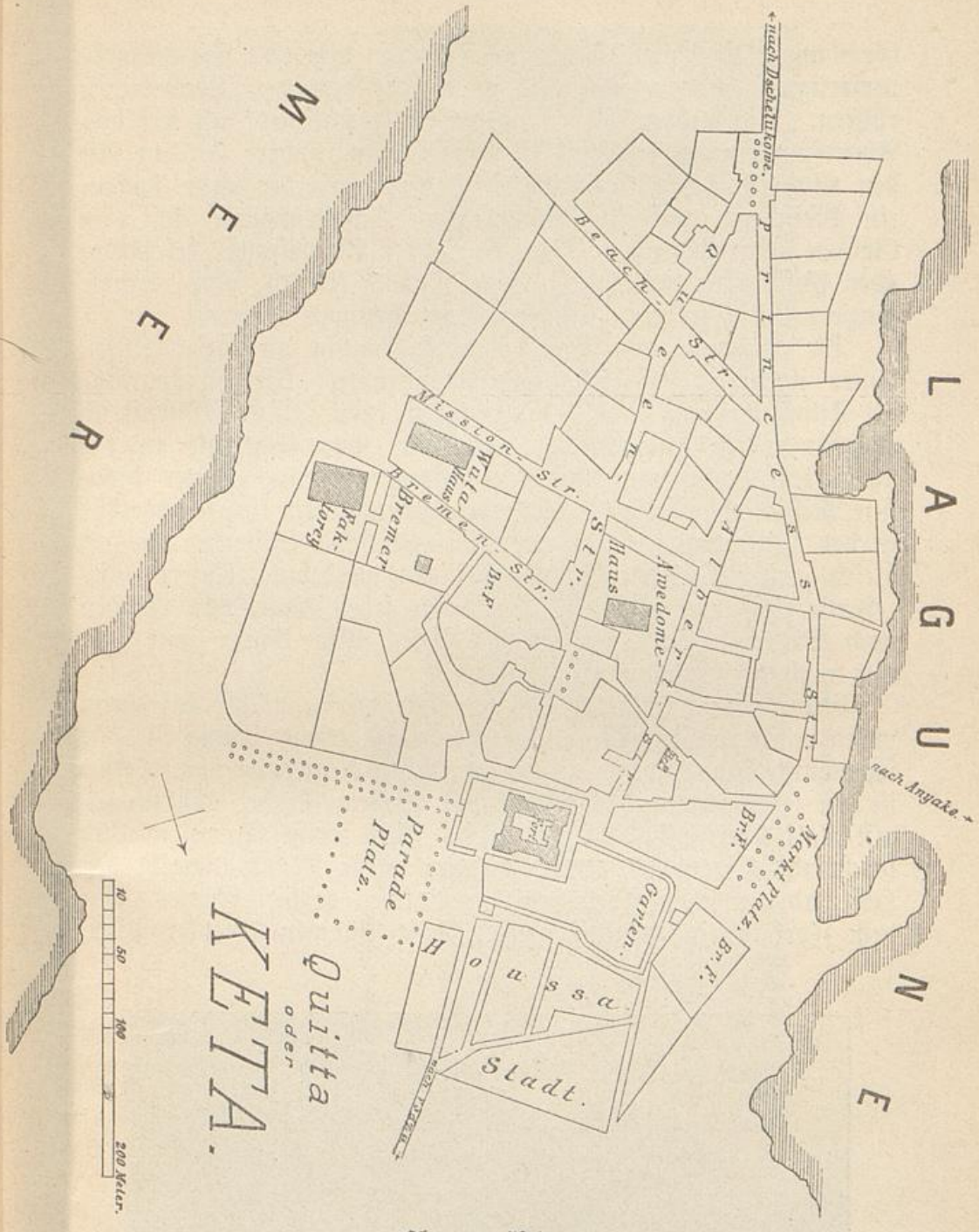
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keta hat etwa 2500 Einwohner, außer achtzehn Europäern alles Neger, die meisten dem Ewestamme angehörig, einige aber auch aus Sierra Leone hierher gezogen. Unter ihnen gibt es Kaufleute von nicht unbedeutendem Reichtum. Man sieht sie besonders Sonntags in höchst feiner europäischer Kleidung einherwandeln. Viele von ihnen sind auch einige Jahre in Europa gewesen, haben aber nicht gerade das Beste dort gelernt. Hier haben sie sich europäische Häuser gebaut, so daß Keta, wenn man hindurchgeht, etwa den Eindruck eines großen Dorfes bei uns zu Hause macht.

Die Negerhütten sind meistens mit Grasdächern versehen, haben weißgetünchte Wände, welche aus dem Schlamme der Lagune anstatt aus Lehm aufgeführt sind, und an Stelle der Fenster blau, rot oder grün angestrichene Läden. Im Innern befinden sich mehrere Räume, die zum Aufbewahren des Eigentums und zum Schlafen dienen. Hie und da sieht man auch ein Wohnzimmer. In diesem tauchen schon europäische Möbel auf, z. B. ein Tisch oder ein Bett, Stühle sind noch seltener. Gegen Abend kann man öfters einen Neger erblicken, behaglich auf einem Langstuhle vor der Tür seiner Hütte ruhend. Jede Negerhütte ist von einem größeren Stück Land umgeben, welches ordentlich eingezäunt ist, und zwar ist ein solcher Zaun gewöhnlich ein kleines Kunstwerk, von Kistendeckeln oder ausgedienten Petroleumfässern oder alten eisernen Faßbändern hergestellt. Wir stehen oft bewundernd vor einem solchen Werke und freuen uns der Erfindungsgabe der Neger.

Negergehöft in Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



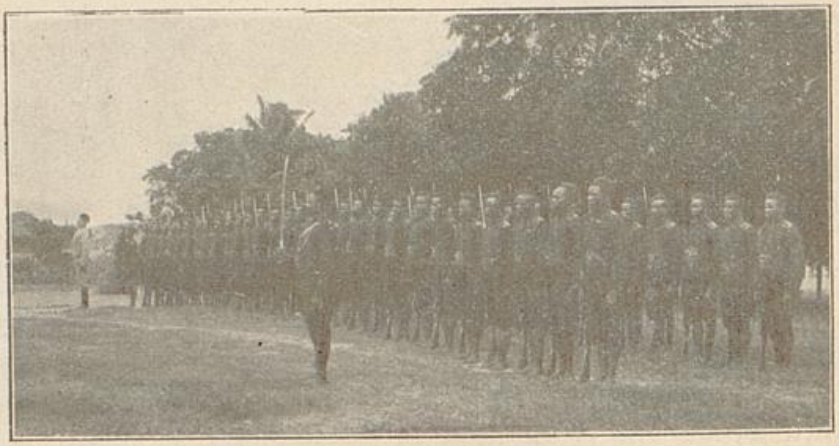
Plan von Keta.

Innerhalb des Zaunes befindet sich der Hofraum und mehrere kleine Häuser oder Hütten. Bei den Heiden hat jede von den verschiedenen Frauen ihre eigene Wohnung, auch wohnen Mann und Frau nicht in einem Hause zusammen. Tritt man gegen Abend in den Hof, so erblickt man ein buntes

Gewimmel. Hier sieht man eine Frau an dem aus Lagunenerde verfertigten Herde sitzen und in einem schwarzen Landestopfe rühren. Die Kinder stehen umher und scheinen sich auf das Abendsüpplein zu freuen. Dort sieht man andere Frauen mit den Kindern beschäftigt, wieder andere auf der Erde hocken, ein Pfeifchen rauchend. Unter einem Schattenbaume sitzt eine Gruppe von Männern, mit einer Art Würfelspiel beschäftigt oder Geschichten erzählend. Eine Herde Ziegen oder Schafe spaziert lustig zwischen den einzelnen Gruppen umher.

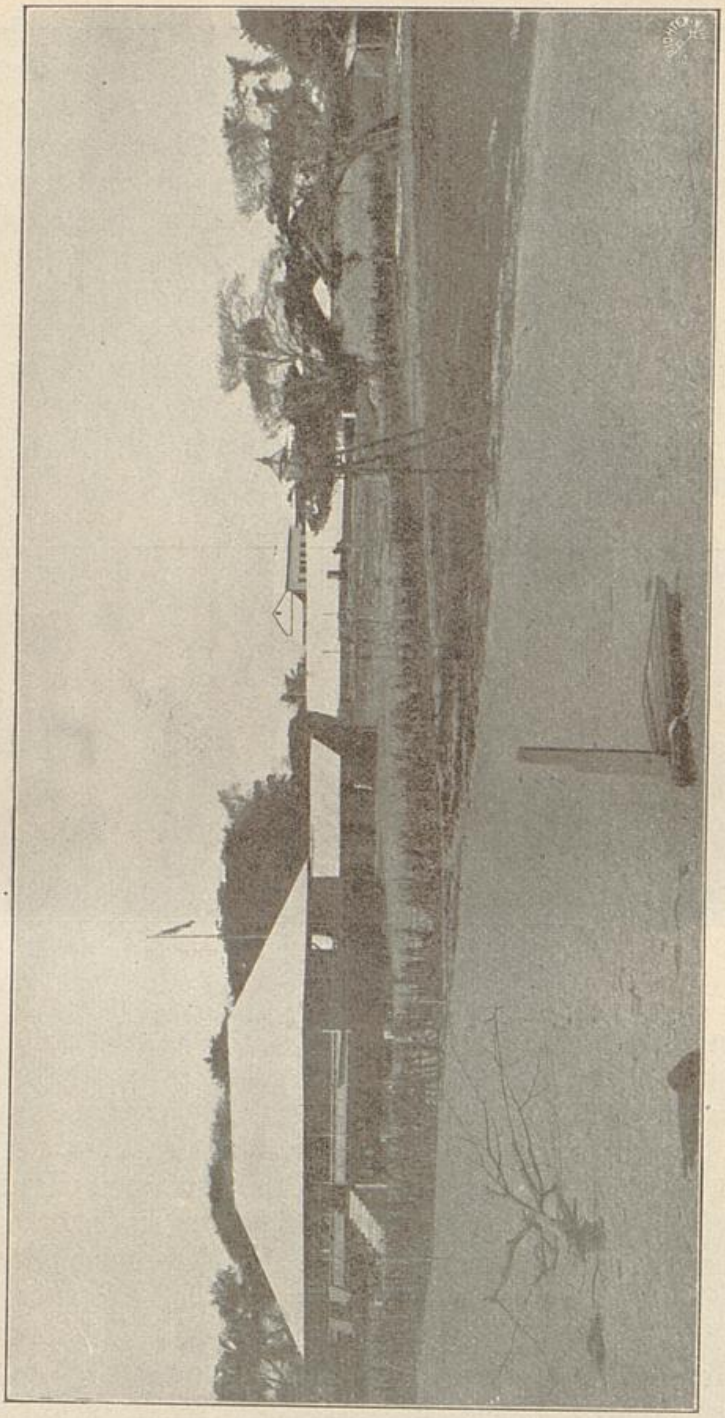
Die Bildung von Lagunen ist häufig an dieser Küste. Unter ihnen ist die Ketalagune die größte. Sie ist ungefähr 40 Kilometer lang und 14 Kilometer breit. Der Küstenstrich zwischen Meer und Lagune, auf dem Keta liegt, ist an der schmalsten Stelle nur etwa dreihundertunddreißig Meter breit. Die Missionshäuser mit umgebenden Grundstücken liegen ungefähr in der Mitte von Keta, so daß sich nach jeder Seite hin ein fast gleich großer Teil der Stadt am Meere ausdehnt. Unsere Küste erstreckt sich, wie man auf der Karte sehen kann, von Norden nach Süden. Im Osten ist das Meer, also können wir uns nur nach drei Richtungen bewegen.

Gehen wir nördlich, so erreichen wir zunächst auf einem ordentlichen, breiten Wege, der allerdings etwas sandig ist, das sogenannte Fort, den Sitz der englischen Regierung hier. Dieses ist ein festungsartiges Gebäude mit flachem Dache, vollkommen mit Kalk übertüncht, darum durch seine weiße Farbe weithin leuchtend. Eine hohe, ebenfalls ganz weiße Mauer umgibt den Hof und den schönen, großen, an Palmen reichen Garten. Vor dem Fort ist ein ziemlich großer, mit Bäumen besetzter Platz,



Haussa-Truppe in Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Beamtenhaus und Fort in Keta.

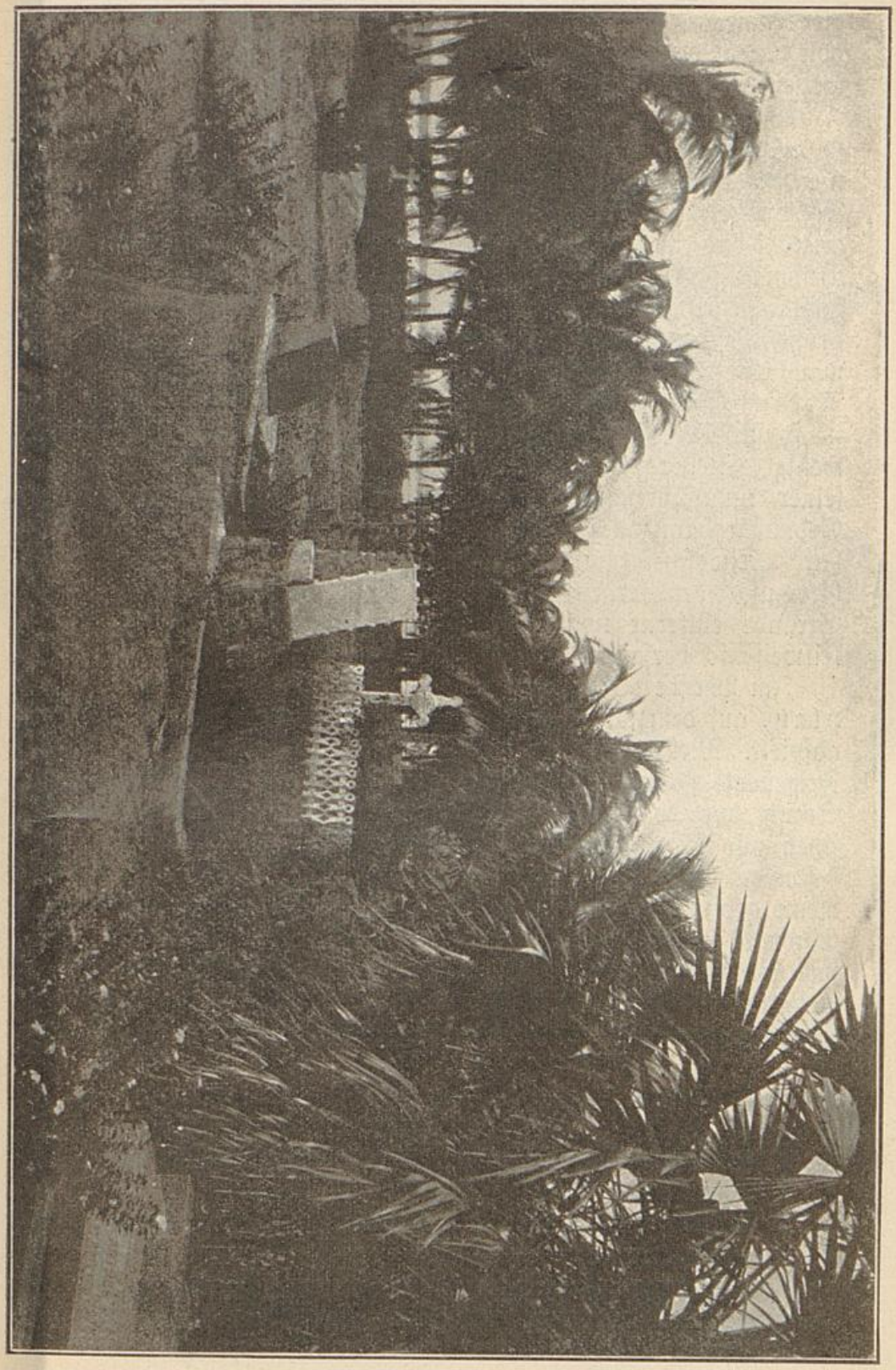
auf dem sich immer viele schwarze Soldaten befinden. Diese sind nicht dem Evevolke entnommen, sondern einem aus dem Innern kommenden mohammedanischen Negerstamme, den Haussas. Dieses hat seinen Grund darin, daß die Engländer im Falle

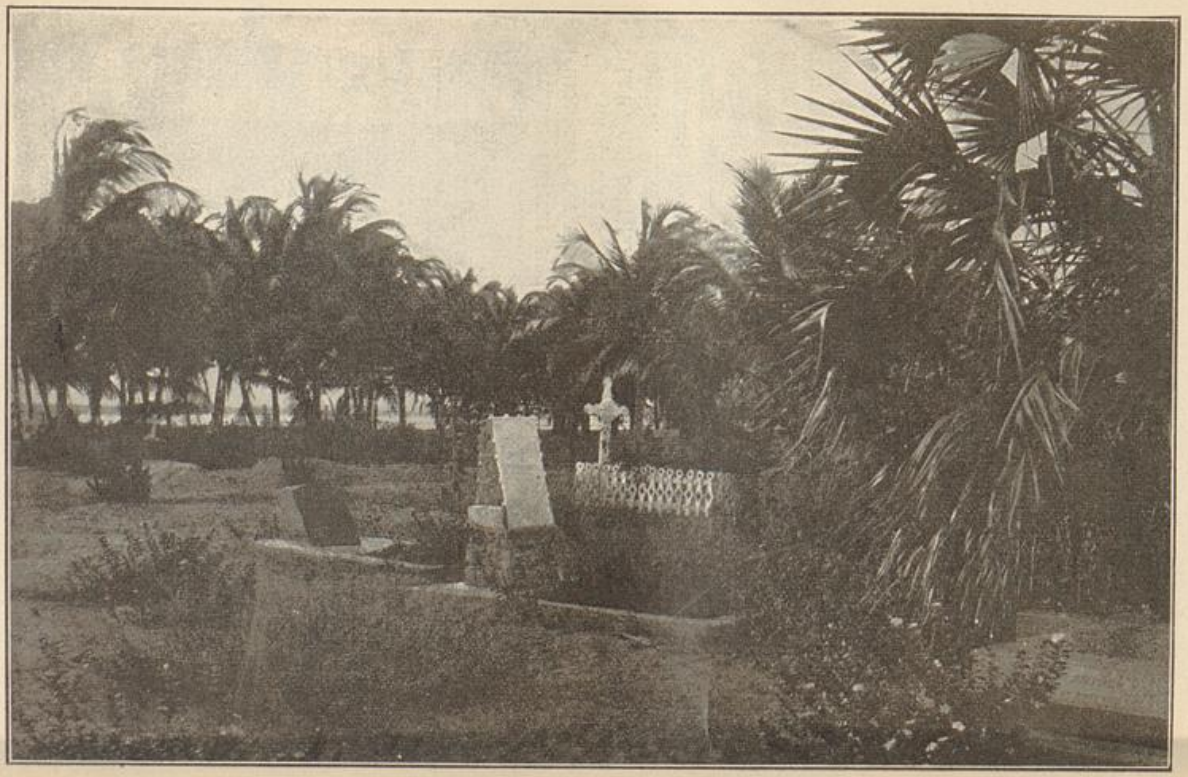
eines Aufstandes fürchten müßten, ihre eigenen Soldaten möchten sich mit ihren Landsleuten gegen sie verbinden. Die Haussas als Fremde haben dazu keine Veranlassung. Ich bewundere jedesmal die Tapferkeit, mit der diese schwarzen Soldaten ihre heiße Uniform tragen. Aber der Stolz, in ihr zu stecken, hilft ihnen wohl über die Unannehmlichkeiten hinweg. Sie tragen Kniehosen von marineblauem Tuch mit roten Seitenstreifen, kurze blaue Jacken, mit roten Tressen besetzt, breiten roten Gürtel und rot und blaues Käppi. Die Fortsetzung des Weges führt durch das Haussaviertel. Dieses ist ein ganzer Stadtteil, in dem sich Neger jenes Stammes angesiedelt haben, und wo die Familien der Soldaten wohnen. Der Weg ist hier an beiden Seiten von einer hohen Kaktushecke eingefaßt; jenseits

Haussa-Handelsleute.

derselben sieht man die kleinen, aus Palmenzweigen und Gras geflochtenen Hütten. Die stolz einherschreitenden Gestalten der Mohammedaner in ihren weiten, großen, faltenreichen Gewändern beleben die Gegend auf eine eigentümliche Art, ebenso die vielen Schaf- und Ziegenherden, Hühner, Perlhühner und Truthühner, auf deren Zucht diese Leute viele Mühe verwenden.

Wenn man den betretenen Weg, der sich durch Breite und Schönheit besonders auszeichnet, etwa eine halbe Stunde fortsetzt, erreicht man das nächste Dorf Vodza. Wir sind noch nie so weit gekommen, sondern haben seine Palmen und die darunter versteckten Hütten immer nur aus der Ferne gesehen. Zur rechten Hand hat man auf diesem Wege das Meer, zur Linken die Lagune, welche allerdings augenblicklich sehr wasserarm ist, so daß nur ein kleiner Wasserstreifen in der Ferne sichtbar ist. Links vom Vodzawege befindet sich auch der neue Kirchhof der Mission. Es bewegt das Herz eigentümlich, wenn man hier





Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

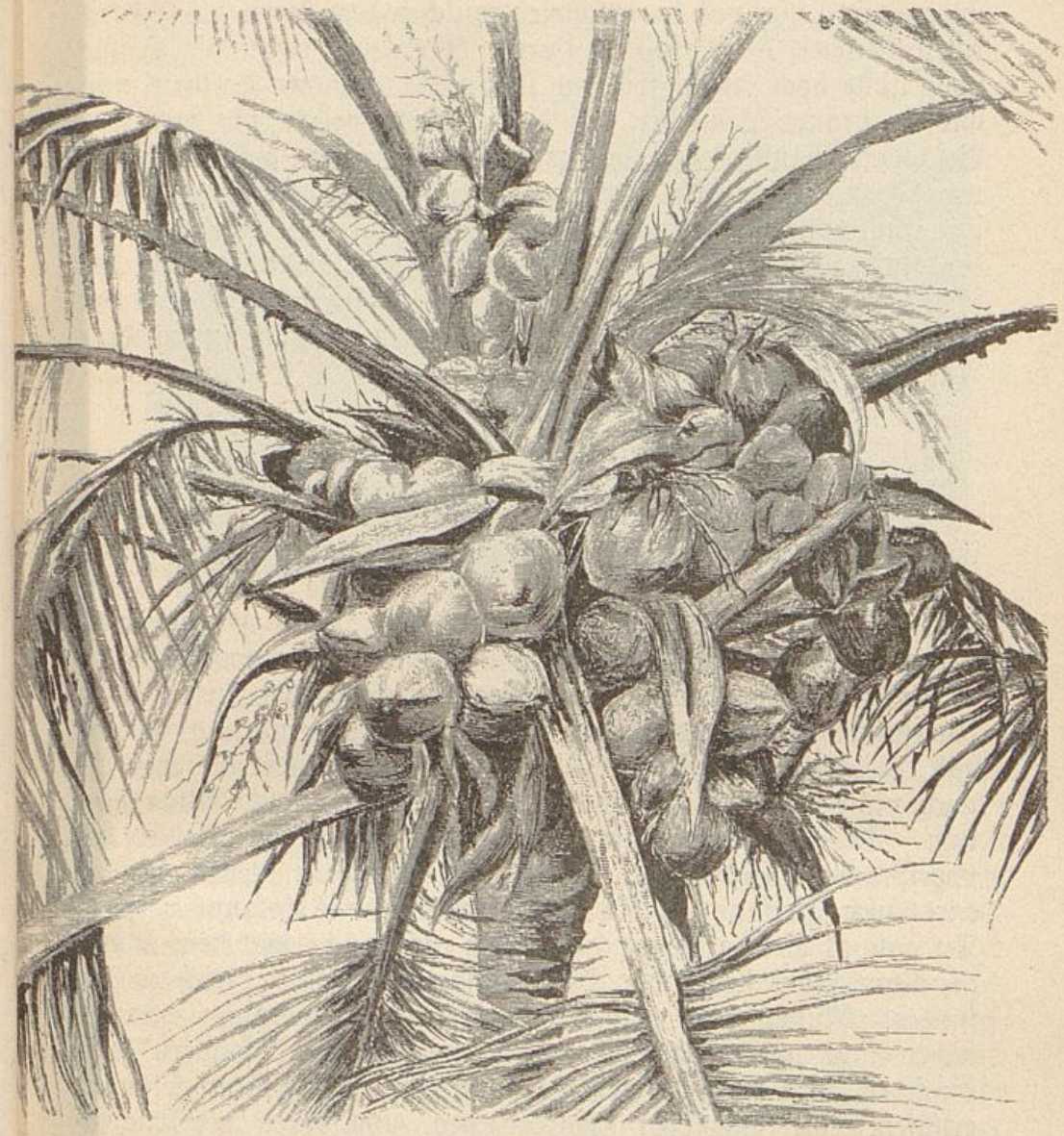
die Namen so mancher früh Verstorbenen liest und weiß, viele von denen, deren Leib hier in der heißen Erde ruht, sind Samenkörner der Ewekirche.

Wenn ich nun den nach Süden führenden Weg beschreibe, so müssen wir, um ihn zu erreichen, uns zunächst ans Meeresufer begeben. Das gelingt uns in wenigen Minuten. Die ans Meer führende Straße zeigt uns links unser neues Diakonissenhaus, das im Bau ist, und daneben Haus und Garten der Bremer Faktorei, rechts das Wutahaus, das zweite Missionshaus. Die Meeresbrise ist sehr erfrischend, und es macht eine große Freude, der oft sehr bewegten Brandung zuzusehen. Wenn man eine Stunde weiter geht, kommt man nach dem Dorfe Dzelukowe, wegen seiner Geflügelzucht berühmt. Das Ufer ist so sandig wie das in Warnemünde. Muscheln gibt es nur wenige, Steine gar nicht. Es ist schön, dem Meere zuzusehen in seiner unaufhörlichen Bewegung. Unwillkürlich wandern die Gedanken dann auch nach Hause, denn auf irgend eine wunderbare Weise scheint mir das Meer immer ein Bindeglied zwischen hier und der fernen Heimat zu sein. Es gibt etwas vom Strande entfernt noch einen Weg nach Dzelukowe, der aber teilweise so versandet ist, daß wir ihn nie betreten.

Im Westen liegt direkt an der Lagune der große Marktplatz, auf dem sich ein großer Teil vom Leben der Negerfrauen abspielt. Mehrere Reihen mächtiger Schattenbäume, einer wilden Feigenart, geben mit ihrem dichten Laubdache den Marktleuten Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen. Manche Frauen sitzen alle Tage dort, um ihre Waren feilzubieten. Die meisten, besonders auch die auswärtigen, kommen nur alle vier Tage, wenn großer Markttag ist. Es macht einen sehr wunderbaren Eindruck, wenn man in der Hamburger Börse oben steht und wie ein lautes Getöse das Durcheinander der Stimmen hört. Aehnlich ist es auf dem Ketamarkte, obwohl er unter freiem Himmel abgehalten wird. Ein endloses Stimmengewirr umgibt den Besucher. Was kann man da aber auch alles erhandeln! Ananas, Bananen, Mango, Mais, Jams (die afrikanische Kartoffel), Fetri (ein dortiges Gemüse), Zwiebeln, Palmöl, Maisbrot, getrocknete Fische, Streichhölzer, Petroleum, allerlei Stoffe, fertige Kleider und vieles mehr. Der Markt ist zugleich die Zeitung für hier und alle umliegenden Ortschaften; denn hier werden alle Neuigkeiten weiter erzählt.

Dem hübschen Eindruck, welchen Keta vom Meere aus macht, entspricht die Stadt nicht ganz; ihre Straßen und Gehöfte sind für europäische Begriffe zu wenig ordentlich angelegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Krone einer Kokospalme.

Es war in der Woche vor dem ersten Advent, als wir hier in Keta anlangten. Während man zu Hause mit Wonne den ersten Schnee begrüßte, und die Bratäpfel dazu im Ofen schmorten, fanden wir es hier so heiß, wie man es in Europa nur im heißesten Sommer kennt. Zu Hause setzen sich die Leute jetzt so nahe wie möglich dem wärmenden Ofen, wir aber trinken des Morgens den Kaffee auf der offenen Veranda. Wohin wir blicken, sehen wir grüne Bäume, Kokospalmen, Fächerpalmen, wilde Feigenbäume, Bananen, Eukalypten, Affenbrotbäume und

andere, und hier und da leuchteten zwischen dem Grün die schönen roten Blumen der Pride of Peru. Morgens, wenn die Sonne noch nicht hoch stand, wiegten sich niedliche bunte Kolibris und hübsche braune Täubchen auf den Palmenzweigen hin und her. Besonders häufig aber sah man die fleißigen, gelben Webervögel von Ast zu Ast fliegen, und in großen Mengen hingen ihre kunstvollen Nester an den Bäumen. Freilich sah man an den Kokospalmen die Spuren ihrer Arbeit; mehr als eins der schön geformten Blätter hatten sie seiner Spitze beraubt, aus der sie sich die feinen Blattrippen lösen, welche sie zum Bau ihrer Wohnung verwenden.

2. Einführung in die Arbeit.

Aller Anfang ist schwer. Und nun erst ein Anfang in einem fremden Erdteile unter einem unbekannten Volke! Frau Knüsli war eine weise und liebevolle Lehrerin. Sie führte freundlich in alles Unbekannte ein. Aber es ging nicht überall wie mit der Pfeffersuppe, nicht alle hielten uns so bereitwillig wie der Koch John alles Unangenehme fern. Aus Unerfahrenheit gab es manche schwere, bittere Erfahrung. Arbeit gab es sofort die Hülle und die Fülle. Aber da wir die Sprache noch nicht beherrschten, konnten wir nur einen beschränkten Teil tun. Da galt es erst für uns in das unbekannte Gebiet der Ewesprache einzudringen. Auch mit manchem Neuen in der europäisch-afrikanischen Küche mußten wir uns bekannt machen. Da gab es viel zu lernen. Es war nicht leicht, mit dem immer gleichen Hühnerfleisch die Speisenfolge abwechslungsreich zu gestalten. Außer dem gekochten und gebratenen Huhn gab es daher nicht nur gefüllte Tomaten und Frikassee, sondern auch Beefsteak und Kotelett von Hühnerfleisch. An jedem Morgen erschienen die schwarzen Händlerinnen, von denen die Küchenbedürfnisse erstanden wurden. Sie hatten erstaunlich viel Zeit, und wenn man es nicht richtig anfing, konnte man erstaunlich viel Zeit bei diesem Handel verbringen. Da mußte man ein richtiges Studium im Feilschen und Handeln machen, um preiswürdig zu kaufen, denn der vorgeschlagene Preis ging gewöhnlich auf die Hälfte zurück.

Frau Knüsli hatte acht Negermädchen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren im Hause. Sie waren ihr von Christen oder von solchen heidnischen Eltern übergeben, die eine christliche Erziehung für ihre Kinder wünschten. Diese Mädchen wurden nach unserer Ankunft unserer Obhut anvertraut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Schwestern mit den ersten Kindern.

Am Morgen von acht bis zwölf Uhr besuchten sie die Knabenschule. In den ersten Tagesstunden, nachmittags und abends lernten sie unter unserer Aufsicht Haus- und Handarbeiten. Von zwei bis vier Uhr kamen zu diesen acht Mädchen noch neun andere aus der Stadt, die sich zu einem regelrechten Handarbeitsunterricht versammelten. Die Anfängerinnen nähten bunte Läppchen zu langen Streifen zusammen, die Größeren fertigten Kleider für sich oder ihre Mütter. Auch ein einfacher Kreuzstich oder leichte Häkelmuster wurden gearbeitet. Der Unterricht und die Erziehung dieser Kinder gaben uns gleich vollauf Beschäftigung. Um fünf Uhr gingen wir häufig in die Stadt, um die Mütter unserer Schülerinnen zu besuchen und uns allmählich mit ihnen bekannt zu machen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erlaubte uns die tiefer stehende Sonne solche Wege. Der Abend war meistens dem Sprachstudium gewidmet. Alles, was wir taten und tun wollten, drängte uns dazu, dieses mit Ernst in Angriff zu nehmen.

In den Morgenstunden, welche unsere Zöglinge in der Schule zubrachten, besorgte eine von uns den Haushalt, während die andere eine Art Klinik für allerlei kranke Leute hatte. Diese war bisher von einem der Missionare abgehalten worden. Wir waren froh, sie ihm abnehmen zu dürfen, denn wo das Wort fehlt, um von Herz zu Herz zu wirken, da redet die Tat der Liebe eine beredte Sprache. So war die Arbeit an den Kranken eine gute Einführung bei dem Volke für uns.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch nach Jahren haben einzelne ihren Dank bezeugt und uns immer wieder versichert: „Du hast mein Kind gesund gemacht, du hast mir geholfen, daß meine Wunde gestorben (geheilt) ist usw." Mit viel leiblichem Elend kamen wir in Berührung. Unvorsichtige Behandlung, Nachlässigkeit und Unreinlichkeit verschlimmern oft die Krankheiten der Ewer. In einer alten Rumpelkammer im Wutahause, dem Missionshause am Meere, versammelten sich die armen Hilfsbedürftigen. Wenn eine von uns um acht Uhr erschien, war gewöhnlich schon eine ganze Schar im Zimmer. Der ausführliche Ewegruß, in dem man sich nach dem Wohlergehen aller Hausgenossen erkundigt, wurde gewechselt, und dann entstand ein edler Wettstreit, da jeder Anwesende der erste bei der Behandlung sein wollte. Hier wurde eine strenge Ordnung eingeführt, der sich jeder unweigerlich zu fügen hatte. Auf langen Bänken mußten sie in genauer Reihenfolge Platz nehmen, auf diese Weise ging alles geordnet zu. Erschienen neue Kranke, so war die Verständigung oft schwierig. Da mußte oftmals ein Lehrer, der Englisch verstand, Dolmetscher sein. Der Rumpelkammer wurde mit Besen und Scheuerbürste zu Leibe gegangen, das Gerümpel entfernt und die nach reichlichem Gebrauche von Wasser blinkenden Fenster mit rot und weiß gestreiften Vorhängen versehen. So war der Klinikraum den Ansprüchen der Hygiene mehr entsprechend. Briefe an das heimatliche Mutterhaus berichten aus dieser Anfangszeit: „Das Verbinden macht uns sehr große Freude. Noch viel schöner aber wird es werden, wenn wir erst mit den Leuten, die zum Teil von weit her zu uns kommen, ordentlich sprechen können. Dann kann man ihnen doch bei der Gelegenheit vom lieben Heiland erzählen und ihnen mehr geben, als sie suchen. Wir haben jetzt tüchtig zu tun bei den Kranken. Vorwiegend behandeln wir nur solche, die Wunden haben; sobald es sich um einen wunderbaren, uns unbekannten Ausschlag oder eine innere Krankheit handelt, schicken wir sie zum Doktor. Der englische Regierungsarzt ist jetzt ein Schwarzer, namens Papafio. Wir haben ihm kürzlich einen Besuch in dem vor einigen Wochen hier neueröffneten Krankenhause gemacht. Er hatte große Freude, uns in den hübschen Räumen, die für etwa zehn Kranke eingerichtet sind, umherzuführen. Es waren etwa sechs kranke Männer dort, meistens Haussas, die als Polizisten und Soldaten angestellt sind. Sie sind von der Regierung hineinbefohlen, denn Eweleute scheuen sich noch. Wir freuten uns sehr über die hübsche Einrichtung. Das Haus liegt unmittelbar am Meere, von großem Palmengarten umgeben."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Heimweh.

Tief, tief im Herzen sitzt dem Menschen die Liebe zur Heimat. Der Aelpler sehnt sich im Flachlande nach seinen Bergen; der Sohn des Tieflandes trägt in seinem Herzen die weite heimatliche Ebene, welche rings in weiter Ferne vom Horizont begrenzt scheint; der Bewohner der Küste entbehrt überall das Meeresrauschen; das Landkind die Wiesen und Felder seiner Heimat. Dort, wo das Kind in den Armen der Mutterliebe geborgen, von treuem Vaterauge bewacht, in sorgloser Freude den goldenen Lebensmorgen verlebt, bleibt für den Menschen immer der schönste Ort.

Auch uns Schwestern blieb das Heimweh nicht erspart. Schön zwar war der blaue Himmel, und golden leuchtete die Sonne in dem Tropenlande, aber sie war uns nicht die liebe Freundin wie in der Heimat, nicht die Lebensspenderin, deren Licht und Wärme man sucht und mit Jubel begrüßt. Glühend heiß sendet sie ihre Strahlen hernieder. Der Europäer flieht ihre Glut, er muß sich hüten, „daß ihn die Sonne am Tage nicht steche." Verderbenbringend wirkt dort oft das in unserem Heimatlande segenspendende Gestirn. Hell leuchteten die Sterne am tiefblauen Abendhimmel, und silbern glänzte der Mond, fast Tageshelle verbreitend. In wunderbarer Pracht stand das Sternbild des südlichen Kreuzes über den Palmen und entzückte das Auge. Aber es waren andere Sterne als die in der Heimat, es waren nicht die lieben, bekannten Bilder, um welche die Erzählung der Mutter dem Kinde einen märchenhaften Glanz gewoben. Stolz erhoben die Palmen ihre Kronen. Aber sie spendeten nicht den kühlen Schatten wie unsere Eichen und Buchen. Prächtig und leuchtend waren die Blumen und Blüten des heißen Landes, aber sie erfreuten nicht das Herz, wie ein einziges Schneeglöckchen oder ein Heideblümchen aus der Heimat. Ewig blau lachte der Himmel jahraus, jahrein, nur selten waren die Sonnenstrahlen von Wolken verhüllt. Aber es fehlte der Wechsel der Jahreszeiten. Es gab keinen jauchzenden Frühling, keinen stürmischen Herbst, keinen Winter mit Eis und Schnee. Jeder Tag fing morgens um sechs Uhr an und hörte abends um sechs Uhr auf mit etwa zehn Minuten Abweichung, denn wir waren auf dem sechsten Grade nördlicher Breite. Da sehnte sich wohl das Herz nach dem neu erwachten Leben im Frühling oder nach der weißen Pracht der Winterlandschaft.. Und nun die fremde Sprache, die andersartigen Sitten und Gewohnheiten, das

verschiedene Empfinden, die unbekannte Vorgeschichte des fremden Volkes, das Heidentum — tief im Herzen wurde das alles empfunden und führte den Blick in die Heimat zurück. Besonders schmerzlich vermißten wir die Gemeinschaft in den heimatlichen Gottesdiensten und im Diakonissenhause. „Sonntags habe ich am meisten Heimweh," heißt es in einem Briefe, „und zwar besonders während des Gottesdienstes. Was für eine große, große Entbehrung es ist, unsere schönen Gottesdienste daheim nicht mitfeiern zu können, davon macht sich niemand einen Begriff, der das nicht erlebt. Wenn ich in der Kirche sitze und die Ewepredigt beginnt, und ich kann nur hie und da ein Wörtchen verstehen, aber der Zusammenhang des Großen und Ganzen bleibt mir undurchdringlich, so kommt eine große Sehnsucht nach einem lebendigen, verständlichen Worte in mein Herz. Am Sonntag nachmittag setze ich mich oft im Geist zum gemütlichen Bethlehems-Kaffee mit an den Tisch und bin mitten unter Ihnen allen."

Eine der Schwestern in Hamburg, Schwester Minchen, dieselbe, die wie oben erwähnt, die Reise nach Palästina mitgemacht, hatte Mitleid mit uns. Sie schrieb aus dem Gedächtnis die in der Anscharkapelle gehaltenen Predigten für uns jeden Sonntag auf und ließ uns so an den heimatlichen Gottesdiensten teilnehmen. „O, welche Freude für uns, die Predigten zu lesen," berichtet eine von uns Schwestern. „Was bewegt dabei nicht alles Herz und Sinn. Im Geiste sehe ich die Anscharkapelle, die versammelte Gemeinde, unseren lieben Pastor. Dann stelle ich mir das Winkelchen in Bethlehem vor, wo Sie, liebes Minchen, sitzen und aus dem Schatz Ihres Gedächtnisses hervorholen, was Sie behalten haben. So ist das Ganze für Geist, Herz und Gemüt eine Erquickung."

Je mehr wir aber in die Arbeit hineinwuchsen, je mehr wir erkannten, daß die Heiden ohne Christum und ohne Gott, ohne ein ewiges Vaterland heimatlos sind und doch im tiefsten Herzen, oft ihnen selbst unbewußt, ein Heimweh nach Höherem haben, desto eher vergaßen wir unser eigenes Heimweh über dem fremden. „Es ist schwerer, in Afrika zu leben, als zu Hause", ist der Schluß eines Briefes. „Aber ich glaube, wenn einmal die Zeit kommt, daß ich mir ein Urteil bilden kann, dann werde ich sagen: Das Leben ist hier unter den Schwierigkeiten schöner."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

III. Anfang im eigenen Heim.

1. Einzug und Einrichtung.

Wie schon erwähnt, besaß die Norddeutsche Mission damals zwei Hauptstationen, Ho, im Innern von Deutsch-Togo, und Keta auf der englischen Goldküste am Meere gelegen. Zwei andere, Waya und Anyako, deren Gründung in die Jahre 1856 und 1857 fiel, waren wegen schwieriger Gesundheitsverhältnisse als Europäerstationen wieder aufgegeben. Anyako liegt jenseits der Ketalagune. Von Zeit zu Zeit trocknet diese teilweise oder völlig aus, so daß die Eingeborenen trockenen Fußes hindurchgehen können. Seit der Aufgabe Anyakos standen die dortigen

Anyako, von der Lagune aus.

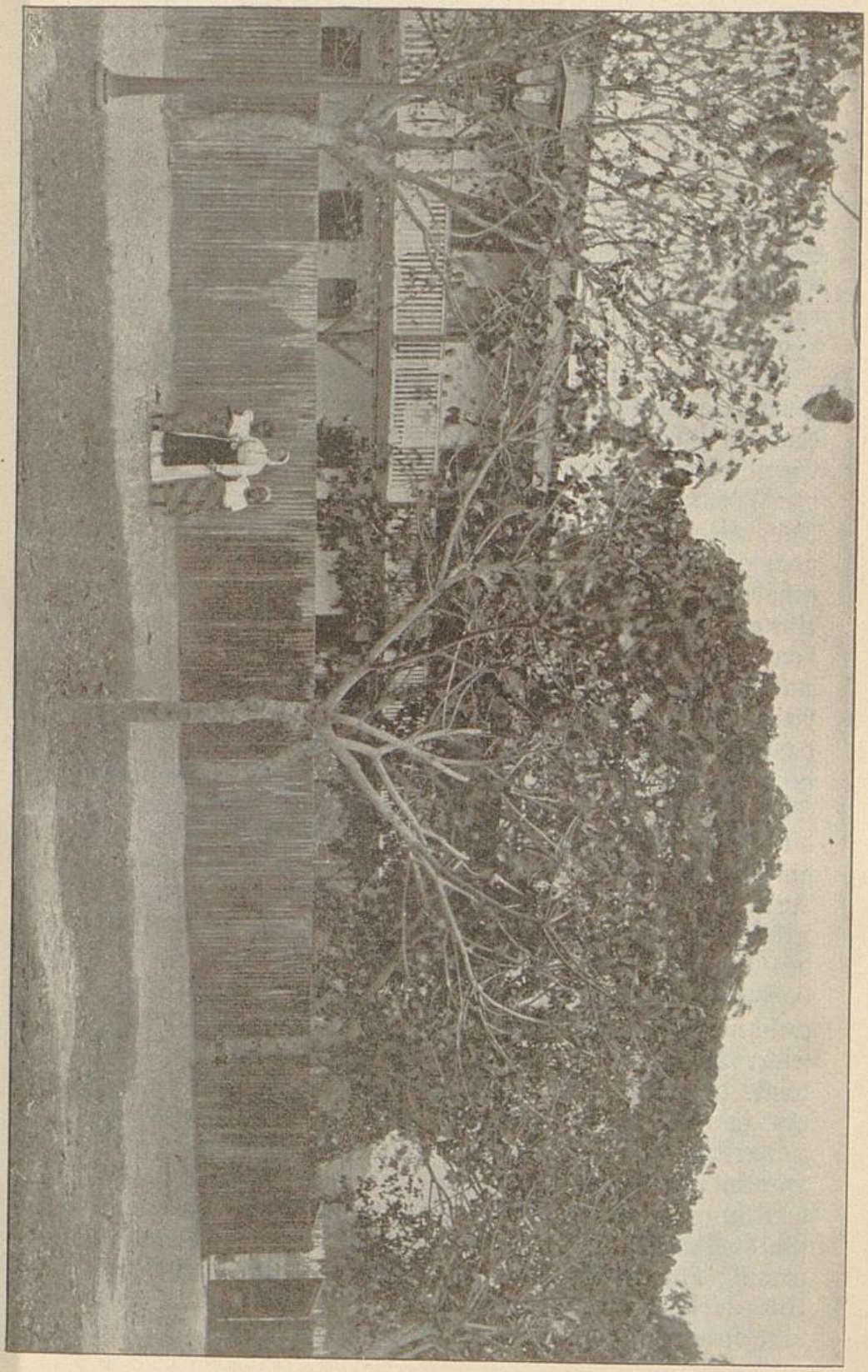
Gebäude teilweise unbenutzt da. So wurde nun beschlossen, das frühere Wohnhaus der Missionare daselbst abzubrechen und in Keta für den Bau unseres Diakonissenhauses zu verwenden. Man hatte darauf gerechnet, daß die etwa Anfang April eintretende erste Regenzeit die Lagune füllen würde und man das Bauholz mit Booten von Anyako nach Keta befördern könne. Aber leider blieb im Jahre 1889 der Regen aus, der Wasservorrat in der Lagune wurde immer geringer. Nur mit großer Mühe gelang es, das Holz nach Keta zu schaffen. Dort hatte Herr F. M. Vietor der Mission für das neu zu erbauende Haus einen Platz auf seinem Grundstücke an der Bremer Straße pachtweise überlassen. Hier begann nun Missionar Joh. Schröder, der Erbauer des Diakonissenhauses, sein Werk. Als wir im November 1889 ins Land kamen, war das Haus im Bau. In einem Briefe von Ende Februar 1890 lesen wir: „Unser neues Haus schreitet seiner Vollendung entgegen. Es sieht schon so hübsch aus und wird von Tag zu Tag noch hübscher. Das Dach ist jetzt fertig und leuchtet mit seinem weißen Kalkanstrich zwischen den grünen

Bäumen hervor. Augenblicklich werden die Wände der Zimmer weiß getüncht und die Decken mit grauer Oelfarbe gestrichen, dann kommen die Türen und Fenster daran, nachher fehlt nicht mehr viel. Wie herrlich wird es sein, wenn in einigen Monaten die Möbel kommen und wir drüben unsere Arbeit beginnen können."

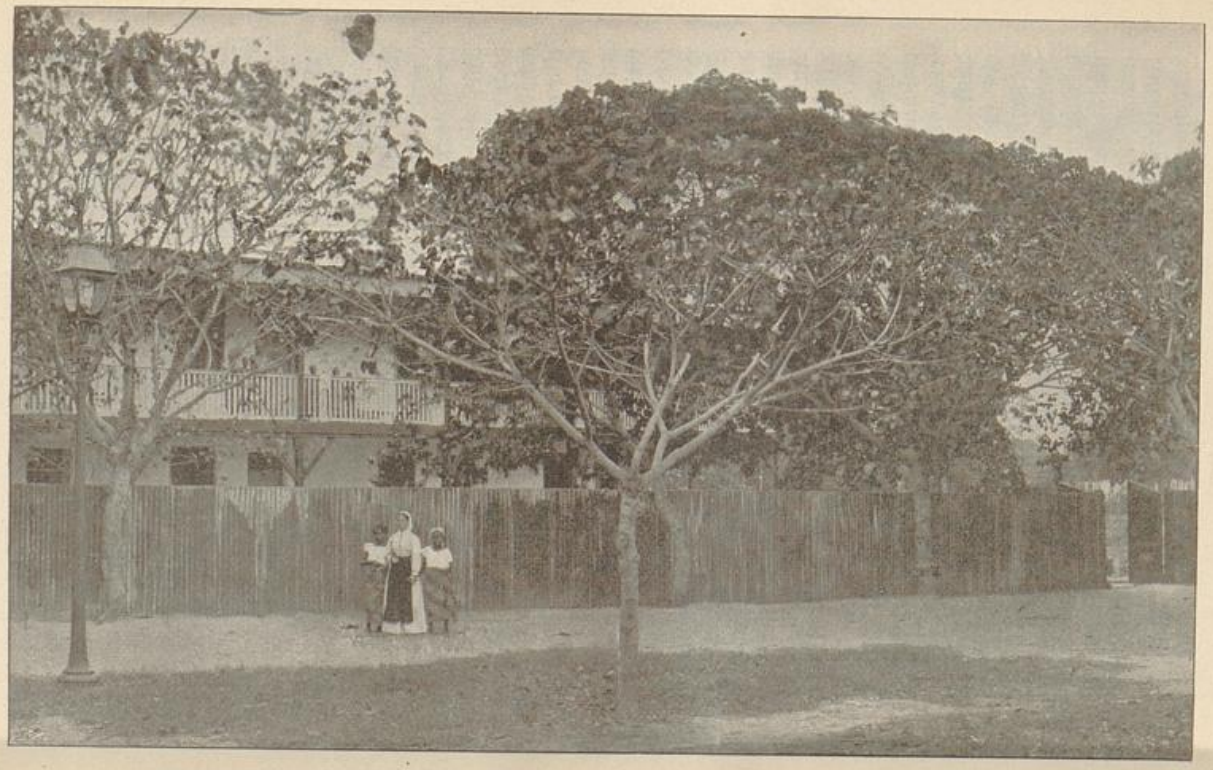
Das alte, liebe Haus! Klein und einfach ist es ja nur. Auch kann man nicht behaupten, daß das alte Holzwerk sich so haltbar wie neues erwies. Aber mit welcher Freude haben wir dort unsere Arbeit begonnen, obwohl es gerade im Anfange an mancher schweren Führung nicht fehlte. „Sie würden sich freuen, wenn Sie einmal in unser Haus eintreten könnten," heißt es in einem Briefe an Herrn Pastor Koopmann, „wie nett es hier ist. Ich kann sagen, daß ich nicht nur befriedigt bin, sondern daß die Wirklichkeit meine Erwartungen weit übertrifft." Im März 1890 reiste Schwester Lottchen zur Pflege von Frau Missionar Spieth nach Ho. Ich war daher für einige Monate allein in Keta. Wir hatten gehofft, bis zur Vollendung des neuen Hauses und beim Einzug wieder vereinigt zu sein. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, denn Lottchen wurde länger in Ho festgehalten. Auch eine zweite Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Man sah in Hamburg voraus, daß die selbständige Arbeit im eigenen Hause mehr Arbeitskräfte erfordere und sandte zwei neue Schwestern, Ida Schultz und Christine Bernhard. Wir glaubten sie Ende Mai in Keta erwarten zu dürfen. Aber die Reise dehnte sich länger aus, sie kamen erst am 18. Juni an. So kam es, daß ich für die ersten vier Wochen die Arbeit im neuen Hause allein beginnen mußte.

Der Einzug in die neue Arbeitsstätte vollzog sich in aller Stille. Es war am 17. Mai, als abends zwischen neun und zehn Uhr eine kleine Schar vom Awedome in das Schwesternhaus hinüberging. Unter Laternenschein bewegte sich der eigentümliche kleine Wanderzug durch das Dunkel der Nacht. Die acht Negermädchen, welche damals schon meiner Pflege anvertraut waren, begleiteten mich. Damesi ging voran und trug die Laterne, Sophia, Mago, Massa, Anna, Hanna, Zokplame und Ametowoto folgten. Eine jede trug ihre Matte auf dem Kopfe. Im neuen Hause angekommen, wurden diese im Schlafzimmer ausgebreitet, und die Schlafstätte war fertig. Vor dem Einschlafen wurde noch gemeinsam ein Vaterunser in Ewe gebetet. Das war die Einweihung des Diakonissenhauses.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Das Diakonissenhaus in Keta.



Das Diakonissenhaus in Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 18. Mai früh, einem Sonntagmorgen, kam der Dampfer „Adolf Woermann" nach Keta, der den erkrankten Missionar Binetsch und seine Frau mit in die Heimat nehmen sollte. Das war ein schwerer Abschied, denn innige Freundschaft verband uns mit Frau Binetsch. Freud und Leid aber wechseln rasch in Afrika. Am Nachmittag kam ein Extrabote von Ho mit der Freudenbotschaft, daß bei Spieths am 14. Mai ein gesundes Mägdlein das Licht der Welt erblickt. Für mich war die Freude an dem Kindlein um so größer, weil ich nun bald auf Schwester Lottchens Rückkehr hoffen durfte, die nach dem Einzuge ins neue Haus um so erwünschter war.

Jetzt erhob sich nur die Sorge, ob auch die innere Einrichtung für das Haus rechtzeitig aus Europa kommen würde, denn es fehlte fast noch an allem Nötigen. Bei der damaligen Einrichtung der Dampferfahrten konnte es vorkommen, daß man vier Wochen umsonst auf die Ankunft eines Schiffes wartete. Und wie sollte man zu vieren ein Haus bewohnen, das fast noch gänzlich ohne Möbel war? Aber auch diese Sorge sollte gehoben werden. Am Montag, den 19. Mai, nachmittags fünf Uhr ging ich, nachdem ich die Handarbeitsstunde mit den Kindern beendigt, in das Strandhaus. Missionar Schröder kam mir entgegen mit dem Ausruf: „Ihre Möbel kommen!" „Was meinen Sie?" „Ja sehen Sie nur, die ‚Gertrud' kommt!" Richtig, da kam ein Schiff. Und ein Blick über das weite, blaue Meer genügte, um den Woermanndampfer an den blauen und grünen Streifen am Schornsteine zu erkennen. Voller Freude wurde die Botschaft ins Awedome gebracht, und mit Frau Knüsli ging es an den Strand, um die Ankunft des Schiffes und die Ausfahrt des Postbootes zu beobachten. Wie ein Stück Heimat selbst war uns solch ein Woermanndampfer, der Grüße von den Lieben daheim brachte. Hatte er nicht an den heimischen Gestaden im Hamburger Hafen den Teil der Stadt geschaut, in welchem wir unsere Gemeindearbeit getrieben? Hatte nicht bei seiner Ausfahrt aus der Elbe derselbe Michaeliturm ihn angeblickt, dessen Uhr uns daheim so oft zur Eile angetrieben, um nur ja nicht die rechtzeitige Rückkehr in das liebe Mutterhaus zu versäumen? Und nun lag er da an Afrikas Strande, umbrandet von den blauen Wellen des Atlantischen Ozeans! Man versteht es, daß ihm ein so freudiger Empfang wurde. Was für Hoffnungen knüpften sich aber erst an die „Gertrud Woermann", als sie an jenem 19. Mai in Keta vor Anker lag! Und sie hat sie nicht enttäuscht! Sie brachte alles, was wir bedurften, um unser Haus gemütlich einzurichten. Am Dienstag

wurden die Kisten gelandet, und alles wurde mit Jubel ausgepackt und mit Jubel ins neue Haus getragen und dort aufgestellt. Dann wurden Scheuerbürsten und Wischtücher in Bewegung gesetzt, um die Sachen vom Reisestaub und Schmutz zu befreien. Am nächsten Tage wurden Schränke und Tische und Stühle zusammengesetzt und jedem Dinge sein Platz im neuen Hause gesucht. Wie wohnlich war es nun in den vorher so öden Räumen! Fast noch größer war die Freude der großen und kleinen Auspacker, als man am anderen Tage die Kisten mit dem Küchengeschirr öffnete. Da folgte ein Jubelruf dem anderen. „An all den schönen Sachen könnt ihr sehen, wie lieb uns die Europaleute haben," hieß es. Am größten war die Freude über die kleinen Eimer und die kleinen Plätteisen, die Becher und Suppennäpfe. Daß jedes seinen eigenen Becher und seine eigene Suppenschüssel haben sollte, schien den Kindern ein fast unglaubliches Glück. Die Plätteisen wurden gleich verteilt und bestimmt, wer mit den kleinsten, wer mit den mittleren und wer mit den größten plätten würde. Die beiden Kleinsten, Ametowoto und Zokplame, wußten gar nicht, was sie machen sollten vor Vergnügen, daß sie nun auch plätten lernen würden. Der herrliche große Tisch mit der Zinkplatte hatte inzwischen schon seinen Platz auf der Hinterveranda gefunden. Da wurde denn gleich das neue Geschirr gewaschen und schön fortgeräumt. In dem zweiten der unteren Zimmer im Diakonissenhause wurde die Apotheke eingerichtet. Da stand der Schrank mit Medizinen und Verbandsachen, der große Tisch mit einem schönen, weißen Tuche bedeckt und mehrere Bänke. Freitag, den 23. Mai, konnten die Kranken zum ersten Male im neuen Diakonissenhause behandelt werden.

Am Sonnabend gab es dann großes Scheuerfest. Ueber dieses lesen wir in einem Briefe vom 25. Mai: „Es gab tüchtig zu tun, und ich war manchmal zu müde, um zu lachen. Aber es passierten solch komische Szenen, daß man oft nicht ernst bleiben konnte. Diese kleinen Afrikanerinnen haben einen zu sonderbaren Begriff vom Reinemachen. Das müssen sie noch ordentlich lernen. Es war ihnen höchst verwunderlich, als ich ihnen alles vormachte und ihnen zeigte, wie sie Leuwagen und Feule handhaben müßten. „O, Aweno," d. h. Herrin, riefen sie einmal über das andere. Nun aber ist das Haus groß, und der Dinge gab es noch viele zu ordnen. Die Schlösser an den Türen wurden noch nachgesehen, Kranke wollten verbunden sein, es wurden noch aus Europa angekommene Sachen gebracht, und ich wurde immer wieder abgerufen. Kam ich dann wieder,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so standen die Kinder da und machten es auf ihre Art. Sie gossen Eimer voll Wasser auf den Fußboden, patschten mit ihren schmutzigen Füßen drin herum, bürsteten ein bißchen, und dann sollte es rein sein. Manchmal wollte mich ein Gefühl der Verzweiflung überkommen. Aber wenn man so zusah, wie sie solche Heldentat seelenvergnügt ausübten, und Dameli dann noch ganz stolz sagte, sie haben schon sechs Eimer Wasser gebraucht, da konnte man nur mitlachen. Ich half nun einfach die Seen auftrocknen, und schließlich ist alles noch ganz gut geworden, und jetzt blitzt und blinkt das ganze Haus. Alle Zimmer sind schon aufs schönste eingerichtet und zum Empfange der Schwestern bereit. Wie werden sie sich freuen, wenn sie kommen!"

2. Ankunft neuer Schwestern.

Ehe ich auf das Missionsfeld ausgesandt wurde, hatte D. Zahn mir einmal geschrieben: „Für die Arbeit in Afrika gilt in besonderem Maße das Wort: Geduld ist euch not." Ich kaufte mir eine Karte von Afrika, versah sie in großen Buchstaben mit der Inschrift: „Geduld ist euch not" und hing sie in meinem Zimmer auf. Ich hatte nicht gedacht, daß ich sobald schon beweisen sollte, wieviel ich von dieser edlen Tugend gelernt hatte. Von einem Tage zum anderen warteten wir auf die „Marie Woermann," den Dampfer, welcher die Schwestern aus Europa bringen sollte. Am 24. Mai war sie fällig. Das Haus wurde aufs schönste mit Palmenzweigen geschmückt und alles für die Ankunft der Schwestern hergerichtet. Aber vergeblich. Es hieß immer wieder: „Warten!" Das war keine ganz leichte Zeit für mich, weil ich allein den vielfachen Pflichten, die an mich herantraten, nicht gerecht werden konnte. Gerade für den Anfang der Arbeit war eine um so größere Ueberwachung der Zöglinge nötig, und nun mußte ich, wie es in einem Briefe heißt, „alleinige Mutter von acht Kindern sein." Es war keine Kleinigkeit, ohne der Sprache recht mächtig zu sein und ohne die nötige Zeit dazu zu haben, diese kleinen Wildlinge zu hüten. Es blieb mir schon nichts übrig, als manchmal ein Auge zuzudrücken. War ich z. B. bei den Kranken beschäftigt und gab den Mädchen etwas zu tun, so war gewiß nur die Hälfte geschehen, wenn ich zurückkam. Ich fühlte überall, es ging nicht, wie es sollte. Um so mehr wünschte ich das Kommen der Schwestern herbei und malte mir oft aus, mit welcher Freude ich sie begrüßen werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch es nahte unerwartet Hilfe von einer anderen Seite. Eines Tages, es war am Sonntag, den 15. Juni, war ich morgens mit meiner Kinderschar zum Ewegottesdienst gegangen. Als der Gesang kaum begonnen, kam einer der Missionare auf mich zu und teilte mir leise mit: „Ihre Schwester ist eben angekommen!" Das war eine Ueberraschung. Ich eilte nach Hause. Da stand mein liebes Lottchen müde und angegriffen von der viertägigen Reise vor der verschlossenen Gartenpforte, deren Schlüssel ich in der Tasche hatte. Eilig wurde aufgeschlossen, und im neuen Hause folgten nun frohe Stunden eines glücklichen Wiedersehens. Wie gut, daß alles bis aufs kleinste so wohl geordnet war zum Empfang! In Anyako, der letzten Station vor Keta, hatten die Träger sich geweigert, am Sonnabend nachmittag noch durch die Lagune zu gehen. So mußte die arme Reisende, so nahe dem Ziele, noch bis zum anderen Morgen warten. Und da die Lagune nicht ganz ohne Wasser war, hatte man Keta nicht so rasch erreichen können, wie gehofft. Nachdem Hängematte und Reisegepäck geborgen und die Träger entlassen, waren in der Freude des Wiedersehens zunächst alle vorangegangenen Schwierigkeiten vergessen. Glücklich, einander wieder zu haben nach vierteljährlicher Trennung, teilten wir uns gegenseitig unsere neuen Erlebnisse mit. Was war auch alles geschehen seit jenem 18. März, da wir uns an der Lagune trennten! Des Erzählens war kein Ende. Nicht genug konnte Lottchen von dem prächtigen und so lieblichen kleinen Mädchen in Ho erzählen. „Denke nur," sagte sie, „sie mißt schon 54 cm. Alle, die die Kleine sehen, sind entzückt von ihr, besonders die Eingeborenen. Ja, dies liebe, kleine Wesen ist schon eine sehr begehrte Persönlichkeit, es haben sich nicht weniger als drei Bewerber für sie gefunden. Der erste ist der König von Ho, auch sein Heerführer denkt allen Ernstes daran, sie zum Weibe zu begehren, während Adalla, ein ehrwürdiger, recht zugänglicher Fetischpriester, für seinen Sohn um die Hand der kleinen Spieth bittet." Nun wurden alle die schönen, aus Europa gekommenen Sachen besichtigt, dann kamen die Kinder aus der Kirche, dann wurden Frau Knüsli und die Missionare begrüßt, und nur zu schnell verging der schöne Sonntag.

Wieviel besser und leichter mußte die Arbeit nun zu zweien weitergehen! Aber schon am nächsten Tage hatte Schwester Lottchen Fieber. Sie war recht erschöpft und angegriffen und bedurfte längerer Zeit der Ruhe, ehe sie wieder recht in die Arbeit eingreifen konnte.

Drei Tage später, am 18. Juni, kam endlich die so lang erwartete „Marie Woermann" und brachte die beiden Schwestern Ida Schultz und Christine Bernhard. Sie hatten keinen ganz leichten Anfang, denn am Tage nach ihrer Ankunft legte ich mich auch mit Fieber. Aber nachdem die ersten schweren Krankheitstage vorüber waren, freuten wir uns doppelt unseres Beisammenseins und der frischen Grüße aus der Heimat. Täglich hieß es: „Ich habe noch lange nicht genug von Bethlehem gehört," und immer gab es noch etwas Neues zu berichten.

Bald durften wir auch fröhlich die Arbeit gemeinsam angreifen. „Seitdem die lieben Schwestern Ida und Christine bei uns sind," schreibt Schwester Lottchen, „ist es mir, als sei uns die liebe Heimat etwas näher gerückt. Ja, welch eine Freude, daß sie hier frisch und fröhlich ankamen. Und wie dankbar können wir sein, daß wir nun vereint an diesem köstlichen Werke in der Stille arbeiten dürfen, wenn dies auch von unserer Seite mit viel Schwachheit geschieht. Wir dürfen's doch glauben und hoffen, daß der Herr sich zu unserem Tun bekennt, wenn wir von Herzen nur ihn und seine Ehre suchen."

IV. In der Arbeit.

1. Sprachstudium.

„Wenn ihr morgen in die Kirche geht," sagte Frau Knüsli am Tage nach unserer Ankunft in Keta, „dann könnt ihr jedenfalls ein Wort aus der Ewepredigt verstehen, das Wort elabena, d.h. ‚denn'. Dieses wird nämlich gerade so gesprochen, wie man es schreibt." Sie hatte wahr gesagt. Elabena verstanden wir, ja wir brachten es, dank unserer Ewestudien in Bremen, sogar schon zum Verständnis eines ganzen Satzes. Jesu Kristo nye heheme we kekeli, Jesus Christus ist das Licht der Welt, lautete er. Aber alles übrige! Wie ein undurchdringliches Gewirr von fremden Lauten flutete es an unserem Ohr vorüber. Da mußte noch manches Dunkel gelichtet werden, ehe nur an ein annäherndes Verständnis gedacht werden konnte. Wie konnte man in dieses Labyrinth eindringen?

Eine vollständige Grammatik der Ewesprache gab es damals noch nicht. Die vorhandenen Bücher: das Neue Testament, Fibel, einige Lesebücher, verschiedene Bücher des Alten Testaments, ein

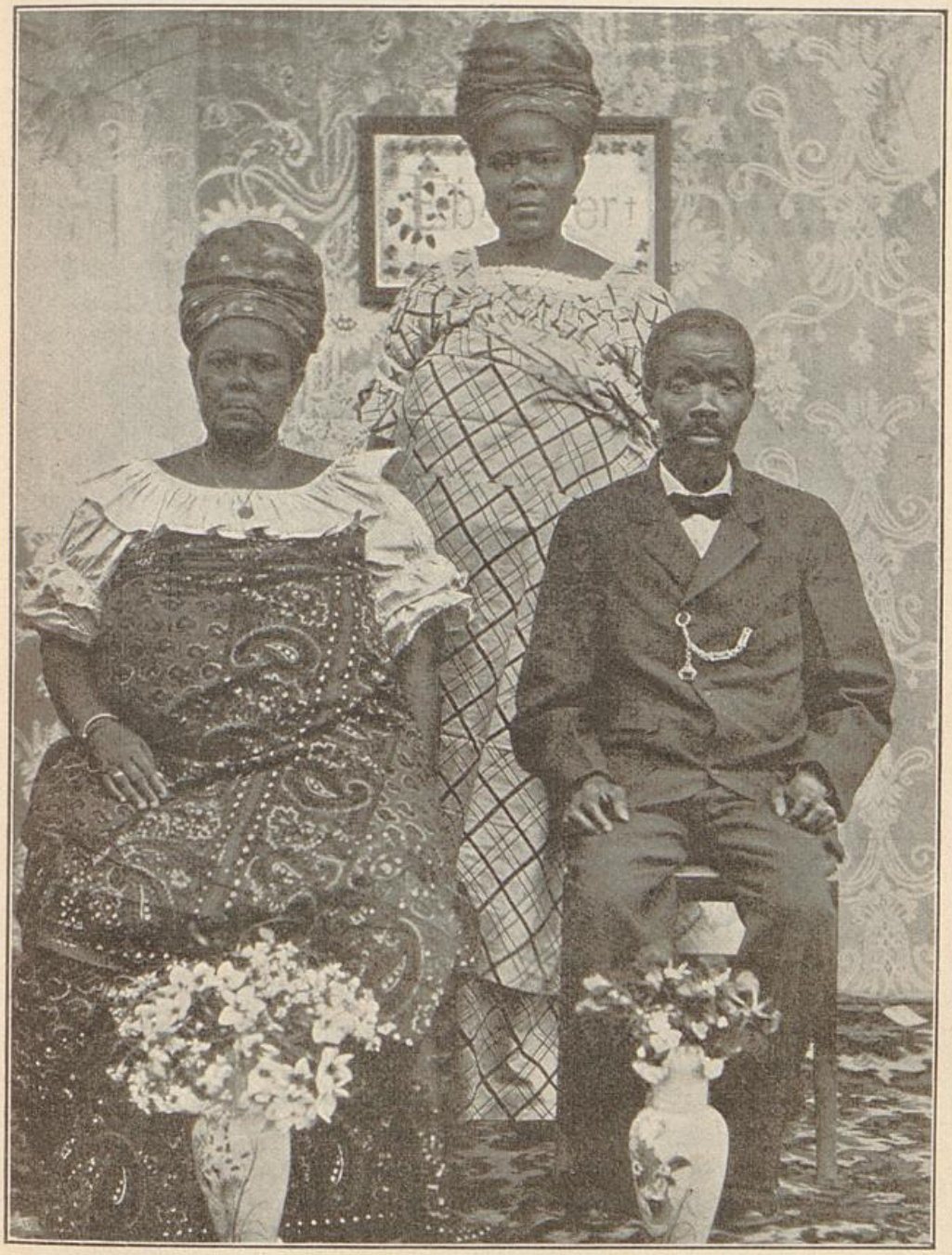
Liederbuch usw., waren mit unendlicher Mühe hergestellt, gaben aber die Sprache noch nicht vollkommen wieder. Die größten Schwierigkeiten aber bereiten dem Fremdling die hohen und tiefen Töne in der Ewesprache. Während im Deutschen die Höhe des Silbentones von dem Ausdruck abhängig ist, der in die Worte hineingelegt werden soll, hat in der Ewesprache dasselbe Wort, dieselbe Silbe immer den gleichen Ton. Es ergibt sich daraus ein den Europäer fremd anmutender Tonfall der Sprache, dessen Erlernung, wie schon gesagt, den meisten Anfängern viele Mühe macht. Dazu kommt nun aber auch noch, daß dieselbe Zusammenstellung von Lauten je nach der Höhe oder Tiefe des Tones einen anderen Sinn erhält und zehn verschiedene Bedeutungen haben kann. Welch feines Ohr gehört dazu, um diese zarten Abstufungen des Tones zu unterscheiden! Der Lernende soll aber nicht nur die Fähigkeit haben, diese verschiedenen Tonhöhen mit feinem musikalischen Ohr aufzunehmen, er soll sie auch wiedergeben können. Da kann ein Fremdling sich den reichsten Wortschatz angeeignet haben, kann auch in den wunderbaren Bau der Sprache eingedrungen sein, — ohne die Tonhöhen der Silben zu kennen, kann er die Sprache nicht richtig wiedergeben und wird von dem Volke nicht verstanden. Es gab also viel für uns zu lernen. War doch die Kenntnis der Ewesprache der Schlüssel zu unserer Arbeit unter den Kindern, den Kranken und den Frauen der Gemeinde. Jeder von uns war es daher ein großes Anliegen, in die Geheimnisse der Sprache einzudringen.

Solange wir noch bei Frau Knüsli wohnten, konnten wir immer fragen und uns helfen lassen. Das fiel nun im eigenen Hause fort. Daher war es durchaus notwendig, zunächst wenigstens in gewissem Grade die Sprache zu beherrschen. Der tägliche Verkehr mit den Kindern im Hause und im Unterricht und mit den Frauen in ihren Wohnstätten war sehr lehrreich, denn man war darauf angewiesen, sich zu verstehen. Einmal kam eine Frau und bat um etwas. „Abodiabo, abodiabo", sagte sie immer wieder; aber des Wortes Sinn blieb uns dunkel. Die Kinder wurden gerufen: „Was ist abodiabo?" „Abodiabo ist abodiabo!" Wir waren um nichts klüger. „Ist das Ding groß?" „Es ist lang." „Ist es dick?" „Nein, es ist schmal." „Bring' mal solch ein Ding her!" Triumphierend kam eins der Mädchen bald mit einer Flasche in der Hand zurück. „Ach, eine Flasche, abodiabo ist Flasche!" Dieses Wort war nun dem Gedächtnis für alle Zeiten eingeprägt. Ein ander Mal wurde den größeren Mädchen nach beendigter Sonnabendsarbeit

aufgetragen, die untere Veranda noch zu scheuern. „Sie antworteten mit dem Sprichworte: „Fia dea se medea kokose o", d. h. der König befiehlt, aber daß man nicht lachen soll, befiehlt er nicht, — es wäre ja etwas Unmögliches. In dem Worte lag also eine Weigerung, die Arbeit auszuführen, weil sie unmöglich sei. Alle meine Bemühungen, diese Rede zu verstehen, scheiterten. Ich holte ein Papier, schrieb den Ausspruch der Kinder genau auf und sagte ihnen: „Am Montag will ich den Lehrer fragen, was euer Wort bedeutet und euch dann darauf antworten, jetzt geht schnell und tut die aufgetragene Arbeit." Sie gehorchten und nahmen einige Tage später auch den Tadel, daß Kindern ein Urteil über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ausführung eines gegebenen Befehles nicht zustände, demütig hin. Aber jenes Sprichwort hatte sich mir für immer unvergeßlich eingeprägt.

Es ließ sich beim täglichen Verkehr manches lernen, aber zur Beherrschung der Sprache konnte er nicht führen. Es wurde ein geregelter Unterricht eingerichtet. Der Lehrer Christian Sedode war durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland des Deutschen völlig mächtig und konnte so gute Dienste als Sprachlehrer tun. Aber die Hauptsache bei diesem Unterricht hatte doch immer der Lernende selbst zu tun. Und es ist sicher keine leichte Sache, ohne rechten Führer den Weg in ein unbekanntes Land zu finden. Da ging es ohne manches Stolpern nicht ab. Ich lernte das zweite Lesebuch Seite für Seite auswendig, schrieb Fragen über jedes Lesestück auf und beantwortete sie aus dem Kopfe. Jeder freie Augenblick wurde zur Erlernung der Sprache benutzt, überall begleitete uns das Ewebuch. Eins unserer Lesebücher hat einmal im Meer und einmal in der Lagune gelegen. — Wie glücklich hätten wir uns geschätzt, wenn wir damals das 1905 erschienene Wörterbuch unseres früheren Missionars, des jetzigen Professors Westermann, seine Grammatik und seine Uebungsbücher hätten benutzen können!

Wie manche unangenehme Mißverständnisse entstanden im Anfang durch Unkenntnis der Sprache. So war z. B. eines Tages des Schwatzens kein Ende im Handarbeitsunterricht. Nach vergeblichen Ermahnungen beauftragte Schwester Lottchen ein Kind, den Stock zu holen, der häufig durch seine bloße Anwesenheit völligen Gehorsam erzielte. Sie gebrauchte aber anstatt des Wortes ati (Stock) ativi (Puppe), und es diente zur allgemeinen Erheiterung, als das Kind mit einer Puppe im Arm zurückkehrte. Ein andermal bat sich Schwester Ida von den Missionaren adika, d. h. Feindschaft, aus. Sie hatte letzteres



Lehrer Christian Sedode mit Frau und Tochter.

mit adiba verwechselt, einer melonenartigen Frucht, die an hohem Baume wächst. So schwierig es war, interessant war das Sprachstudium. Mit jeder neuen Sprache lernt man eine neue Volksseele kennen. Die lebhafte, praktische Art der Auffassung der

Eweer zeigt sich z. B. in folgenden Ausdrücken: Gewissen ist dzitsinya, d. h. das Herz sagt Wort, redet; Glaube ist dzihose, d. h. das Herz nimmt und hört; taufen ist de Mawu tsi ta, d. h. Gottes Wasser auf den Kopf legen; bitten = de kuku, d. h. den Hut abnehmen; weißes oder graues Haar haben ist wo wo, d. h. mit Mehl bestreut usw. Ohne Frage ist die Sprache eins der wichtigsten Mittel, um dem Volke nahezukommen. Emsig, wie die Bienen von Blume zu Blume fliegen, um den süßen Honig zu suchen, sammelten wir Wort für Wort von dem für uns so kostbaren Schatz der Sprache, und groß war die Belohnung, wenn einmal eine Frau in der Stadt ausrief: „Sie ist eine Afrikanerin, sie redet unsere Sprache!"

2. Erziehung und Unterricht.

Nachdem die neuen Schwestern angekommen waren, konnte die Erziehung der Mädchen energischer in die Hand genommen und vor allen Dingen die so nötige Haus- und Tagesordnung geschaffen werden. Auch war nach dem Einzug in das eigene Haus den Schwestern auf dem Gebiete der Mädchenerziehung Raum zu größerer Entwickelung gegeben. Es wurden jetzt zehn Mädchen im Hause erzogen. Diese wurden in Hof und Garten, in Haus und Küche, bei Handarbeit und Wäsche beschäftigt und beständig von einer Schwester beaufsichtigt. Die schulpflichtigen unter den Kindern besuchten die Knabenschule. Die Schwestern beherrschten die Ewesprache noch nicht genügend, um Schulunterricht geben zu können, und Gehilfinnen aus dem Volke mußten sie sich erst erziehen.

Im Handarbeitsunterricht gab es vermehrte Arbeit dadurch, daß Ende November die Handarbeitsausstellung in Accra, der Hauptstadt der Goldküste, mit den von Schülerinnen gearbeiteten Gegenständen beschickt werden sollte. Es waren nur neunzehn Mädchen, die damals unterrichtet wurden, und ihre Leistungen waren solche von Anfängerinnen. Durch besonderen Fleiß und durch Geschicklichkeit taten sich Mercy Baëta und Henriette Sedode hervor. Ihren Leistungen war es zu danken, daß die Beschickung der Ausstellung von Erfolg gekrönt war. Ein Schulzimmer hatten wir damals noch nicht, der Unterricht fand auf der großen Veranda statt, die bei den Tropenhäusern der dortigen Gegend eine Treppe hoch das ganze Haus umgibt. Nach allen Regeln der Schule wurde er nicht abgehalten, wie wir aus einem Berichte der damaligen Zeit ersehen. „Etwas afrikanisch geht es freilich bei dem Handarbeitsunterricht zu,"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heißt es dort, „Stühle gibt es nicht für jedes Kind, ist auch gar nicht nötig, rings um den Tisch herum sitzen sie auf der Erde und führen gar emsig die Nadel. Manchmal, wenn gerade Markttag ist und die Mutter zum Handeln auf dem Markte sitzt, bringt ein größeres Mädchen wohl auch ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen mit, das sie während der Abwesenheit der Mutter beaufsichtigen muß. Dabei geht aber doch das Nähen ganz flink und fleißig; denn das Kindchen wird mit einem Tuche auf den Rücken gebunden, und die Hände des kleinen Kinder-

Die kleinen Kindermädchen beim Nähen.

mädchens rühren sich ganz ungehindert zur Arbeit und bringen oft einen ganz tadellosen Saum oder eine schöne Steppnaht zustande. Wenn die Arbeit so eine Zeitlang ruhig weitergegangen, ist auf einmal eine der kleinen Schülerinnen gar nicht zu finden. Sie hat sich ein Plätzchen unter dem Tisch oder hinter dem Schranke, auch wohl ganz hinten in der Ecke der Veranda gesucht und läßt die Arbeit ein wenig ruhen. Sehr gern suchen sie solche Versteckplätzchen zu zweien auf und sitzen da, plaudern, kichern und lachen nach Herzenslust. Eins nämlich haben die schwarzen Mädchen mit den europäischen gemein, daß sie ebenso gern schwatzen. Unermüdlich bewegt sich der kleine Mund, und immer wieder gibt es etwas Neues zu erzählen. Deshalb war für uns zunächst das wichtigste Wort, das wir in ihrer Sprache zu lernen hatten: „Mido to!", — seid stille!

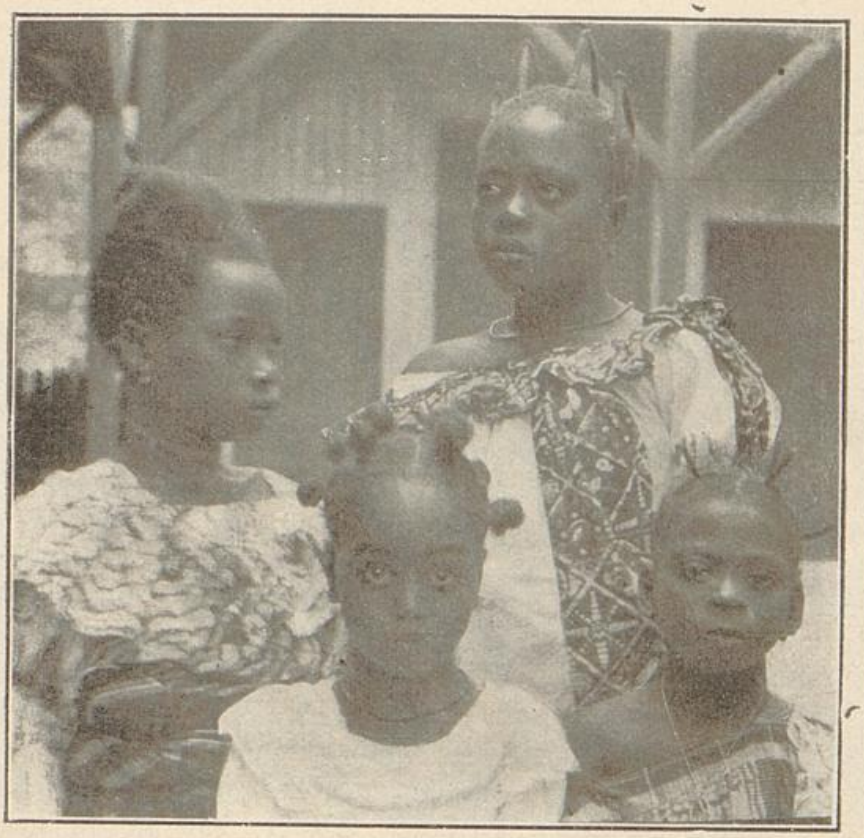
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine große Schwierigkeit war mir im Anfang, die Kinder voneinander zu unterscheiden. Die dunkeln Gesichter mit den schwarzen Augen und dem Kraushaar drumrum schienen mir so gleich. Ich bemerkte, daß einige ihr Haar in kleine Kugeln zusammengedreht hatten, die einzeln um den Kopf standen. Andere zeigten ebenso viele etwa 3 cm lange Flechten, die wie Stacheln eines Igels abstanden. Diese wunderbaren Haarfrisuren wurden nun mein Merkmal. Aber ich hatte diese Erkennungszeichen eben meinem Gedächtnis eingeprägt, so tauchte wieder eine neue Mode für die Frisur auf, oder das Haupt wurde mit einem bunten Tuche umschlungen. So ging es also nicht. Da nahm ich die Etiketten, die, mit dem Namen jedes Kindes versehen, ihre Arbeiten bezeichnen, und band sie ihnen an den Arm. So war es leicht, ein jedes Kind mit dem richtigen Namen zu rufen. Auf ihre Handarbeiten verwenden alle Kinder bis auf wenige Ausnahmen großen Fleiß. Ja, ich möchte behaupten, daß manches unserer Kinder es mit einem europäischen aufnehmen kann, so nett können sie arbeiten, wenn sie wollen.

Zu Weihnachten hatten mehrere von den christlichen Frauen der Gemeinde sogenannte dziwui bestellt, welche von unseren Kindern genäht werden. Diese dziwui, eigentlich nichts anderes als ausgeschnittene Blusen, werden gewöhnlich von den Christenfrauen bei festlichen Gelegenheiten getragen. Das Bündchen steppen die Kinder so fein auf, als wäre es mit der Maschine genäht. Ich möchte, die Freunde könnten einmal unsere lieben Kleinen sehen, wie sie eifrig nähen und dabei manch schönes Lied, dessen Melodie uns wohlbekannt ist, wie z. B. „Weil ich Jesu Schäflein bin" u. a. singen. In der Adventszeit sangen wir sehr oft das „Hosianna" wie zu Hause zusammen. Wenn sie in Ewe anstimmen, so singen wir in Deutsch mit. Wie köstlich, daß wir diese lieben Kinder um uns sammeln dürfen."

Hof und Garten umfaßten damals einen kaum ausreichenden Raum. Erst später wurde der Garten vergrößert. Aber es wurde auch auf dem kleinen Stück Land allerhand gesät und gepflanzt. „Gestern morgen," heißt es in einem Briefe, „hatten wir den ersten stärkeren Regen, und schnell haben wir die Gelegenheit benutzt, um im Garten blaue Winden am Zaun zu säen und rote Akazien (Pride of Peru) zu pflanzen. In den kleinen Garten wird noch Erde getragen. Dann müssen wir dort auch pflanzen und säen. Besonders legen wir einige Gemüsebeete an, denn Kohlrabi, Bohnen, Salat, Radieschen und Gurken wachsen hier in der Regenzeit. Bei diesen Arbeiten werden die Mädchen zur Hilfe angeleitet und lernen so auch etwas vom Gartenbau."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



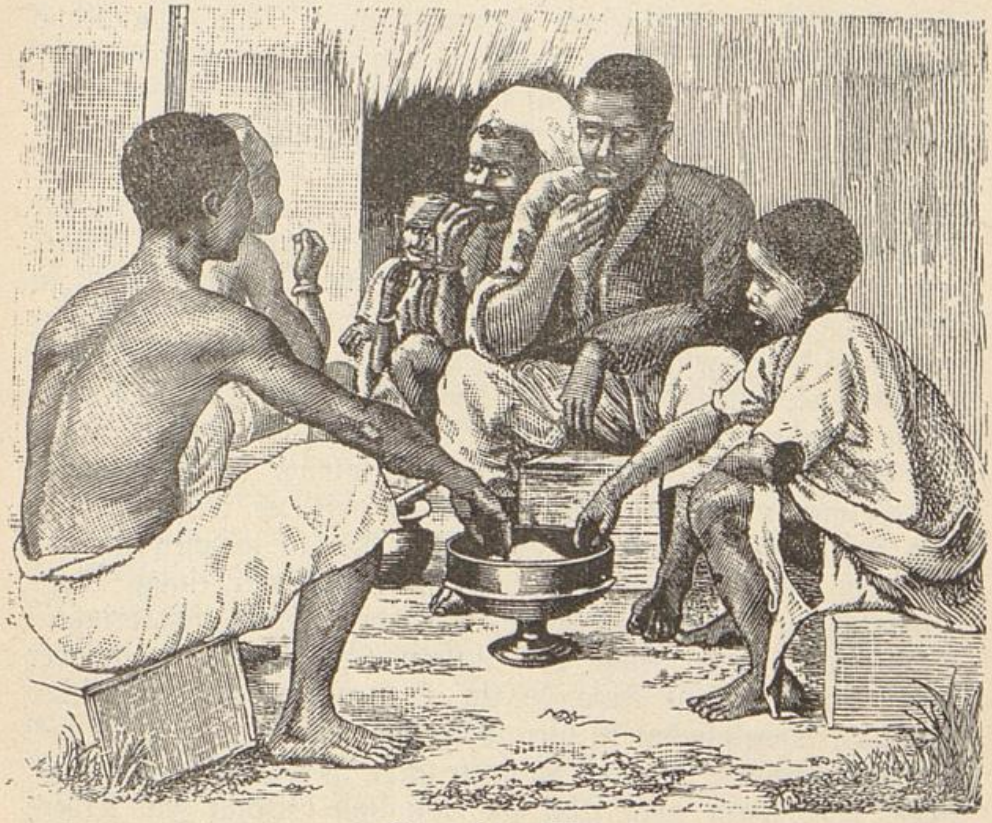
Haarfrisuren.

Haarfrisuren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

An anderer Stelle lesen wir über die mancherlei Arbeit im Hause und die Tageseinteilung: „Um sechs Uhr geht die Sonne auf, dann ist es hell, die Kinder stehen auf, und jedes geht an seine Arbeit. Eins bereitet den Kaffee und das Morgenfrühstück, eins deckt den Tisch, eins putzt die Lampen, zwei fegen Hof und Straße, eins begießt die Blumen, die anderen fegen die Veranda und putzen die Zimmer. Sophia macht mein Zimmer rein, dabei hat sie sich aber zwei kleine Hilfsmannschaften angestellt, das sind Ametowoto und Zokplame. Die Geschäfte sind eingeteilt, Sophia macht das Bett; wenn es aber nicht ganz schön glatt und ordentlich ist, dann muß es noch einmal gemacht werden; Zokplame fegt und Ametowoto wischt den Staub ab. Das sieht denn gar zu possierlich aus, wie das kleine Ding sich den Tisch abpackt, um ihn fein säuberlich zu putzen. Um sieben Uhr muß alle Arbeit fertig sein, da ist die Morgenandacht, dann kommt das Frühstück, und es wird zur Schule gerüstet, die um acht Uhr beginnt. Während der Schulzeit sind die größeren Mädchen im Hause mit Waschen, Plätten, Reinmachen, Handarbeit und anderen Dingen beschäftigt. Da gibt es für sie überall viel zu lernen. Um vier Uhr ist die Schule aus, dann haben einige der Schulkinder Gartenarbeit, die anderen schöpfen in dem etwa zehn Minuten entfernten Brunnen Wasser, das sie in großen Eimern auf dem Kopfe hertragen.

Ist die mancherlei Tagesarbeit vollbracht, dann versammelt sich die Gesellschaft um den Eßtisch auf der Veranda. Da wird das Abendbrot eingenommen. Alle nach der Reihe sitzen sie auf der Erde, jedes hat ein Schüsselchen neben sich stehen und Fisch oder abolo, ein von Maismehl gebackenes Brot, in der Hand. Messer, Gabel und Löffel sind nicht nötig, denn was diese bei uns besorgen, tun bei ihnen die Finger. Neulich hat eins der Kinder das Gebet vor dem Essen vergessen, da gab's aber einen Klaps auf die Finger von der Nachbarin zur Erinnerung. Manchmal stellt sich bei diesem Abendbrot aber auch ein ungebetener Gast ein, das ist unser Haushund Juno. Bei dem gilt nämlich, was das Essen betrifft, der Grundsatz: „Je mehr, je besser!" Hat er also sein Abendbrot verzehrt, dann wandert er von einem Kinde zum anderen und sieht zu, ob nicht hier und da noch ein Bissen zu erhaschen ist. Neulich saß er neben Ametowoto, die seine besondere Freundin ist, und sah so begehrlich in ihre Suppenschüssel hinein, als müßte der Inhalt eigentlich ihm gehören. Nun, das Bitten versteht er so ausgezeichnet, daß Ametowotos Herz bald erweicht ist. Aber so ganz umsonst soll er sein Teil auch nicht haben. Sie setzt sich



Eweer beim Essen.

gravitätisch vor ihn hin, reicht ihm die Hand und sagt ganz gebieterisch, wie sie es von uns gehört: „Juno, Patsch!", welches deutsche Wort ihren afrikanischen Sprachwerkzeugen nicht geringe Anstrengung kostet und höchst komisch klingt. Ganz gehorsam reicht er denn auch seine Pfote, so oft sie es begehrt, und dann verzehrt er mit Wohlbehagen die ihm zugedachte Belohnung.

Lustig geht es auch bei der Zubereitung der Abendmahlzeit her. Wir haben unten im Hofe eine kleine, allerdings noch sehr provisorische Küche für die Kinder eingerichtet. Da hocken sie denn ums Feuer und rühren mit einem sehr großen Löffel in einem schwarzen Topfe. Die Suppe darin sieht grünlich aus von dem darin verrührten fetri, einem hiesigen Gemüse. Als ich einmal kostete, schüttelte ich mich, so viel Pfeffer war darin, und die Kinder lachten. Damesi aber sagte in ihrem gebrochenen Deutsch: „Wenn wir Pfeffer essen, brauchen wir nicht gleich „blechen" (brechen), wenn wir krank sind". Es gibt sehr schmackhafte und gute unter den afrikanischen Speisen, die auch reinlich und appetitlich bereitet werden."

In einem afrikanischen Haushalte ist der Sonnabend mehr oder weniger der Wäsche gewidmet. Jedes Familienglied be-

sorgt sich selbst einen reinen Sonntagsanzug. Am Sonnabend morgen geht es mit dem schmutzigen Zeug und der nötigen Seife, die in einer großen Schale auf dem Kopfe getragen werden, zum Brunnen. Dort findet sich gewöhnlich eine ganze Anzahl Waschlustiger ein. Die Hast bei der Arbeit, wie wir sie in unseren Kulturländern kennen, ist dem Afrikaner noch etwas Fremdes. So geht es auch an diesem Waschtage sehr gemütlich zu. Höchst vergnüglich ist es, dem Geschäfte des Waschens zuzusehen. In einem flachen Gefäße befindet sich Seifenwasser; die Kleider werden da hineingesteckt, tüchtig gerieben und dann auf Steinen geklopft, wie etwa bei uns der Kuchenteig. Dann werden sie in die Sonne gelegt, und wenn sie trocken sind, sind sie fertig zum Anziehen. Die Wäscherinnen sitzen solange im Grase unter den Palmen und gehen abends fröhlich mit der reinen Wäsche nach Hause. Den Mädchen gefiel ihre Art zu waschen im Anfang viel besser. Und es ist begreiflich, daß wir einige Mühe hatten, ihnen eine richtige Behandlung der Wäsche beizubringen. Schwester Ida, welche die Aufsicht über diesen Zweig der Arbeit hatte, erzählt davon: „Es ist hier doch ein gemütliches Völkchen, Sorglosigkeit ist hier zu Hause. Meistens geht es nach dem Sprichworte: „Kommst du heute nicht, so kommst du morgen." Aber, was ihnen noch fehlt an Lust und Geschick zur Arbeit, das können sie lernen. Unsere Kinder können jetzt schon ihre kleinen Pflichten besser erfüllen. Neulich war ich ganz überrascht, meine Waschmädchen stehend am Waschfaß beschäftigt zu sehen. Bis jetzt wollten sie von ihrer alten Gewohnheit, sitzend zu waschen, nicht abgehen. Nun hatten sie sich aus eigenem Antriebe die Waschgefäße hoch gestellt und standen dabei. Als ich fragte, ob es so nicht besser gehe, sagten sie: „Ja". Ich benutzte ihren plötzlich guten Geschmack und bat, man möchte uns Ständer besorgen, worauf nun die großen Waschwannen stehen. Nun wäscht man stehend. Sie haben schon manches gelernt, aber es gilt doch immer wieder, ihnen zeigen, wie man es machen muß." Etwas ganz Neues war ihnen das Kochen der Wäsche und nun erst das zweimal Spülen. Das fanden sie überflüssig und suchten immer wieder zu betrügen, wenn man nicht dabei war. Vor allen Dingen aber war es schwer für die Europäerin, dem langsamen Arbeiten zuzusehen. Da sollte man Geduld behalten, wenn man sah, wie die Zeit verstrich, das Holz unnütz verbrannte, und doch nichts Rechtes geschafft wurde! Und wie beim Waschen, so war's beim Plätten. Wie langsam und schlecht plätteten die Mädchen, und wie schnell und gut verbrannten die Kohlen! Da zuckte es einem in den Fingern. Man hätte zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

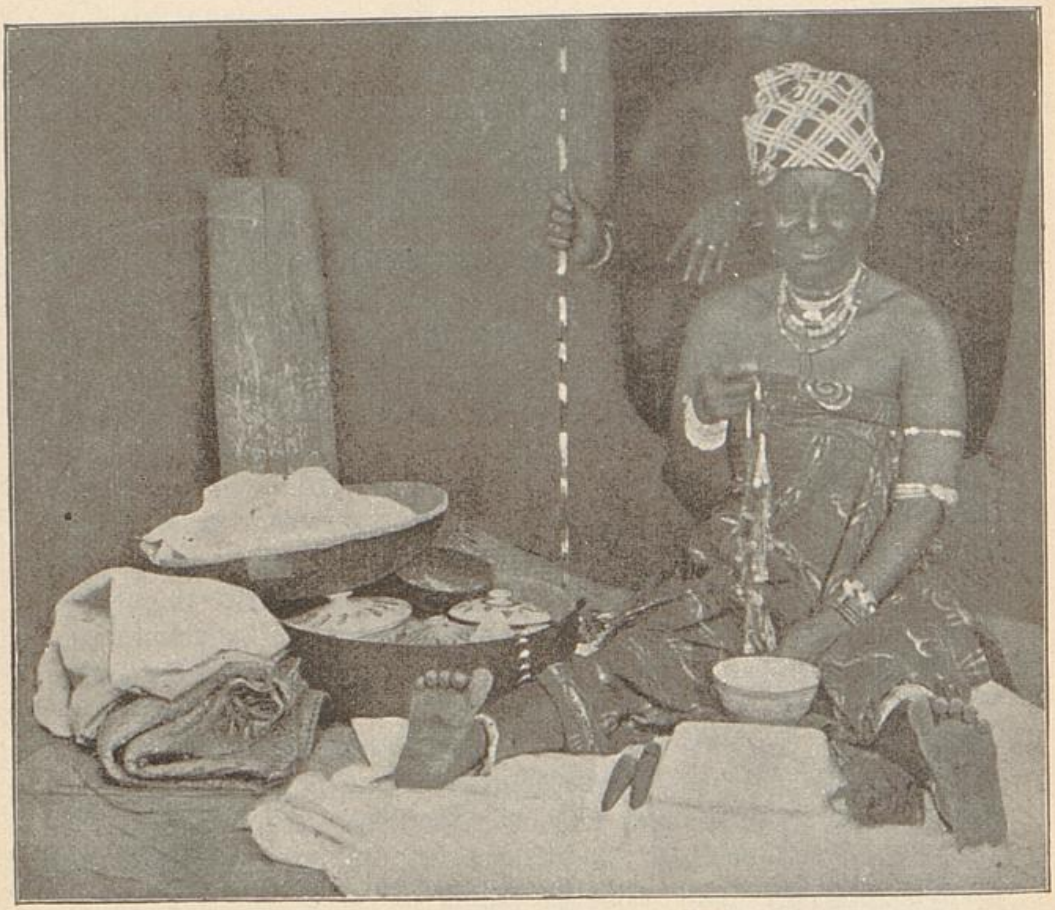
greifen mögen und die Arbeit selbst vollenden. Aber freilich, selbst mit Hand anlegen ist jedenfalls leichter, als verständig anordnen. Auch mußte man sich immer wieder klar machen, daß nur durch eine liebevolle Erziehung den Mädchen allmählich ein Verständnis für die bessere und vernünftigere Art der Arbeit aufgehen konnte. Sie haben später die Behandlung der Wäsche nicht nur gut, sondern auch gern gelernt. Für viele von ihnen ist sie ein tüchtiger Erwerbszweig geworden.

Sonnabend war ein schulfreier Tag in Keta. Da hatten alle, Große und Kleine, wie ein Arbeitsbericht erzählt, sich an der Hausreinigung zu beteiligen. „Am lustigsten geht es am Sonnabend zu. Da ist keine Schule, da gibt es dann um so mehr im Hause zu arbeiten. Schon am Freitag abend findet die Einteilung der Arbeit, sowie der Arbeitswerkzeuge statt. Jedes Kind erhält seine Scheuerbürste und seinen Eimer, jedes sein Arbeitsfeld angewiesen, wo es mit Wasser und Bürste zu wirken hat. Kaum hat es am nächsten Morgen sechs Uhr geschlagen, so entwickelt sich auf Verandas und Treppen eine rege Tätigkeit, bei welcher allerdings eine strenge Innehaltung der je vorgeschriebenen Grenzen stattfindet. Ist das Haus geputzt, dann werden die zerrissenen Kleider hergeholt, und die Schar sammelt sich um den großen Tisch auf der Veranda. Da werden dann bis zum Feierabend fleißig Löcher gestopft und geflickt, und manches fröhliche Lied erschallt dazu."

Mit der Anleitung zu den verschiedenen Arbeiten ging die Charaktererziehung immer Hand in Hand. Da gab es manchen Kampf mit Lüge und Streitlust, mit Unordnung und Unpünktlichkeit, aber auch manchen Sieg.

3. Krankenpflege.

In dem sauber und hübsch eingerichteten Apothekerzimmer des Schwesternhauses versammelte sich dreimal wöchentlich eine Schar Kranker, die für allerlei Gebrechen und Krankheiten Hilfe suchten. Wenn sie morgens etwas nach acht Uhr alle versammelt waren, kam Missionar Längle, um ihnen mit dem Lehrer Christian Sedode einen kurzen Abschnitt aus der Biblischen Geschichte zu erzählen und zu erklären. Es war eine eigentümliche kleine Gemeinde, die sich da um Gottes Wort scharte. Da saß der stumpfe Heide aus dem benachbarten Dzelukowe neben der alten Fetischpriesterin aus Keta, dort das todkranke Mädchen mit dem offenen Gesicht neben dem finsteren Manne aus Vodza, und hier



Fetischpriesterin.

eine alte Frau mit der Tonpfeife im Munde — die Frauen rauchen hier nämlich! Sie alle sollten nicht nur Arznei für ihren Leib, sondern auch für ihre Seele mit nach Hause nehmen. Und manches Samenkorn mag auf fruchtbaren Boden gefallen sein, hatten doch diese alle schon einen Schritt aus dem Heidentum heraus getan, indem sie bei den Christen Heilung für ihre Krankheit suchten und nicht bei ihren Zauberern. Daß sie nicht umsonst zuhörten, beweist jener baumlange Riese, der eines Tages zu einer von uns Schwestern sagte: „Ich danke dir, denn du hast mir geholfen, ein Christ zu werden?" „Wieso denn?" „Als du meine Wunde verbandest, hast du mir täglich gesagt, höre Gottes Wort und komm zum Herrn Jesus!"

Die Beschäftigung mit den Kranken ließ manchen Blick in das Elend des Volkes tun. Dort ein Mann mit einer beinahe tellergroßen Wunde am Bein, da ein Kind, dessen ganzer Körper fast nur eine Wunde ist. Hier eine Frau, der ihre Nach-

darin im Zorn einen Teil des Zeigefingers abgebissen, dort ein Knabe, dem durch Nachlässigkeit der Mutter fast alle Fußzehen von den Sandflöhen zerfressen sind. Hier ein kleines dreijähriges Mädchen, dem die eigene Mutter die Hand ins Feuer gehalten, weil es beim Spiel den Wassertopf der Mutter umwarf und das Wasser verschüttete. Die innere Handfläche und der Daumen sind so mit Brandwunden bedeckt, daß es kaum möglich scheint, dem Kinde die Hand zu erhalten. Und während das arme kleine Ding sich vor Schmerzen windet bei der Behandlung, steht die Heidenmutter dabei und sagt: „Siehst du wohl, wirf das Wasser nicht wieder um!" Auch mit inneren Krankheiten kamen die Leute gar zu gern. Es half uns gar nichts, wenn wir sagten: „Das versteh' ich nicht!" — „Hast du nicht die und die und die gesund gemacht? Du verstehst es wohl, aber du willst nicht!"

Gar nicht selten öffnete die Behandlung der Kranken uns Türen, die sonst verschlossen geblieben wären, und zwar nicht nur in Keta, sondern auch in den Nachbardörfern. Wo man aber erst einmal Eingang gefunden, da hat man auch Gelegenheit, das Lebenswort zu bringen. Darum ist jede neue Bekanntschaft und jede neue Anknüpfung für die Missionarin wertvoll. So wurden wir, wie der folgende Brief erzählt, einst durch einen kleinen kranken Knaben in unserem nächsten Dorfe Vodza eingeführt. „Vor etwa vierzehn Tagen kam ein Mann aus Vodza, um für einen kleinen Knaben, der eine Wunde am Bein hatte, Arznei zu holen. Ich erklärte dem Manne, daß ich das Kind sehen müsse und bat ihn, es uns zu bringen. „Das ist ganz unmöglich," sagte er und ging unverrichteter Sache nach Hause. Es tat mir leid, nicht helfen zu können, und da es an jenem Nachmittage etwas weniger heiß war, machten wir uns mit einigen Kindern auf den Weg nach Vodza. Wir fragten nach dem Manne und dem kranken Kinde, und die Leute wußten sofort, wen wir meinten. Sie brachten uns den Knaben, und ich konnte ihn auf dem öffentlichen Platze verbinden. Viele Heiden des Ortes, alt und jung, groß und klein, schauten verwundert zu, indem sie durch laute Ausrufe ihrem Staunen Luft machten. Beim Fortgehen gab ich dem Vater des Knaben genaue Anweisung zur weiteren Behandlung der Wunde, ließ auch etwas Verbandstoff zurück, erklärte aber noch einmal, daß es besser sei, wenn er den Knaben nach Keta bringe. Was wir nicht erwartet hatten, geschah. Der Vater hat sein Kind hierher getragen und zu Verwandten gebracht, wo es bis zu seiner Heilung bleiben soll. Man bringt den Kleinen täglich zu uns, so daß

wir seine Wunde behandeln können, die sich schon wesentlich gebessert hat."

Es wurde später der Gedanke ernstlich erwogen, eine Schwester für diese Arbeit mehr medizinisch auszubilden. Denn durch die leibliche Hilfe wird das stumpfe und harte Heidenherz erweicht und fähig gemacht zur Aufnahme des Wortes Gottes.

4. Hausbesuche.

Krankheitszeiten wurden für uns häufig die Veranlassung, die Heiden in ihren Hütten zu besuchen. Oftmals waren wir froh, überhaupt auf solche Weise Zutritt zu den uns noch fremden Leuten zu haben. Denn leicht war die Anknüpfung im Anfang nicht, im Gegenteil, da gab es manche Schwierigkeit zu überwinden. Trotzdem machten wir uns jeden Nachmittag regelmäßig auf den Weg, um Christen, Taufbewerber und Heiden zu besuchen. In das Negergehöft eingetreten, fragten wir zunächst nach der Frau, die wir besuchen wollten. Da stand sie am Mahlstein, im Begriff, Mais zu mahlen. Wir sagten den mühsam eingelernten Ewegruß, den sie lächelnd erwiderte. Dann stockte die Unterhaltung meistens. Zu Hause hatten wir uns alles so schön ausgedacht, und nun fanden wir hier keine Stätte für das, was wir sagen wollten. Die Frau setzte stumm und teilnahmlos ihre Beschäftigung fort, und wir wären am liebsten wieder gegangen. Da sagte denn wohl eine von uns: „Laß mich mal versuchen, den Mais zu mahlen." Das brachte Bewegung in die Sache. Sofort kamen die anderen Frauen des Gehöftes auch herbei und zeigten uns unter lautem Gelächter die Handhabung des Mahlsteins. Ein andermal war es die Bereitung der Pfeffersuppe oder des Maisbiers, die uns Stoff zur Unterhaltung boten. So mangelhaft auch unsere Sprachkenntnisse zu dieser Zeit noch waren, auf diese Weise waren wir doch bald unseren Leuten keine Fremden mehr. Bei diesen Besuchen taten wir manchen Blick in das Elend und die Liebloſigkeit des Heidentums, und es eröffnete sich ein großes Arbeitsfeld vor uns. Was gab es da zu trösten, zurechtzuweisen, zu ermahnen und zu helfen. Wie oft stieg im Anblick dieser großen Arbeit der Wunsch in uns auf: „Könnte ich doch erst Ewe sprechen!" und mit immer erneutem Eifer und Gebet wurde das Sprachstudium in Angriff genommen.

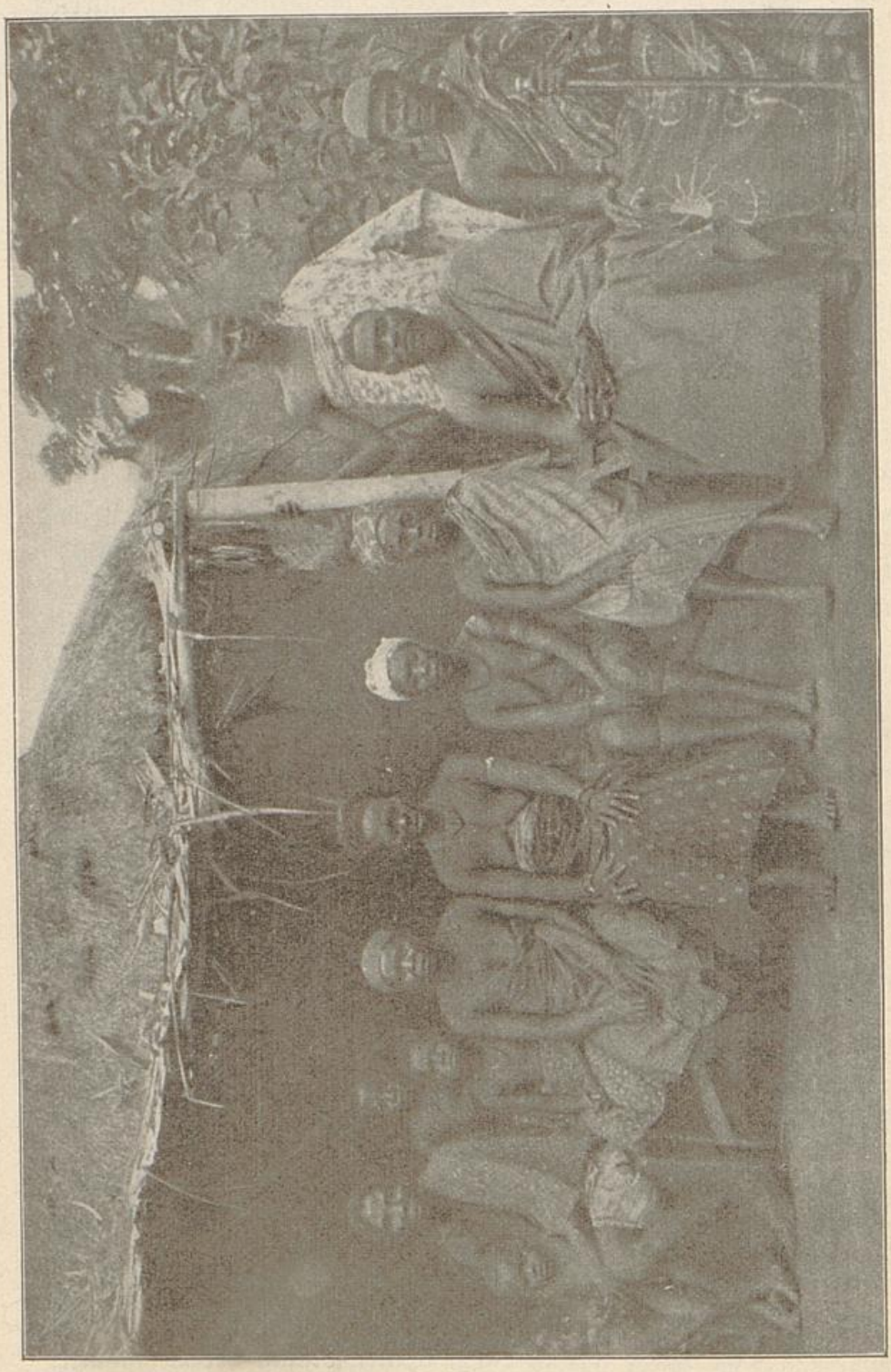
Von unseren mancherlei Erlebnissen bei diesen Besuchen erzählen verschiedene Briefe: „Wir gingen heute in den Stadtteil alata, der am Meere liegt. Dort wohnen noch viele Heiden.

Wir wußten nicht, daß in dem Hause, in welches wir eintreten wollten, ein Mord geschehen war. Plötzlich entstand ein großer Volksauflauf in der Straße, man sah Polizisten und Soldaten in ihrer blau und roten Uniform. Sie hatten eine Frau gebunden und führten sie gefangen nach dem Fort. Wir fragten die Umstehenden, was das bedeute, und wir hörten folgende Geschichte. Die eben vorbeigeführte Frau hatte ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren bei sich, welches ihr diente. Das Kind war nicht von hier, sondern aus Anyako, jenseits der Lagune. Eines Tages gab die Frau dem Mädchen 50 Pfennig, um irgend etwas für sie zu kaufen. Das Kind kam nach langer Zeit weinend ohne die gewünschten Einkäufe zurück; sie hatte das Geld verloren. In ihrem Zorne darüber ergriff die Frau ein Messer und stach das Kind damit in die Brust. Die Wunde war so tief, daß das Mädchen einige Zeit danach infolge davon starb. Jetzt wurde die Frau dafür gerichtlich belangt. Sie wird in den nächsten Tagen nach Accra geführt werden, wo die Gerichtsverhandlung zu Ende gebracht wird. Ohne Zweifel wird sie als Mörderin zum Tode durch den Strang verurteilt werden.

Unser Rückweg führte uns auf die Straße, welche von der alten Dänenfestung, dem Fort, zum Meere geht. Die dort stehenden alten Schattenbäume haben ein merkwürdiges Aussehen durch die Luftwurzeln, die von ihren Aesten fast bis zur Erde niederhängen. Einige wachsen dort wieder fest. Als wir an den Strand kamen, bot sich uns ein seltenes Schauspiel. Nicht weit vom Meeresufer schwammen mehrere Walfische vorüber, die wir deutlich erkennen konnten. Wir sahen den ausgesandten Wasserstrahl sich hoch in die Luft erheben."

In einem anderen Briefe heißt es: „Kürzlich hatten wir bei unseren Besuchen in der Stadt Gelegenheit, zu beobachten, wie es am Totenlager einer Heidin zugeht und wie hoffnungslos das Sterben der Heidin ist. Als wir Dorotea, eine unserer Christinnen, besuchten, sagte sie: „Aweno, in dem Hause uns gegenüber liegt eine Frau sehr krank, wollt ihr die nicht auch einmal sehen, sie ist eine Fetischpriesterin." Wir ließen uns zu ihr führen. Wir gelangten in einen engen Hof, in dem viele Menschen, auf kleinen Schemeln oder auf der Erde kauernd, umher saßen. Es waren Verwandte der Kranken und auch Fetischpriester und -priesterinnen. Ohne ein Wort zu reden, sitzen sie so stundenlang um den Kranken oder Sterbenden herum. Durch eine enge Tür traten wir in einen kleinen Raum der Lehmhütte. Der Holzladen war geschlossen, nur durch die Türöffnung fiel ein spärlicher Lichtschein. Im Halbdunkel sahen wir in einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Ulohäuptling mit seinen Frauen bei einer Totenklage.

Anlohäuptling mit seinen Frauen bei einer Totenklage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ecke dieses Raumes die todkranke Frau auf einer Matte liegen. Was war das für ein Jammer, wie sie in ihrem entsetzlichen Leiden voller Verzweiflung ihrer letzten Stunde entgegenging. Nun half ihr alle Lüge und aller Betrug und auch ihr Fetisch nichts, nun retteten sie alle Zauberschnüre nicht, mit denen Hals und Arme behangen waren. Auch im Zimmer sah man überall die Zaubermittel und Zeichen ihres Fetischdienstes. Daß Menschenkunst hier nichts mehr vermochte, war uns klar. Wir versuchten aber, soviel es in unserer Macht stand, der Kranken Erleichterung zu verschaffen. Dann gingen wir betrübt nach Hause. O, wie lange werden noch die Menschen in diesem Lande so trostlos den Tod herannahen sehen! Als ich am nächsten Morgen früh wieder hinkam, war die Frau in der Nacht gestorben. Mitten im Hofe stand ein offener Sarg, darin lag die Tote. Eine Frau warf sich immer wieder über sie mit dem lauten Rufe: „Meine Mutter, meine Mutter, warum gehst du von mir fort?" Es war die Tochter der Verstorbenen. Sie hatte ihr Haar ganz kurz abgeschoren und war mit einem dunklen Landestuche umhüllt. Das Landestuch ist ein etwa anderthalb Meter breites und zwei bis drei Meter langes Stück Kattun, das die Eweleute, togaähnlich umgeschlagen, als Bekleidung tragen. Eine Anzahl Fetischfrauen umkreisten beständig den Sarg, ein eintöniges Klagelied singend. Am Nachmittage wurde die Leiche von Fetischleuten unter lautem Lärmen und Schreien durch die Stadt getragen.

Wie so ganz anders war es am Krankenlager einer unserer Christinnen, die kürzlich starb. Wir durften sie lange pflegen und hielten von Anfang an ihre Krankheit für nicht unbedenklich. Sie schien auch selbst zu fühlen, daß sie ihrem Ende entgegenging. Aber bei jedem Besuche fanden wir denselben Ausdruck des Friedens in ihrem Angesichte. Sie sprach mit Ruhe, ja mit Freude von ihrem Heimgang und äußerte keine Furcht vor dem Tode. Bei einem meiner Besuche sprach ich mit ihr von dem Heiland. Sie sah mich mit einem glücklichen Lächeln an und sagte: „Er ist mein alter Freund!" Nur eine einzige Sorge störte ihren Frieden dann und wann. Es war die Sorge um ihren Mann, der dem Trunke ergeben war. Er hatte in Lome Arbeit gefunden, und sie wollte ihn von dem Ernst ihrer Krankheit nicht benachrichtigen lassen. So hatte er von der Gefahr, in welcher seine Frau schwebte, nichts erfahren. Ihr Ende kam so plötzlich, daß man ihn nicht mehr rufen lassen konnte. Als sie den Tod herannahen fühlte, ließ sie ihn durch die Frauen, welche sie pflegten, noch ernst ermahnen, er solle auf Jesu Wegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehen. Dann bat sie ihre Tante, die bei ihr war, ihr aus der Bibel vorzulesen und schlief friedlich und getrost ein, wie ein Kind, das sich sicher fühlt in seiner Mutter Arm. Das war ein seliges Sterben. Als wir gestern kurz nach ihrem Tode hinkamen, erlebten wir eine rührende Szene. Die alte Tante hatte die Verstorbene im Arm, während andere ihr das weiße Sterbekleid anlegten. Wir holten Blumen, sie zu schmücken, und sie lag da wie ein fröhliches Kind. Heute morgen um halb acht Uhr sind wir mit zu ihrem Begräbnis gegangen.

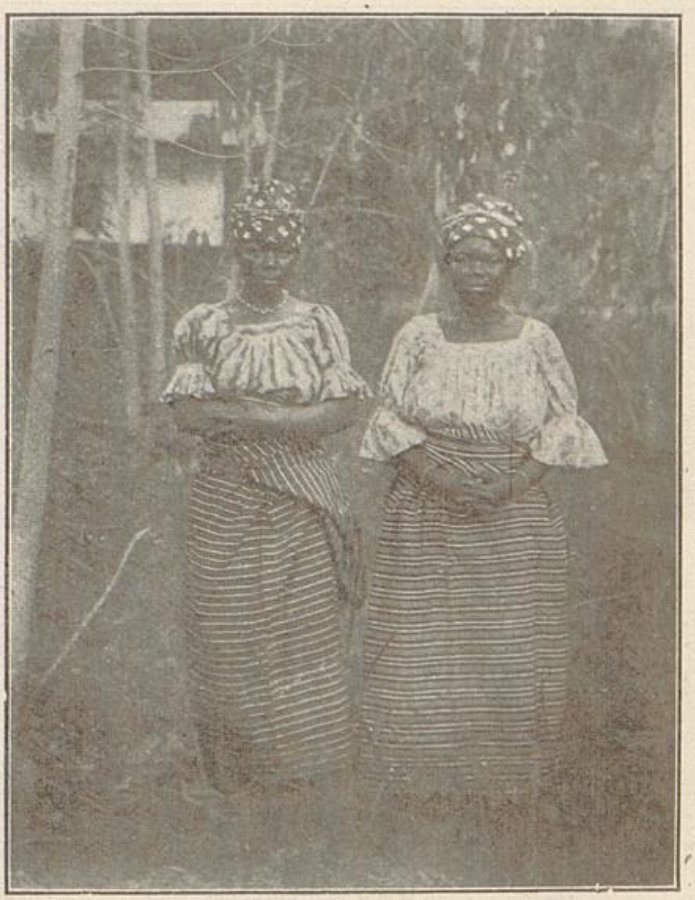
Ehe ich nach Afrika ging, traf ich einmal eine Missionarin aus Indien in Hamburg, Schwester Helene Schultz. Sie arbeitete in dem Waisenhause in Sikandra. Als ich sie nach den Erfolgen ihrer Arbeit fragte, sagte sie: „An dem, was wir an den Sterbebetten unserer Zöglinge erleben, sehen wir, daß unsere Arbeit nicht umsonst ist!" An diese Worte mußte ich beim Sterben jener Christin denken.

5. Am Sonntag.

Vom frühen Morgen an war der Sonntag in unserem Hause dort im Heidenlande ein besonderer Tag. Nachdem die notwendigsten Geschäfte in dem am Sonnabend gründlich gereinigten Hause erledigt waren, versammelten sich die Kinder zur Morgenandacht. Zuerst wurde das Lied: „Jesus, mein guter Hirte" gesungen und dann der Text des betreffenden Sonntags gelesen und durch Fragen erklärt. Die Kinder hatten so einige Anknüpfungspunkte, und es wurde ihnen leichter, die Predigt zu verstehen. Nun wurden die Sonntagskleider verteilt, und jedes ging, um sich aufs schönste zu baden und zu salben. Zu einer fertigen Negertoilette gehört auch das Einreiben von Hals, Armen, Händen und Füßen mit wohlriechender Pomade. Wir Schwestern hatten während dieser Zeit ein schönes stilles Sonntagsstündchen für uns, das uns der ganze Tag nicht wieder brachte. Meistens lasen wir dann unsere deutsche Predigt zusammen.

Um neun Uhr ging es mit der ganzen Schar in die Kirche. Da wir im Anfang von der Predigt nichts verstanden, hatten wir Zeit, allerhand Betrachtungen über den braunen Prediger und die braunen Zuhörer anzustellen. Schon ihre bloße Anwesenheit stimmte zu Lob und Dank. Unwillkürlich mußte man an die Worte des achten Psalms denken: „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen." Da saßen die Frauen und Mädchen in ihren kleidsamen weißen oder bunten

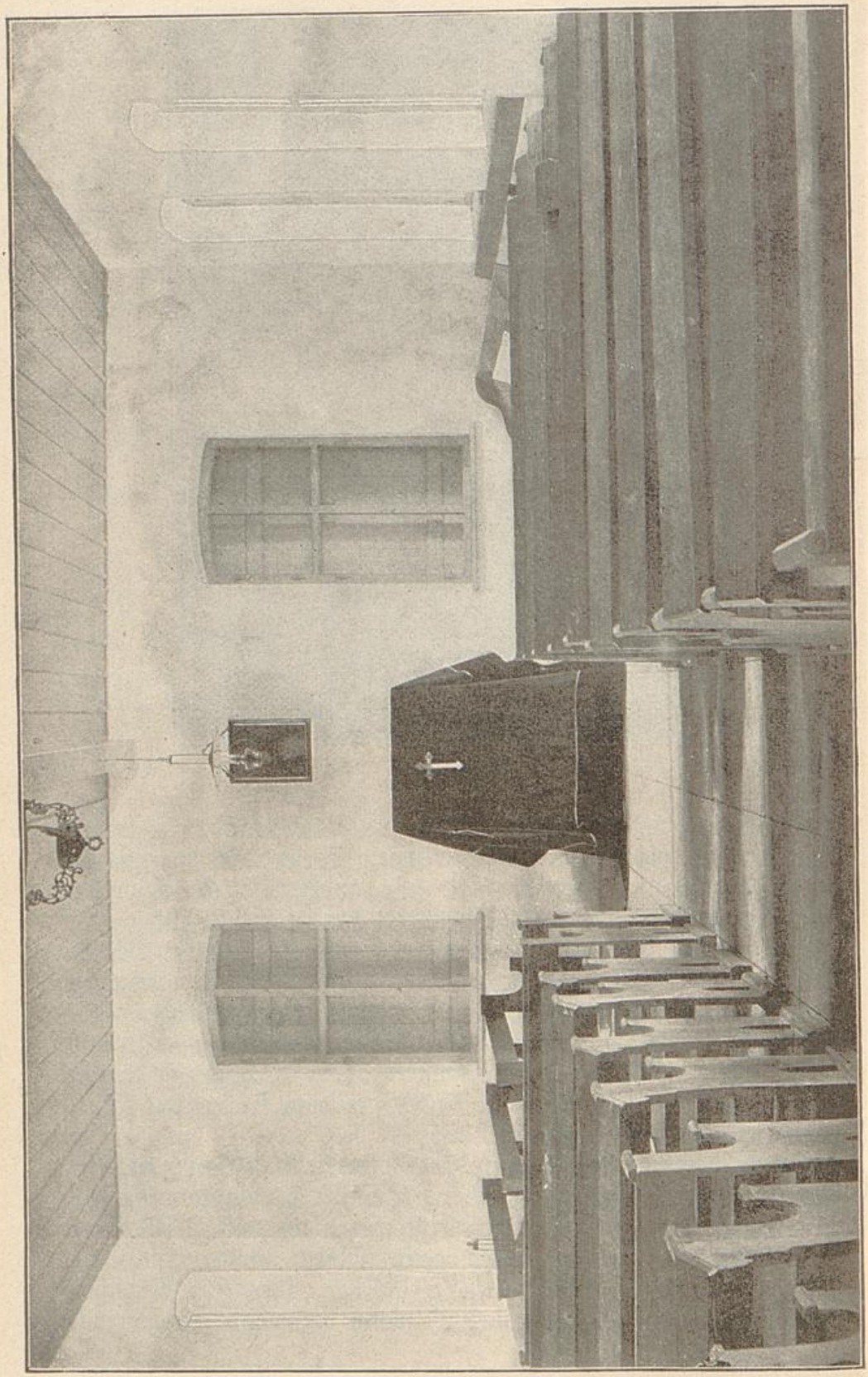
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



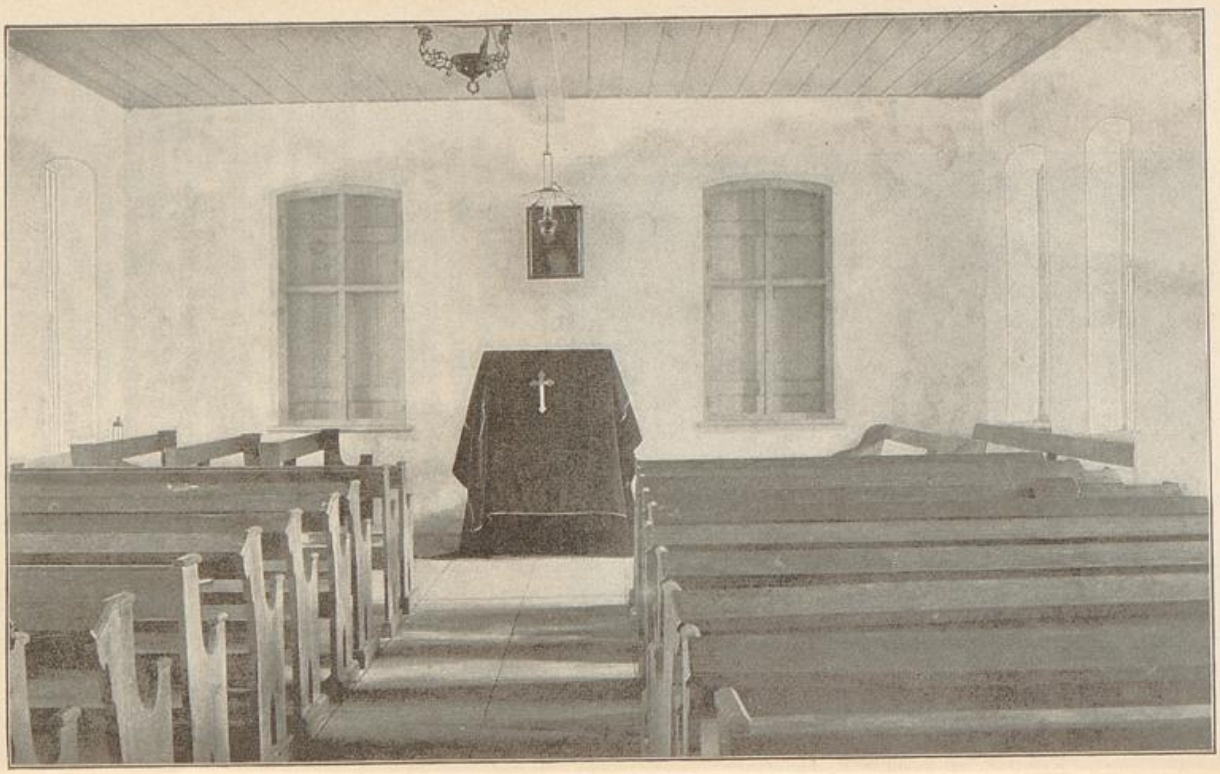
Ewemädchen.

ausgeschnittenen Blusen, um welche das Landeskleid, ein großes buntes Tuch, gefällig geschlungen war. Wenn man dagegen die heidnischen Frauen sah, was für ein anderer Ausdruck prägte sich in ihren Gesichtern und in ihrer ganzen Erscheinung aus! Ebenso die Männer, die Schüler des Seminars und der Mittelschule, wie hübsch sahen sie in ihren weißen Sonntagsanzügen aus. Und nun hörten diese alle das Wort von Jesus. Sie waren freilich noch Kinder in der Erkenntnis und noch wenig befestigt im christlichen Leben; dennoch aber, welche große Sache, daß sie Sonntag für Sonntag das Wort vom Kreuz, das Wort vom Heiland hören konnten.

Der Raum, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde, war ein großer Saal in dem unteren Geschoß des Awedomehauses. Türen und Fenster standen der Hitze wegen weit offen. Vor der Tür saßen Mütter mit ihren ganz kleinen Kindern auf den Rücken gebunden. Sie hatten oft Mühe, ihre Krausköpfchen ruhig zu halten, und dann und wann ließ solch ein Kleines



Der Betsaal im Amedonehause zu Keta.



Der Betsaal im Awedomehause zu Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine Stimme zur Predigt erschallen. Noch schlimmer war es mit den Zwei- bis Fünfjährigen. Denen wurde das Stillsitzen oft zu lang. Sie rissen sich von ihrer Mutter los und machten einen Spaziergang mitten durch den Saal.

Besonders feierlich war es uns, wenn wir mit der jungen Gemeinde das Abendmahl feierten. Die in die Heimat gesandten Briefe berichten von einer solchen Feier wie auch von einem Missionsfeste, die beide am Sonntag stattfanden: „Diesen letzten Sonntag durften wir hier das heilige Abendmahl feiern: Die Feier an und für sich war wohl etwas einfacher, als in unserer Anscharkapelle, aber dennoch schön. Ungefähr fünfzig Eingeborene nahmen daran teil. Sie waren zwar nicht alle in Schwarz gekleidet, trugen aber ihre schönsten Gewänder und hatten so ernste und andächtige Mienen. Die Abendmahlsfeier hielten die Missionare Knüsli und Längle, und zwar für uns in Deutsch, für die Sierra-Leone-Leute in Englisch und für die Eweer in Ewe.

Auch ein Missionsfest haben wir hier mitgefeiert. Der Betsaal war festlich mit Palmenzweigen und mit Sprüchen geschmückt. Es kamen viele Leute, so daß kaum ein Platz leer blieb. Nachdem die Missionare gesprochen und Bericht erstattet hatten von dem, was auf Haupt- und Nebenstationen im eigenen Lande geschehen und was sich auf dem großen Missionsfelde zugetragen hatte, redeten die eingeborenen Lehrer. Voran Andreas Aku und als letzter David Bensa aus Woe, der durch seine praktischen Beispiele den Keil eintrieb." — Diese beiden Lehrer sind im Jahre 1910 zu Pastoren ordiniert.

Wir hatten bemerkt, daß die freie Zeit am Sonntag den Kindern leicht verderblich und zur Versuchung wurde. Das Paradies der Kindheit kennen Heidenkinder nicht. Sie können sich nicht leicht selbständig hübsch beschäftigen. So fingen wir an, allerhand Spiele mit ihnen zu machen. Wenn der Morgengottesdienst zu Ende war, sammelten wir sie von elf bis zwölf Uhr auf der Veranda und spielten in frohem Kreise: „Jakob lacht!" „Ich seh', ich seh'!" und anderes. Nachmittags ging es mit der fröhlichen Schar unter die Schattenbäume im Hof zu lustigem Kreisspiel. Da konnten die kleinen schwarzen Mädchen ihre Stimmen erschallen lassen, wenn sie sangen: „Der Bauer fuhr ins Holz", „Wollt ihr wissen, wie der Bauer" und andere Lieder. Mit Hilfe von Lehrer Christian Sedode hatten wir solche Rundspiele in Ewe übertragen und den Verhältnissen entsprechend verändert. Der Bauer war den Kindern an der Küste, die nur Fischer, Handelsleute und Bootsleute kannten, nicht geläufig. So wurde aus dem Bauer ein König, der, auf seinem Throne sitzend,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Hofstaat um sich versammelt; denn von einem Häuptling und seiner Würde hatten die Kinder wohl eine Anschauung. In dem zweiten Liede war der Hafer in Mais verwandelt, und das Spiel gab so einen kleinen Anschauungsunterricht aus der Arbeit des Landmannes. Schwester Ida erzählt in einem ihrer Briefe von dieser Sonntagsbeschäftigung: „Heute haben wir einen recht lebhaften Sonntag gehabt. Nach dem Gottesdienste waren außer unseren Kindern auch die Schulkinder beim Spiele recht reichlich vertreten. Als wir nachmittags im Garten spielten, standen viele Leute auf der Straße und erfreuten sich am Zusehen. Wenn die Schar der Spielenden weniger groß ist, setzen wir uns um den großen Tisch auf der Veranda und spielen Lotto und Domino, während die Kleinen mit dem Baukasten beschäftigt sind. Auf diese Weise machen uns die Sonntage viele Freude, wenn sie auch ein wenig anstrengend sind. Wenn wir aber die Kinder an diesem schulfreien Tage nicht an uns halten, treiben sie umher. Und es wäre doch so schön, wenn sie lernen wollten, die Freiheit mit Maßen zu genießen."

Auch die Christenfrauen und Taufbewerberinnen wurden am Sonntag nachmittag versammelt. Die mangelnde Sprachkenntnis hinderte uns zwar, schon einen regelrechten Unterricht mit ihnen zu beginnen. Aber die deutschen Lieder mit Eeworten aus dem Eegesangbuch mit ihnen singen, das konnten wir schon. Ein eigenes Harmonium besaßen wir noch nicht, bekamen aber von Missionar Binetsch eins geliehen. Es war für die Vorsängerin leichter, mit Hilfe der Harmoniumbegleitung die rauhen und ungeschulten Stimmen der Eefrauen zur Wiedergabe der deutschen Melodien anzuleiten. Das war im Anfang ein schweres Stück Arbeit, und es gehörte viel Geduld dazu. Aber nach und nach bildeten sich Ohr und Stimme, und man hatte schon eher ein Recht, von Gesang zu reden. Rührend war es, mit welcher Freude die Frauen selbst nie müde wurden, immer wieder dasselbe Lied zu üben, bis es einigermaßen ging. Selbst lesen konnte nur eine geringe Zahl unter den etwa zwanzig Frauen, so mußte der Text der Lieder erst gemeinsam eingeprägt werden. Die hierzu nötige Erklärung bot Gelegenheit zu manchem guten Worte. So erwarben sich die Frauen zunächst einen Schatz unserer schönsten Lieder und wurden instand gesetzt, sich an dem Gesange bei den Gottesdiensten zu beteiligen. Zugleich öffnete uns der gemeinsame Gesang schneller die Herzen der scheuen und mißtrauischen Eeerinnen. Aus dieser Gesangstunde an den Sonntag-Nachmittagen entstand später die Frauenschule.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweiter Teil.

Die Entwicklung der Arbeit im Ewelande.

I. Keta.

1. Die Arbeit im Krankenhause.

Schon bald nach unserer Ankunft in Keta wurde von der Missionsleitung draußen und daheim der Gedanke erwogen, ob wir nicht die Pflege der Kranken in dem englischen Regierungs-Krankenhause übernehmen sollten. Man glaubte, durch Anschluß an einen Arzt unserer Krankenpflege eine feste Gestalt zu geben. Auch hoffte man, gerade durch den Dienst an den Kranken dem Volke eine Anschauung von der Liebe Christi geben zu können, die mehr wirke als Worte. Aber auf die diesbezügliche Anfrage in Accra gab die englische Regierung eine abschlägige Antwort. So behandelten wir, so gut wir es vermochten, die Kranken in unserer eigenen Klinik. Im Februar 1891 kam aber ein Erlaß vom Gouverneur in Accra, daß nur staatlich Geprüften die Verabreichung von Karbol, Sublimat und anderen Giften gestattet sei. Mit diesem Gesetze war unsere Arbeit an den Kranken aufgehoben. Wir hatten unsere Apotheke zu schließen. Am 4. März 1891 hatten die Kranken sich zum letzten Male im Diakonissenhause versammelt. Wir konnten nun freilich der Erziehung und dem Unterricht der Mädchen um so mehr Kraft widmen, aber doch hoffte man, auf irgend eine Weise möchte Gott die Tür zu dem verschlossenen Arbeitsfelde wieder auftun. Da geschah etwas Unerwartetes. Eines Tages erschien ein stattlicher englischer Herr im Schwesternhause, der sich als Dr. Freeman vorstellte. Er sei der Nachfolger von Dr. Gunn, sagte er, und möchte anfragen, ob nicht eine Schwester ihm täglich im Krankenhause helfen könnte. Er wollte sich die

Gelegenheit für geübte Hilfe im Krankenhaus nicht entgehen lassen und hatte daher diesen Schritt auf eigene Hand unternommen. Die Angelegenheit wurde mit den Missionaren besprochen und schon am nächsten Morgen, dem 7. April 1891, konnte eine der Schwestern die neue Arbeit beginnen. Das Krankenhaus lag unmittelbar am Meer in einem schönen Palmengarten. Durch die allezeit offenen Räume strich beständig die Seebrise, so daß der Aufenthalt auch in den heißen Stunden kühl und angenehm war. Die Räume waren bis auf einen größeren Krankensaal, der sechs Betten enthielt, alle klein und einfach, aber reinlich gehalten. Neben der offenen Veranda, wo die Kranken sich versammelten, lag das Sprechzimmer des Arztes. Hier wurden die neuen Kranken ins Aufnahmebuch geschrieben. Wir hatten zugegen zu sein, wenn diese ihren Krankheitsbericht gaben, und die Diagnose zu stellen, die dann vom Arzte verworfen oder bestätigt wurde. Das war eine gute Übung. Bei der Wundbehandlung hatten wir bestimmte Kranke, die uns allein anvertraut waren. Es waren dies besonders die Frauen und Kinder. Man merkt es unseren Briefen aus dieser Zeit an, wie gern wir diese Arbeit taten. „Es erwächst uns da eine große, aber ganz herrliche Arbeit," heißt es dort, „die wir mit großer, großer Freude tun, und die uns täglich lieber wird. Als ich zum ersten Mal hinging, kamen nur sechs Patienten in die Klinik. Ganz unmutig fragte der Doktor immer wieder seine drei schwarzen Gehilfen: „Sind das alle?" Und dann sagte er zu mir: „Schwester, Sie müssen alle Ihre Kranken herschicken." — Ich versprach ihm das, ließ es nach Dzelukowe sagen und sagte es auch hier allen, die früher zu uns kamen. Eine Woche ging aber noch so hin, und der Doktor fing an, ungeduldig zu werden. Ich sagte ihm, mit diesem Volke gehe alles langsam, er solle nur warten. Und siehe da! allmählich kamen immer mehr, und jetzt dauert die Klinik fast drei Stunden, es kommen über zwanzig Leute. Während wir zuerst um neun Uhr anfingen, muß man jetzt genau um acht Uhr da sein, um rechtzeitig fertig zu werden. Der Doktor ist ein feiner, freundlicher Herr, der dem Volke wirklich Liebe beweist. Wir dürfen auch in seiner Gegenwart ganz ungehindert mit den Leuten reden, obwohl er Ewe nicht sprechen kann. Aber verlangen tut er so viel von uns, wie ich das noch bei keinem Arzte erlebt habe. Erst hat er uns alle Instrumente gezeigt und uns die englische Bezeichnung dafür genannt. Diese ist gewöhnlich der lateinische Name mit englischer Aussprache, darin liegt die Schwierigkeit für uns. Mir ist es eine spezielle

Freude, daß Dr. Freeman sehr genau ist beim Anlegen der Binden. Jede Binde muß nach einer bestimmten Regel sein, Hobelbinde heißt spiral, die umgeschlagene Binde reversed bandage, die Kornähre figure eight usw. Ich mag schon so ganz besonders gern Wunden behandeln, aber wenn es mit solcher Genauigkeit geschieht, dann ist es mir erst recht Freude. Das Wichtigste bei dieser Arbeit ist, daß der Herr seinen Segen darauf legt, so daß wirklich dem Ewevolke und auch den mohammedanischen Haussas dadurch etwas von der Liebe Gottes ins Herz kommt."

In einem Briefe vom 17. Juni heißt es: „Der Doktor hat uns einen schwarzen Gehilfen gegeben. Er heißt William und ist ein Zögling unserer Missionsschule. Wenn ich nun die Frauen und Mädchen auffordere, in unser Haus zu kommen, und die Männer, zur Kirche zu gehen und Gottes Wort zu hören, dann unterstützt mich William nach Kräften und verbessert meine Sprachfehler. — Oft sind die Kranken sehr dankbar und bringen uns Geschenke. Ein großer, starker Mann hat uns schon mehrmals sehr schöne Fische gebracht, die uns dann vortrefflich schmecken. Wir sagten ihm: „Bringe uns doch öfter Fische, wir werden sie auch gerne kaufen." „Nein," antwortete er, „ihr tut ein Barmherzigkeitswerk an mir, darum muß ich euch die Fische schenken."

Ein besonderer Liebling unter den Pfleglingen im Krankenhaus war uns ein kleines etwa siebenjähriges Mädchen, namens Aliwosi. Sie hatte zwei schwere Operationen durchzumachen, die aber gelangen und dem Kinde, das fast zum Krüppel geworden, die Gehfähigkeit wieder erwarben. Nachdem es genesen, kam es ins Schwesternhaus, um dort mit erzogen zu werden. Es blieb aber nur einige Jahre und ist später ins Heidentum zurückgefallen.

Auch an Humor fehlte es nicht in dieser sonst so ernsten Arbeit. Der Krankengehilfe beklagte sich eines Tages beim Doktor, daß ein kranker Polizist ihm den Gehorsam verweigere. Jaques Neverfear, so hieß der Ungehorsame, habe erklärt, er sei Polizist und brauche niemand zu gehorchen. „Jaques," sagte der Doktor, „hier im Krankenhause bist du kein Polizist, sondern nur ein Kranker, hier hast du zu gehorchen und William dir zu gebieten." So fügte sich der Widerspenstige.

Da geschah wieder etwas Unvorhergesehenes. Auf Befehl des Gouverneurs der Goldküste in Accra wurde uns Schwestern die Arbeit im Krankenhaus genommen. Am 14. Juli war unser letzter Arbeitstag dort. Aber es war freundlich

gefügt von Gott, daß wir in diesem Vierteljahre viel von afrikanischen Krankheiten und ihrer Behandlung gelernt hatten und so für die Wiederaufnahme selbständiger Arbeit unter den Kranken fähiger wurden.

Sobald wir nicht mehr im Krankenhause arbeiteten, kamen die Kranken wieder in Haufen zu uns ins Haus. Man konnte so viel Elend nicht abweisen. Dr. Freeman riet zu, jenes Gesetz beziehe sich hauptsächlich auf Eingeborene, sagte er. Und so wagten wir es später getrost, die Kranken wieder im eigenen Hause zu behandeln. Drei Mal wöchentlich war die Apotheke geöffnet, und bis zu fünfundvierzig und mehr kamen an einem Tage.

Auf diese Weise ist die Krankenpflege mit wenig Abweichungen bis heute fortgeführt. Eingeborene Mädchen haben uns mit Geschick dabei geholfen. Es fehlt ihnen aber der demütige Sinn, welchem auch der kleinste Dienst nicht zu gering ist. Als Hanna Ametoche eine Zeitlang bei dieser Arbeit angestellt war, fragten ihre Brüder sie: „Bist du denn die Sklavin der Schwestern, daß sie dir solche Arbeit geben?" Den Adel des Dienens, wie ihn das Herrenwort: „Wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht," in die Welt gebracht hat, kennt der Heide nicht.

Im Jahre 1904 waren die Schwestern gezwungen, diese schöne Arbeit an die Missionarsfrauen abzugeben. Es fehlte an Arbeitskräften. Es war für uns Schwestern ein schmerzliches Ereignis, als der Apothekerschrank mit seinem Inhalt in das Strandhaus gebracht wurde. Mit welcher Liebe hatten wir gerade diese Arbeit immer getan! Zwar im Nebenamt bleibt den Schwestern immer noch ein Teil an der Krankenpflege, aber unser großer Wunsch, daß eine von ihnen ganz für Gemeinde- und Krankenpflege frei gemacht würde, hat sich nie erfüllt. Im Jahre 1899 war der Plan schon ganz fertig. Am 31. März kam Schwester Anna Reinecken zum zweiten Male von Europa. Sie sollte mir die Schule abnehmen, und ich wollte dann die neue Arbeit in der Gemeinde und unter den Kranken in Gang bringen. Schon lange hatte ich diese als ein großes Bedürfnis empfunden. Die Leute werden doch nicht alle nach fünf Uhr krank! Wie oft kam es vor, daß ich morgens aus der Schule gerufen wurde, um einer Kranken beizustehen. Da konnte ich nicht sagen: „Heute nachmittag, wenn die Schule aus ist, habe ich Zeit." Die Schule mußte einfach im Stich gelassen werden. Den Kranken konnte man die Hilfe nicht versagen. Und wie viele wichtige Dinge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

hätte man in der Gemeinde in den ersten Morgenstunden zu tun gehabt! Ein Besuch am Morgen ist dem Neger viel bedeutungsvoller. Jetzt endlich also sollte unsere Arbeit diese wichtige Erweiterung erfahren. Wie ich mich darauf freute! Aber meine Freude war umsonst. Schon wenige Tage nach Schwester Anna Reineckens Ankunft zeigte es sich, daß sie körperlich zu wenig frisch war, um die Schule zu übernehmen. Ich sah ein, daß ich meinen Lieblingsplan wieder aufgeben mußte. Es kostete mich bittere Tränen und eine schlaflose Nacht. Nach wie vor wurde die Krankenpflege in der Mission viel in Anspruch genommen und tat ihren stillen Liebesdienst. Im Jahre 1906 hat Frau Missionar Flothmeier in Keta 6238 Kranke behandelt, also durchschnittlich täglich siebenzehn.

2. Die Anstaltserziehung.

In der Erziehungsarbeit tasteten wir im Anfang hier und da noch im unklaren und suchten erst nach einer festen Gestaltung. In der uns von der Bremer Missionsleitung gegebenen Arbeitsanweisung war uns der Auftrag geworden, erwachsene Mädchen zu sammeln und diese in christlichem Geist zu tüchtigen Hausfrauen zu erziehen. Es zeigte sich aber, daß ältere Mädchen, die niemals die Zucht einer christlichen Schule kennen gelernt hatten, sondern in der Zügellosigkeit des Heidentums aufgewachsen waren, im späteren Alter nur wenig mehr beeinflußt werden konnten, jedenfalls nicht ohne einen selbständigen Zug zum Christentum. „Es gibt Wunden des Herzens," sagt Bachofener, „in frühester Jugend der Kindesseele geschlagen, die schwerlich oder nie heilen." Vor allen Dingen aber sah die Bevölkerung von Keta die Notwendigkeit einer Erziehung dieser erwachsenen Mädchen nicht ein. Die Mütter beanspruchten die heranwachsenden Töchter als Hilfe im Hause bei den mancherlei Arbeiten, die der afrikanischen Hausfrau zufallen, als da sind: Wasser tragen, Holz holen, Mais mahlen, Suppe kochen, Brot verkaufen usw. Sie gaben uns die größeren Mädchen überhaupt nicht. So wies uns manches auf die Entwickelung der Erziehungsarbeit hin, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet hat: die Sammlung der kleinen Kinder in Kleinkinderschulen und die Erziehung der Mädchen in besonderen Mädchenschulen.

Anstatt erwachsener Mädchen, wie unsere Instruktion verlangte, nahmen wir nun jüngere ins eigene Haus. Diese acht ersten Kinder waren im Alter von zehn bis vierzehn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahren. Mit ihnen wurde am 17. Mai 1890 diese Arbeit begonnen. Schon im Jahre 1894 war die Zahl der Anstaltskinder auf zweiundzwanzig gestiegen, und im Jahre 1900 stehen siebenundzwanzig Namen auf der Liste. Eine leichte Aufgabe war ihre Erziehung nicht. Das zeigt uns ein Blick in die Charakterschilderung der Zöglinge, wie sie das Anstaltstagebuch am Anfang jedes neuen Jahres gibt. Da heißt es:

1. A. nimmt es ernst mit ihrem Christentume, ist treu in ihrer Arbeit, hat aber nicht viel Sinn für Ordnung.

2. A. ist still und friedlich, gehorsam und demütig, bekennt aber nicht Farbe.

3. A. ist gefällig und dienstbereit, auch tüchtig in ihrer Arbeit, zeigt aber zu wenig Entschiedenheit fürs Christentum.

4. R. hat in den letzten Monaten in vielen Fällen bewiesen, daß sie mit ihrem Trotze kämpft und macht uns durch ihre Umwandlung Freude. Die rechte Pflichttreue fehlt ihr noch.

5. L. macht uns viel Mühe durch Trotz und Eigensinn. Ihr leichtsinniges Wesen macht uns Sorge, es fehlt ihr am rechten Ernst.

6. M. ist ungehorsam, trotzig, lügnerisch.

7. P. ist folgsam, still, demütig, fleißig.

8. S. ist wild, unbändig, trotzig, zu Ungehorsam geneigt, hat aber einen Zug zur Wahrheit.

9. F. ist freundlich, gefällig, zutunlich, nicht sehr fleißig, nicht ganz wahr.

10. K. ist klug, begabt, witzig, aber ungehorsam und unwahr usw.

Dieses Verzeichnis redet für sich selbst. Nehmen wir nur den einen Feind, die Lüge, welche wir in diesen Kindern zu bekämpfen hatten, so erkennt jedermann sofort, welch eine Riesenarbeit ihre Erziehung war.

Wir hätten uns gewiß allein nicht an sie gewagt; aber wir hatten eine gute Waffe in der Hand, das Wort Gottes. „Wir haben nichts als das Wort," heißt es in einem Briefe, „und immer wieder das Wort, aber was für ein Wort! Es ist lebendig und kräftig und schärfer als ein zweischneidiges Schwert. Es ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Es ist ein Feuer und ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Wir durften seine Wirkung an den Herzen der Kinder erfahren. Zwar konnten wir nicht erwarten, daß mit der wachsenden Erkenntnis der Gebote Gottes das Böse auf einmal verschwunden sei. Aber es war doch schon

ein großer Fortschritt, wenn es als Böses, als Sünde gegen Gott erkannt und ab und zu auch bekannt wurde. Das letztere zu erreichen, war oft schwer, und doch mußten wir auf das ernsteste darauf dringen, wenn unsere Erziehung von Erfolg sein sollte. Um so größer war unsere Freude, wenn es geschah.

Eines Tages wurde ein Zuckerdiebstahl entdeckt. Die erst gestern gefüllte Zuckerdose hatte die Hälfte ihres Inhalts eingebüßt. Und da sie gar nicht benutzt worden war, konnten nur Kinder den fehlenden Zucker genommen haben. Zur außergewöhnlichen Zeit ertönte die Glocke, welche sonst die Kinder zur Andacht rief, um sie alle zu versammeln. Jedes setzte sich auf seinen gewohnten Platz. „Weshalb seid ihr gekommen?" „Wir wissen es nicht." „Es ist eine traurige Sache, um derentwillen wir euch gerufen. Ihr sollt es gleich hören. Sprecht mit mir die zehn Gebote." Dies geschah. Als sie zu den Worten kamen: „Du sollst nicht stehlen," mußte jedes Kind einzeln dieselben wiederholen. „Wer hat diese Worte gesagt?" „Gott." „Wen verachtet also der, welcher diesen Worten nicht gehorcht?" „Er verachtet Gott." „Solche Kinder, die Gott nicht gehorchen, sind unter uns, denn seht her, gestern hat man diese Zuckerdose gefüllt, und heute ist sie halb leer." Alle Blicke wandten sich dahin. Einige zeigten Entrüstung, andere sahen scheu zu Boden. Nachdem ihnen ihre Sünde ernst vorgehalten, wurden sie aufgefordert, das begangene Unrecht nicht durch Verschweigen noch zu vergrößern. So wurden sie entlassen. Nach kurzer Zeit erschienen zwei Mädchen und nannten sich die Schuldigen. Für uns war die Erfahrung, daß ihr Gewissen die Kinder strafte, eine große Erleichterung bei der Erziehung.

Es war ein solches Bekenntnis um so schwerer für sie, weil die Mädchen bei solcher Gelegenheit meistens von ihren Müttern in Schutz genommen wurden. Diese kamen und wollten uns das betreffende Kind fortnehmen, weil wir es Diebin gescholten und ihm die verdiente Strafe gegegeben. Einmal hatte ein Kind einem anderen Mädchen eine Mark fortgenommen und war erst nach Monaten zu einem Geständnis zu bringen. Da kam denn heraus, daß sie das Geld der eigenen Mutter gebracht, die ihr Kind wahrscheinlich zum Diebstahl ermutigt hatte. Auch Eigenwille und Trotz traten uns bei den Mädchen als große Hindernisse der Erziehung entgegen. Es galt, erst Schritt für Schritt ihre Liebe gewinnen, damit sie sich überhaupt erziehen ließen. Da war

keine Autorität irgend welcher Art, wie Elterngebot, Sitte und Gewohnheit, welche dem Erzieher zur Seite stand. Selbst in den seltenen Fällen, wo ein Mädchen nicht aus eigenem Willen, sondern auf Wunsch der Eltern zu uns kam, hatten diese doch keine Macht über das Kind, wenn es ihm einfiel, wieder fortzulaufen. „Sie verweigert," oder sie sagt: „Ich will nicht kommen," erklärte die Mutter, und damit war sie fertig. Es war also selbstverständlich, daß die Kinder gerade da, wo eine Strafe sie treffen sollte oder ihnen zuteil geworden war, davongingen. Aber auch da kam es vor, daß ihr Gewissen sie wieder zurückrief. Eines Tages war Seakome, eine etwa fünfzehnjährige Heidin, entlaufen. Sie kam in ein Dorf auf dem Wege nach Dzelukowe, zu einer fremden Frau. „Wo kommst du her?" „Von der weißen Frau in Keta." „Weshalb bist du fortgelaufen?" „Sie hat mich gestraft." „So? da geh nicht wieder hin, sie haben ein Wort von einem großen Gott, aber das ist nicht wahr." Da plötzlich erwacht Seakomes Gewissen. „Doch, es ist wahr, ich will wieder hingehen, jetzt gleich gehe ich." Gesagt, getan. Wir waren indessen in Keta in großer Angst und ratlos, wo wir das verlorene Kind noch suchen sollten. Da erscheint sie, bittet reuig um Verzeihung und erzählt offen alles, was sie erlebt. „Eine Stimme in meinem Herzen sagte mir, du mußt zurückkehren," schloß sie ihre Erzählung.

Was den größeren Mädchen besonders fehlte und die Arbeit an ihnen so erschwerte, das war der demütige und liebevolle Sinn, der sanfte, stille Geist, die Freude am Niedrigsein, Dienen und Gehorchen. In den kleinen und kleinsten Dingen und Arbeiten des Hauses treu, fröhlich, demütig, mit Aufgeben des eigenen Willens zu dienen, wie schwer ward ihnen das! Mit ihrer Neigung zum Diebstahl, zur Lüge, zur Faulheit, zur Unordnung hatten wir gewiß keinen leichten Kampf, aber weit schwerer war der Sieg über ihren hochmütigen, trotzigen Sinn. Aus diesem Hochmut geht auch die Streitlust hervor, die in dem Charakter der afrikanischen Frau eine so hervorragende Stelle einnimmt. Bei unseren Kindern hatten wir damit viel zu kämpfen. Eines Tages hatten zwei Mädchen einen argen Streit. Sie standen trotzig vor mir. Nichts konnte sie zur Versöhnung bringen. Immer wieder kamen die Anklagen, welche eine gegen die andere hatte, in heftigster Bitterkeit heraus. Jede fühlte sich durch die beleidigenden Worte der anderen so tief gekränkt, daß sie nicht glaubte, jemals vergeben zu können. In Verzweiflung hörte ich diesen Strom von bitteren und gehässigen

Worten an. Was konnte ich tun, um diese zornigen Mädchen zur Einsicht zu bringen? Ich wußte gar nichts mehr. Ich schwieg deshalb, und es entstand eine längere Pause. Dann sagte ich: „Wißt ihr, daß Jesus seinen Feinden vergeben und am Kreuz für sie gebetet hat?" „Ja!" „Habt ihr euch untereinander mehr zu vergeben, als Jesus seinen Feinden vergab?" Keine Antwort, aber ein kleiner Lichtschimmer in den harten Gesichtszügen. „Christen sind nach Christus genannt, wollt ihr die Seinen werden, dann müßt ihr sein, wie er war. Wollt ihr einander vergeben?" — Aller Trotz und Eigensinn waren verschwunden, sie waren nicht nur zur Versöhnung bereit, sondern die eine von den beiden tat auch den nicht leichten Weg zur Mutter des anderen Mädchens, die sie in ihren Worten beleidigt hatte und bat sie um Verzeihung. Von allen Gefahren, welche ihre heidnische Umgebung den Mädchen brachte, konnten wir sie nicht fernhalten. Wir mußten warten, bis für ihr Herz das Pfingsten aufging, welches jedem Menschen vom heiligen Geist bereitet wird, und durch welches das Gesetz Gottes in sein Herz geschrieben wird. Bei einigen von ihnen durften wir einen Anfang des Neuen sehen.

Wir hatten früher in Keta einen kleinen Gemüsegarten. Dieser war mit großer Mühe in dem sandigen, unfruchtbaren Boden angelegt, indem man den Sand mit schwerer Lagunenerde gemischt. Fiel der Regen ausgiebig, dann ernteten wir Bohnen, Gurken, Kohlrabi, Salat und Kohl, hatten auch blühende Balsaminen und Cyanen und einige andere Blumen. Wie aufmerksam mußten aber die Pflänzchen am Tage vor den heißen Sonnenstrahlen durch ein Geflecht von Palmenzweigen geschützt werden! Wie regelmäßig mußte man für das Begießen sorgen, wenn es nicht regnete! Der kleine Garten kostete viel Arbeit und gab seinen Ertrag nicht so selbstverständlich, wie das ein Garten in Deutschland tut. Aber gerade darum freuten wir uns um so mehr über jede Frucht und jede Blume, die mit so viel Mühe gezogen. Was wir mit Anstrengung erworben, hat für uns einen höheren Wert. So ging es uns auch mit der Erziehung unserer Mädchen. Gerade weil sie so mühsam war, brachten wir alle dieser Arbeit besondere Liebe entgegen und freuten uns doppelt ihrer Erfolge. Das zeigen uns folgende Briefauszüge:

„Ich schrieb Ihnen kürzlich: ‚Auf die Arbeit an den Kindern blicke ich mit Freuden.' Das kann ich auch heute wiederholen. Es ist so deutlich zu bemerken, daß das Wort Gottes an ihren Herzen arbeitet und sie in seinem Lichte langsam eine ganz neue

Stellung zu uns und zu ihrer ganzen Umgebung einnehmen. Ihre Erkenntnis für das, was recht ist, ist schon eine ganz andere geworden. Ist ein Kind ungehorsam, so kommen die übrigen alle und halten ihm sein Unrecht vor. Früher war es so, daß, wenn wir eine Strafe auszuteilen hatten, alle Kinder gegen uns waren. Das ist jetzt anders, und man kann von einer Umwandlung reden. Auch an einzelnen Kindern bemerken wir eine Wendung zum Guten. So Zokplame. Was für ein trotziges Kind war sie! Ihr Trotz war so groß, daß es von ihr hieß, mit ihrem Kopfe könne man Wände einrennen. Jetzt fügt sie sich leichter und tut auch ihre Arbeit mit größerer Freude. Auch Hanna macht uns Freude. Sie sucht uns überall zu helfen und ist ein Vorbild für die übrigen Mädchen. Wenn ich so eins unserer Kinder nach dem anderen ansehe, wie es einen kleinen Anfang gemacht hat im Kampf gegen das Böse, dann wird es mir immer ganz weh ums Herz beim Gedanken an die Schar von Gefahren und Feinden, welche hinter einem solchen Kinde stehen. Wieviel größer ist doch bei diesen Heidenkindern die Macht der Sünde im eigenen Herzen, wie furchtbar die Macht der Versuchungen von außen. Aus diesem Gefühle des Mitleids mit ihrem Elend kommt die Liebe, die uns mit unseren Kindern verbindet. Dieses ist der Grund, weshalb man so fest gewurzelt ist in dieser Arbeit und glaubt, sie nur aufgeben zu können, wenn man von Gott selbst abgerufen wird!

Neulich haben uns die Kinder besonders erfreut. Bei der Arbeitsverteilung am Sonnabend fanden wir niemand für die untere Veranda, und es wurde schließlich beschlossen, sie dann lieber bis nächste Woche zu lassen. Plötzlich hören wir unten Wasser gießen und mit Eimern wirtschaften. Wir sehen nach. Richtig, da hat die ganze Gesellschaft sich daran gemacht, die Veranda noch zu scheuern, und so weiß und blank sah sie aus, daß es eine Lust war. „Wir wollten euch Freude machen," sagten sie glücklich. Ueberhaupt ist jetzt solch ein froher, williger Geist unter den Kindern. Auch die finstersten Gesichter schauen vergnügt darein, und fast den ganzen Tag tönt es in meinen Ohren: „mede kuku! mede kuku! mede kuku!" d. h. ich bitte! Was so Negermädchen auch alles für Bitten haben können!" Aber so ist es mir eben recht. Wenn sich nur erst die Herzen voll Vertrauen für die kleinen Dinge auftun, dann findet sich schon Gelegenheit, dann und wann in das kleine Spältlein am Herzenstürchen ein gutes Körnlein fallen zu lassen. Und wenn es nur erst drin ist, dann wird das lebendige Sämlein schon

allein sein Lebenswerk tun. Ach, wie lange dauert es, bis solch ein Negerherz sich einem wirklich ohne Rückhalt auftut! Um so mehr freuen wir uns der kleinsten Eroberung."

Es liegt auf der Hand, daß die Anstaltserziehung einen großen Aufwand von Kraft erfordert. Man hat sie später in gleicher Ausdehnung nicht fortgesetzt. Seit dem Jahre 1905 werden nur noch einige Mädchen, etwa fünf bis sechs, im Hause erzogen. Eine fünfzehnjährige Erfahrung hatte gelehrt, daß diese Art der Erziehung trotz des Guten, das sie gewirkt, mancherlei Nachteile hatte, die man nicht vermeiden konnte. Was zunächst die Schwestern betrifft, so wünschte man damals ihre Zahl zu beschränken. Es sollten nur zwei auf jeder Station beschäftigt sein. Diese beiden waren aber mit Schularbeit, die zu dieser Zeit bedeutende Erweiterung erfahren hatte, Frauenunterricht, Gemeindebesuchen usw. so völlig in Anspruch genommen, daß die Mädchen im Hause sich selbst überlassen bleiben mußten. Es war keine Zeit da für ihre Erziehung. Zum zweiten wirkte der wegen Heimkehr nach Europa alle drei Jahre stattfindende Wechsel der Schwestern nachteilig auf die Erziehung der Mädchen. Bei jeder neuen Schwester mußte erst die Autorität neu erworben werden. Und die weniger guten Elemente unter den Mädchen nutzten diesen Umstand gründlich aus. Auch konnte bei der neuen Schwester von Erziehung kaum die Rede sein, bis sie die Sprache einigermaßen beherrschte. Zum dritten aber macht der Unterschied der Nationalität, die ganz andere Veranlagung der Kinder ihre Erziehung für die Fremden sehr schwer. Auch eine langjährige Erfahrung genügt oft nicht, um in allen Dingen die Kinder richtig zu beurteilen und zu verstehen. Hier liegt der schwerwiegendste Grund, denn ohne gegenseitiges Verständnis ist eine fruchtbringende Erziehung nicht zu denken. Wie soll der Erzieher ohne Erkenntnis seines Erziehungsobjektes etwas Rechtes schaffen? Zum vierten wird es sich gar nicht vermeiden lassen, wenn die Mädchen jahrelang im Missionshause leben, daß sie über ihre Verhältnisse emporgehoben werden. Sie werden dadurch leicht unbescheiden und hochmütig und finden sich später schwerer im Leben zurecht. Endlich aber kann man im Missionshause nicht leicht für so viele Mädchen zugleich die für sie so notwendige körperliche Arbeit finden. Für die tüchtige Arbeit, welche die Frauen später zu leisten haben, muß der Körper früh geübt werden. Alle diese Gründe haben uns bewogen, im Hause nur noch eine beschränkte Zahl von Mädchen zu erziehen und öfter mit ihnen zu wechseln, sobald sie im Waschen, Plätten und in sonstiger Hausarbeit etwas gelernt haben. Wir lassen uns ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nügen an der Erziehung, die Schule und Jungfrauenverein an ihnen ausüben und hoffen, daß wir so Frauen erhalten, die ihr Christentum in ihre Häuser hineintragen, um das innerste Heiligtum des Volkes, die Familie, mit seinem Glanze zu erleuchten.

3. Die Kleinkinderschule.

Auf unserem Wege ins Krankenhaus hatten wir einige noch nicht schulpflichtige Kinder kennen gelernt. Diese Kleinen waren immer alle zur bestimmten Stunde vor ihrer Hütte aufgestellt, um uns schon von weitem mit Jubelrufen zu begrüßen. Sie hatten die frühere Scheu, welche alle kleinen Kinder uns im Anfang zeigten, ganz abgelegt. Ja, sie wurden so zutunlich, daß unser weißes Kleid vor ihren kleinen Schmutzfingerchen immer in Gefahr war. Jeden Morgen und jeden Mittag gab es eine freudige Begrüßung. Wir forderten die Kleinen öfter auf, uns im Hause zu besuchen, was auch geschah. Wie schwer war es doch, die vom Heidentum schon beeinflußten und verdorbenen größeren Mädchen zu erziehen. Das erlebten wir täglich im eigenen Hause. Wenn man nun frühe den guten Samen in die Kinderherzen säte! Sollte sich nicht in diesen weniger hartgetretenes Land, weniger Dornengestrüpp und Felsgestein finden? Der Gedanke ließ uns nicht wieder los, und wir besprachen häufig den Plan, eine Kleinkinderschule zu gründen. Eines Nachmittags begegnete uns eine Christenfrau, namens Katrine, in Begleitung von fünf kleinen Mädchen. „Bring' uns die Kleinen morgen früh," sagten wir, „sie sollen auch zur Schule gehen." Sie erschienen. Nun wurden unsere kleinen Bekannten von der Straße dazu geholt und ihnen eingeschärft, daß sie jeden Morgen, wenn die großen Kinder sich auf den Schulweg machten, ins Schwesternhaus kommen sollten. Sie kamen.

So wurde im Juni 1891 der Anfang zur Kleinkinderschule gemacht. Ein Schulzimmer gab es nicht. Das war auch nicht nötig. Die Schwester saß auf einem Schemel und die Kleinen vor ihr auf dem Fußboden der Veranda. Zuerst wurde ein kleines Gebet gelernt. Was gab es da zu erklären! Einfach alles. Es dauerte Wochen, bis die Kleinen mit einigem Verständnis in ihrer Sprache sagen konnten: „Ich bin klein, mein Herz mach rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein." Nun kam ein Lied: „Lobt froh den Herrn." Da machte der letzte Vers besondere Schwierigkeiten. „Einst kommt der Tag, wo wir mit tausend Weisen, o Seligkeit, dich unsern Vater preisen, von Ewigkeit zu Ewigkeit." Diesen Tag kannten sie

nicht. Und nach allen gegebenen Erklärungen hieß es doch immer wieder auf die Frage: „Was ist das für ein Tag an dem wir so schön singen werden?" „Weihnachten." Sagte die Schwester dann: „Nein, Weihnachten ist hier nicht gemeint," dann kam mit Blitzesschnelle die Antwort: „Sonntag." Diese Kleinen lebten mehr in der Gegenwart und konnten sich mit einer so fernen Zukunft nicht abgeben. Nur eine kleine Elisabet faßte den Sinn des Verses und konnte ihn richtig erklären. Einer zusammenhängenden Erzählung konnten diese kleinen, ungeschulten Menschen noch nicht folgen. Darum lernten sie die Geschichten beim Anschauen von biblischen Bildern. Erst lernten sie die Gestalten kennen, ihre Namen sich einprägen und ihr Verhältnis untereinander verstehen. Daran fügten sich dann immer mehr die Ereignisse, deren Mittelpunkt das Bild den Kindern zeigte. Dann war die Geschichte fertig. Natürlich mußten diese Kinder überhaupt erst lernen, ein Bild betrachten. So ging es langsam vorwärts, aber es ging vorwärts.

Eine große Schwierigkeit erhob sich aus dem geringen Verständnis der Mütter für diese Beschäftigung der kleineren Kinder. Das war ihnen etwas Neues. Aber hier kam uns die Stellung zustatten, welche im Heidentum die Mütter ihren Kindern einräumen. Was eine solche kleine Majestät will, das geschieht.

Und bald wollten die Kinder in die Schule zu den Schwestern gehen. Was sie besonders anzog, das waren die Rundspiele und die hübschen Lieder dazu, welche sie täglich lernten, wenn das Bild fertig betrachtet war. Gerade von diesen Spielen versprachen wir uns einen Einfluß auf die Kinderherzen. Ein Volk, das Jahrtausende im Heidentum gelebt, ist geistig stumpf und finster geworden und zunächst nicht imstande, das Licht des Wortes Gottes aufzunehmen. Die Kindesseele muß erst den entsittlichenden Einflüssen des Heidentums entzogen werden. Ihre Phantasie muß mit neuen, reinen Bildern erfüllt werden. Und da lieferten die in den Spielen dargestellten Szenen von Häschen und Jäger, von Hühnern und Fröschen, von der lieben Familie und dem klugen Knaben dem praktischen Sinn der kleinen Naturkinder den richtigen Stoff. Aus dem kleinen damaligen Anfang hat sich nach und nach die Kleinkinderschule von Keta entwickelt.

Es gehörte freilich zunächst eine unermüdliche Geduld dazu, die Mütter immer wieder aufzufordern, ihre Kinder zu schicken. Es dauerte lange, bis sie ein Verständnis dafür gewannen, daß auch die Kleinsten schon etwas lernen könnten. Neger sind in ihren Anschauungen beharrlich, und der Gedanke,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleinkinderschule in Keta.

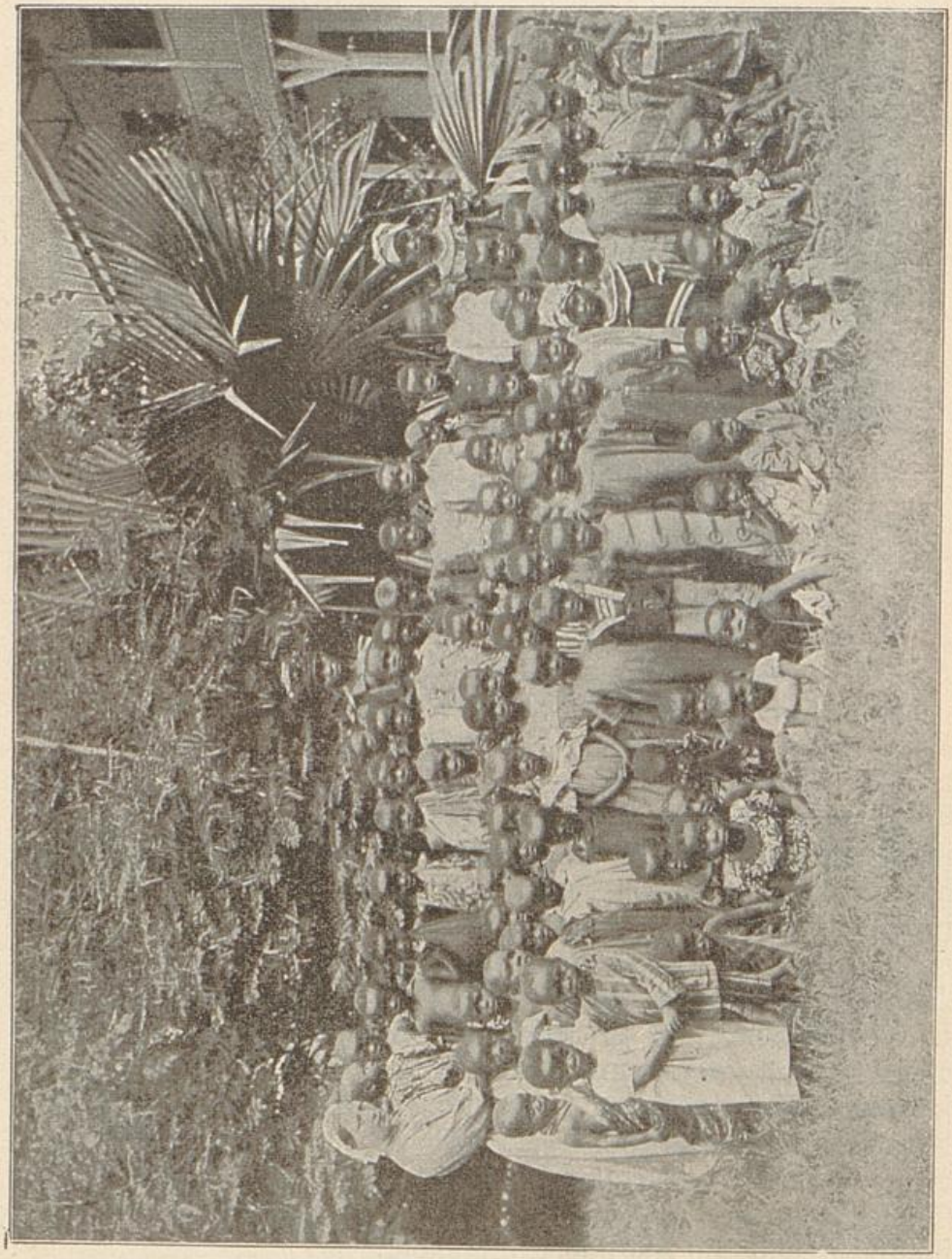
daß man vor dem zehnten Jahre nicht mit der Erziehung eines Kindes beginnen könne, war zu tief in ihnen gewurzelt. Wenn wir in die Häuser gingen und zu den Müttern sagten: „Morgen früh, wenn ihr die Schulglocke hört, schickt uns eure Kleinen," so lautete die Antwort: „Aweno, die sind noch viel zu klein, die können noch nichts lernen." Wir konnten froh sein, wenn zwei oder drei zur rechten Zeit erschienen. Es blieb uns nun nichts übrig, als jeden Morgen selbst in die Stadt zu gehen, um unsere kleine Schar zusammenzurufen. Die Schwester gab den zuerst Gekommenen ein Bilderbuch zum Zeitvertreib und ging dann, die übrigen Schäflein zu holen. „Wo sind die Kleinen?" fragte sie in dem ersten Hause. Richtig, da liefen sie im Adam- und Evakostüm vergnügt umher. Jetzt erblickten sie die Schwester und kamen zur Begrüßung herbeigesprungen. „Wo sind eure Kleider?" „Da liegen sie." „Seid ihr schon gewaschen?" „Nein, Aweno!" „Na, dann schöpft schnell Wasser, ich warte so lange!" Kam man dann nach Hause, dann lag das Bilderbuch verlassen auf dem Fußboden, die Kleinen hatten das Weite gesucht. Das war ein mühsamer Anfang.

Aber die Mütter begriffen allmählich, daß es sich um etwas Gutes handelte. Als im Jahre 1892 wegen Krankheit unter den Schwestern die Kleinkinderschule eine Zeitlang ausgesetzt werden mußte, kam eine Christenfrau und sagte ganz vorwurfsvoll: „Warum haben die Kleinen denn so lange keine Schule? Mein Kind läuft immer in der Stadt umher und wird ganz unartig!" Bei einem Besuche, den wir in der Stadt machten, brachte uns eine Mutter ihr Kind und sagte: „Es soll auch bei euch zur Schule gehen." Nachdem die Kleinkinderschule sich das Wohlwollen der Mütter erworben hatte, erfreute sie

Kleine heidnische Mädchen.

sich auch eines guten Besuches. Während wir im ersten Jahre ihres Bestehens froh waren, wenn wir zehn Kinder zusammen hatten, stehen schon im Jahre 1893 mehr als dreißig Namen in der Liste. In den unteren Räumen unseres Hauses wurde ein Zimmer als Schulklasse eingerichtet, und aus dem kleinen Anfange war ein regelmäßiger Betrieb geworden. Die Schülerzahl nahm von Jahr zu Jahr zu. Wer von uns aber hätte ahnen können, daß neunzehn Jahre später in acht Kleinkinderschulen im Ewelande eine Schar von siebenhundert Kindern dem Heiland zugeführt würde. Und zwar in Keta und seinen Außenstationen Dzelukowe, Anyako, Woe und Hagbanu allein fünfhundertvierundzwanzig, im Lome siebenundachtzig, in Ho fünfunddreißig, in Amedzowe fünfundfünfzig!

Im Jahre 1898 wurde für die Kleinen in Keta auch eine Sonntagsschule eingerichtet. Zunächst um ihnen ein ihrem kindlichen Verständnis angepaßtes Wort zu sagen, besonders aber, um die Kirche der Erwachsenen von dem Lärm, den diese kleinen Unholde während der Predigt zu machen beliebten, zu befreien. Die Negermutter hat kein Kindermädchen für diese unruhigen Geister und hat in der Kirche selbst genug zu tun, um das Jüngste auf ihrem Rücken in Ruhe zu halten. So stolzierten



Die Kleinkinderschule in Keta 1904.

denn die kleinen Majestäten im Sonntagskleidchen oder, wenn es ihnen zu heiß geworden, auch ohne dieses zwischen den Bänken der andächtig Lauschenden umher, während andere vor der offenen Tür des Gebetsaals im lauten, lärmenden Spiel sich ergingen. Dadurch wurde die Andacht nicht wenig beinträchtigt. Hier half die Sonntagsschule. Die Kleinen waren bis zum Ende des Gottesdienstes beschäftigt und unterhalten. Nach der Einweihung

der neuen Kirche im Jahre 1900 hörte die Sonntagsschule wieder auf, denn in den größeren Räumen konnte die Störung vermieden werden.

4. Die Mädchenschule.

Je länger wir im Heidenlande waren, um so mehr Gelegenheit hatten wir, zu beobachten, wie tief die heidnische Frau gesunken ist, und wie dieser geistige und sittliche Tiefstand sich auch bei den Mädchen und Kindern bemerkbar macht. Immer wieder hatten wir neue Beweise dafür, daß die im Heidentum aufwachsenden Kinder von ihren ersten Lebensjahren an mit den verdorbensten und finstersten Gedanken angefüllt sind. Wir mußten immer mehr erkennen, wie sehr diejenigen im Unrecht sind, welche von der Unschuld der Heiden reden. Das Heidentum hält den Menschen ganz und gar in der Sünde gefangen. Wie furchtbar die Macht der Gewohnheit ist, wissen wir alle. Ich brauche also nicht zu beweisen, daß es schlimm, ja sehr schlimm ist, wenn so ein kleines Heidenmädchen allen Sünden in seiner Phantasie, in seinen Gedanken, Worten und Handlungen von frühester Jugend an freien Spielraum läßt. Die Sünde muß eine furchtbare Macht in solchem Kinde werden. Es läßt sich nicht sagen, wie furchtbar sie wirklich ist. Diese verkümmerten Blümlein bedurften ohne Frage einer besonders liebevollen Pflege. Dem schwächsten Kinde gibt die Mutter die meiste Liebe und Sorgfalt, und nur dem warmen Sonnenstrahl erschließt sich die Knospe. Darum war in uns der Wunsch so lebendig, diese Kleinen und Kleinsten zu Jesus zu bringen und ihnen ihr gutes Recht, die Liebe des Heilandes, nicht länger vorzuenthalten. Wenn das Licht der Liebe Jesu in diese kleinen finsteren Herzen schien, dann mußte es anders mit ihnen werden. Wir konnten in unserer Arbeit, in den Hausandachten, der Kleinkinderschule und der Erziehung im Hause manches dazu tun. Aber wieviel mehr Kindern konnten wir dienen, wenn wir eine Schule einrichteten!

Schon bei der Aussendung der ersten Schwestern war eine Schule in Aussicht genommen. Es war aber unmöglich, zur Ausführung dieses Planes zu schreiten, ehe wir ein wenig von der Ewesprache gelernt, denn in dieser mußte die Schule geführt werden. Man hatte bis dahin noch keinen Versuch gemacht, die Mädchen in besonderen Schulen zu sammeln, sondern auf allen Stationen waren gemischte Schulen. Auch in Keta besuchten die Mädchen die Elementar-Knabenschule. Die gemachten Er-

Die Kleinkinderschule in Keta 1904.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fahrungen wiesen aber entschieden auf die Notwendigkeit eines gesonderten Unterrichts und einer gesonderten Erziehung für das weibliche Geschlecht. Für uns zunächst machte sich oft genug der Zwiespalt in der Erziehung geltend, wenn unsere schulpflichtigen Zöglinge für Stunden unserer Aufsicht entzogen waren, und wir erhofften mehr Einfluß auf die Kinder von einer größeren Einheitlichkeit des Unterrichts und der Erziehung. In allen Schulen machte man ferner seit Jahren die Beobachtung, daß die Mädchen fast ohne Ausnahme hinter den Knaben zurückblieben. Ihre Lernfähigkeit war offenbar geringer, als die der Knaben. Dem eingeborenen Lehrer aber, der an das Ziel seines Lehrplanes gebunden war, fehlte die Zeit und teilweise die Fähigkeit und die Einsicht, sich der Schwächeren genügend anzunehmen. In ihm hatte der Gedanke, daß die Mädchen nichts zu wissen brauchten und nichts lernen könnten, noch zu viel Raum. Infolgedessen blieben die Mädchen meistens sitzen, waren überhaupt nicht mehr gewohnt, aufzumerken und wurden flatterhaft. Jedenfalls wurde für sie der Einfluß der Schule zweifelhaft, und ihre Fortschritte ließen zu wünschen übrig. Für Mädchen fast noch mehr als für Knaben, ist nicht die Anhäufung von Wissen, sondern die Charakterbildung, nicht der Unterricht, sondern die Erziehung das Wichtigste. Darauf konnte in einer Mädchenschule mehr Rücksicht genommen werden. Auch war die Einstellung von mehr praktischen Fächern und eine andersartige Handhabung der vorhandenen für Mädchen durchaus notwendig.

Die Mädchenschule war ohne Frage das Ziel unserer Arbeit, erst durch diese wurde letztere vollständig. So entsprach der Vorstand in Bremen unseren Wünschen, und im Jahre 1894 erhielten wir die Erlaubnis zum Beginn der neuen Arbeit. Am 3. September desselben Jahres wurde mit einer Schar von dreißig Mädchen begonnen und so das kleine Reislein gepflanzt, das später unter dem Sonnenscheine von Gottes Güte heranwachsen und sich ausdehnen durfte. Im Jahre 1909 wurde die Mädchenschule in Keta von 149 Mädchen, die Kleinkinderschule von 190 Kindern besucht. Erst am Schluß der Augustferien wurde denjenigen Kindern in unserem Hause, welche die Knabenschule besuchten, die Mitteilung gemacht: „Heute geht ihr hier zur Schule." Wir fürchteten, es würde ihnen nicht so interessant sein, wenn sie zu Hause unterrichtet würden, aber das Gegenteil war der Fall. Die Nachricht wurde mit Jubel aufgenommen, und einige größere Mädchen, die schon eine höhere Klasse in der Knabenschule besuchten und deshalb dort bleiben mußten, baten dringend, ob sie nicht auch bei uns in die Schule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

gehen dürften. Die Kleinkinderschule wurde in das Apothekerzimmer ausquartiert und ihre Klasse für die neue Schule benutzt. Und nun entwickelte sich in dem einzigen kleinen Schulzimmer, das wir damals hatten, ein reges Leben. Wenn die Frühlingssonne in Europa Eis und Schnee zum Schmelzen bringt, dann fließen die Gewässer schon lange in der Tiefe, während die harte Eisrinde noch die Oberfläche bedeckt. So galt es auch hier mit Geduld eine harte Eisschicht durchbrechen, bis man an die Herzen gelangte. Stumpf und gleichgültig saßen die Kinder im Anfang da, als ob, was in der Schule geschah, sie nichts anginge. „Haben die Kinder immer so wenig geantwortet?" fragte ich ein größeres Mädchen. „Ja," war die Antwort. Das mußte anders werden. Und es wurde anders, wenn auch nicht auf einmal. Ehe wir die Mädchenschule anfingen, hatten wir Rücksprache mit dem Lehrer der Knabenschule genommen, wie weit er in den verschiedenen Fächern vorgeschritten war. Denn da wir die Schule mitten im Schuljahre begannen, mußten wir fortfahren, wo er aufgehört hatte. Aber er sagte nur immer wieder: „Aweno, die Mädchen wissen gar nichts, fang nur wieder von vorne an." Das taten wir also. Und so lange man nicht ganz gewiß war, daß jedes der anwesenden Kinder mit Verständnis folgen und über das Durchgenommene mündlich Rechenschaft geben konnte, wurde nicht weitergegangen. Es war merkwürdig, wie bald ihr Interesse erwachte. Als die Schule kaum acht Wochen bestand, wurde sie von unserem damaligen Seminarvorsteher, Missionar Bürgi, der sich gerade auf der Durchreise in Keta befand, geprüft. In dem am 8. November 1894 geschriebenen Prüfungszeugnis heißt es unter anderem: „In der biblischen Geschichte waren die ersten sieben Stücke durchgenommen, in denen die Mädchen sehr gut zu antworten wußten."

Die Unterrichtsgegenstände beschränkten sich auf biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Anschauung und Rechtschreibung. Für diese Fächer waren täglich vier Stunden morgens von 8—12 angesetzt, während der Nachmittag der Handarbeit und Hausarbeit aller Art gewidmet war. Da es nicht zu erreichen war, daß alle Schülerinnen pünktlich um 8 Uhr zur Schule kamen, wurde die Lesestunde von 8—9 gehalten; so waren die Störungen des Zuspätkommens in der biblischen Geschichtsstunde vermieden. Kleinkinderschule und Mädchenschule wurden von einer Schwester geleitet. So machte sich die Anstellung von Gehilfinnen notwendig. Diese mußten wir uns erst heranbilden. Wir hatten damals zwei vierzehnjährige Mädchen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mercy Baëta und Rut Ahayedewo. Unsere Briefe aus dem Jahre 1894 erzählen mancherlei aus dem Schulleben. In einem derselben heißt es: „Seit fünf Wochen haben wir nun neben der Kleinkinderschule die Unterklasse der Mädchenschule zu unterrichten. Ich kann nicht sagen, welche Freude uns diese neue Arbeit macht. Die Kinder fangen schon an, am Unterricht mehr teilzunehmen als im Anfang und entwickeln mehr und mehr Eifer, wenn auch, was pünktliches und regelmäßiges Erscheinen betrifft, noch viel zu wünschen übrig bleibt. Kürzlich wurde bei der Erzählung von der Erschaffung der ersten Menschen das Wort besprochen: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde." Auf die Frage: „Seid ihr auch nach dem Bilde Gottes geschaffen?" kam ein schnelles: „Nein!" Es ist merkwürdig, wie mir aus den Kindern immer wieder ein Gefühl der Ferne von Gott entgegentritt. „Ist es denn vielleicht so, daß einige Menschen nach Gottes Bilde geschaffen sind und andere nicht, und welche sind die ersteren?" Seakome, das Heidenkind, erhob schnell den Finger und sagte: „Jesus ist nach Gottes Bilde geschaffen." Es berührte mich wunderbar, wieder zu erfahren, wie ich das schon so oft hier erfuhr, welch einen Eindruck Jesu heiliges Leben auf ein Heidenherz macht. Aehnlich war es neulich. Wir sprachen von Jesu Liebe zu den Sündern, die von Natur Gottes Feinde sind. „Wenn euch ein Mensch ins Gesicht schlägt, nicht wahr, dann ist großer Zorn in eurem Herzen, und ihr möchtet am liebsten den Menschen wieder schlagen?" fragte ich. „Ja," das fanden sie selbstverständlich. Als sie aber nun hörten, Jesus sei für solche Menschen gestorben, da nahmen ihre lauten Ausrufe des Erstaunens kein Ende: „O, O, O, O, O! Dza le le le le!" Solche gelehrten Leute zu Hause, die jetzt beweisen wollen, die Bibel sei nicht Gottes Wort, die sollen einmal hierher kommen und beobachten, was für eine Wirkung die Bibel auf ein heidnisches Herz hat. Das könnte. bloßes Menschenwort nicht ausrichten. Möchte es doch auch in unserer Mädchenschule seine erneuernde Wirkung täglich ausüben, damit das durch Heidentum, Götzendienst und Sünde zerstörte Bild Gottes in vielen Eweerinnen wieder hergestellt werde."

Trotz bescheidenster Ansprüche zeigten sich die vorhandenen Schulräume sehr bald als unzureichend. Der eine mußte gleichzeitig als Apotheke und Wäschezimmer dienen. Es gehörte eine sehr strikte Innehaltung der Arbeitszeit dazu, wenn die verschiedenen Arbeitszweige nicht einen unangenehmen Zusammenstoß erleiden sollten. Und je mehr die Zahl der Schülerinnen wuchs, um so dringender mußte das Bedürfnis nach größeren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Räumen werden. Da ist es erklärlich, daß unter den Schwestern die Bitte um ein Schulhaus laut wird. „Wenn der Hauptmann, von dem Lukas 7 erzählt, noch in Kapernaum wäre, dann würden wir ihm unsere Bitte vorlegen," heißt es in einem Briefe, „hat er dort eine Schule für große Leute gebaut, dann würde er erst recht in Keta eine für kleine bauen". Daß die Gesinnung dieses Hauptmanns nicht ausgestorben ist, sollten wir bald erfahren. Schon im Juli 1895 erhielten wir die Nachricht, daß man ein fertiges Holzhaus aus Europa senden werde. Dieses bedurfte nur der Aufstellung und konnte nach einigen Monaten fix und fertig sein. Am 20. Juli 1895 kam der Plan des neuen Schulhauses in unsere Hände. Seitdem konnten wir wachend und schlafend nichts anderes denken. Das Erlebnis war zu groß. Plötzlich standen wir vor der Tatsache, in kurzer Zeit ein fertiges Schulhaus im Garten errichtet zu sehen, und damit waren alle unsere bisherigen Nöte beim Unterricht auf einmal gehoben. Auch die Leute in Keta nahmen an unserer Freude teil, war es doch zugleich ihre Freude. „Das Auge der Europäer ist auf uns," sagten sie. Es wurde nun sofort mit den Vorarbeiten des Baues begonnen. Der Platz im Garten, auf welchem das Haus stehen sollte, lag zu tief und mußte bedeutend erhöht werden. Dazu gebrauchte man Erde von der Lagune. Diese Arbeit sollte von den Mädchen und den älteren Zöglingen der Kleinkinderschule ausgeführt werden; denn sie sollten von Anfang an die ihnen zuteil werdende Gabe schätzen lernen. Es wurde in ganz anderem Sinne ihr Schulhaus, wenn sie durch eigene Arbeit daran beteiligt waren. Um Taten zu vollbringen, ist eine gewisse Begeisterung nötig. Am Montag, den 22. Juli 1895, wurde die frohe Kunde der ganzen Schule mitgeteilt und alle Kinder zu fröhlicher Mitarbeit aufgefordert. „Die Europaleute schenken euch das Schulhaus, wollt ihr nun dafür Erde von der Lagune holen?" Ja, sie wollten alle. Nachmittags zwei Uhr machte ich mich mit einer großen Schar Kinder auf den Weg. Unser Zug war sehenswert, denn jedes Kind trug ein Brett auf dem Kopfe zur Aufnahme der Erde. Wir mußten Keta durchqueren. Da hieß es denn von allen Seiten: „Wo wollt ihr hin?" In dieser heißesten Zeit des Tages erscheint man nur in ganz notwendigen Fällen auf der Straße. Als wir auf den Markt kamen, mußte ich immer wieder zu einem langen Gruße stehen bleiben. Endlich langten wir an. Vor uns lag die weite Fläche der Lagune. Jetzt ging es auf schmalem Wege durch hohes Gras zu der Stelle, wo die Erde gestochen wurde. Den Kindern ging es viel zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langsam. Immer rief eins dem anderen zu: „Geht doch schnell!" und sprang voran. Ich konnte in dem schnellen Tempo nicht folgen und war schließlich die letzte des langen Zuges. Die Kinder selbst verschwanden fast ganz im hohen Grase, nur die Bretter waren hier und da sichtbar. Da begegnete mir eine fremde Frau. Die sah mich erstaunt an und sagte: „Treibst du deine Küchlein aus?" Von diesem 22. Juli an war nun täglich von acht bis zwölf und von zwei bis fünf Uhr für die Kinder stramme Arbeitszeit. Wir hatten auf etwa vierzig Kinder gerechnet. Es kamen aber gleich fünfundsechzig und schließlich wurden es einundsiebenzig. Auch die ganz Kleinen kamen und baten: „Wir möchten auch mit tragen." Sie ruhten nicht, bis sie auch ein Brettchen hatten und brachten nun ein Stückchen Erde nach dem anderen auf dem Kopfe herbei. Im Anfang wurde die Schule für mehrere Wochen ganz ausgesetzt. Aber die Kleinen hielten die angestrengte Arbeit mehrere Tage hintereinander nicht gut aus. So riß leicht Zuchtlosigkeit ein. Deshalb wurde später drei Tage Schule gehalten und die übrigen Tage Erde geholt. So leisteten die Kinder nicht nur eine große Arbeit an sich, sondern sie halfen auch, die Baukosten nicht unbedeutend verringern. Als das Haus am 22. September 1895 in Keta gelandet wurde, waren die Grundmauern schon so weit fertiggestellt, daß mit der Aufstellung sofort begonnen werden konnte. Aber zunächst fiel den Mädchen eine neue Arbeit zu. Die Landung geschah bei so stürmischer See, daß durch die heftige Brandung ein großer Teil der Balken und Bretter bis nach dem Dorfe Vodza verschlagen war, die nun eine halbe Stunde oder noch weiter wiederhergeholt werden mußten, selbstverständlich auf den Köpfen der Leute. Da kamen denn auch die Kinder jubelnd mit einem Stück nach dem anderen herbei: Dem Schulhause hat das Seebad nichts geschadet. Zwar von den mitgesandten Wellblechplatten hatte das unersättliche Meer einige verschluckt, aber trotz alledem stand das Haus nach verhältnismäßig kurzer Zeit ganz stattlich und prächtig da. Ob je ein Haus mit solch liebenden Blicken angeschaut wurde wie dieses? Ich bezweifle es. Die Fertigstellung des Hauses verzögerte sich um einige Monate, da eine Veränderung an Fenstern und Türen vorgenommen werden mußte. Die dazu nötigen Eisenteile wurden erst aus Europa nachgesandt.

Aber am 10. Juni 1896 konnte die Einweihung des neuen Schulhauses stattfinden. Wir entnehmen dem Festberichte folgendes: „Das Haus und seine Umgebung ist nun ganz vollendet; es sieht gar zu hübsch im Garten aus. O, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das neue Schulhaus in Keta.

wir es lieben! Es kommt uns immer wie die Offenbarung einer großen Liebe vor. Unser Einweihungsfest verlief sehr schön. Am Mittwoch morgen wurde in allen Klassen bekannt gemacht: „Heute nachmittag wird unser Fest gefeiert. Die Schule fällt aus. Jedes Kind darf sein Sonntagskleid anziehen und eine Tasse oder Schale mitbringen, denn es gibt Tee und Kuchen." Diese Botschaft wurde mit Freuden aufgenommen. An ein kurzes Wort über die Bedeutung des Festes schloß sich dann die Frage: „Wer hat uns das neue Schulhaus geschenkt?" Ein kleiner Knabe hob sogleich den Finger und antwortete: „Gott." Die Kinderweisheit hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Um zwei Uhr sollte das Fest seinen Anfang nehmen. Henriette Sedode erschien schon etwas nach eins, denn sie hatte mit einigen größeren Mädchen den Auftrag, den Tee zu kochen. Der Tee wurde nämlich im buchstäblichen Sinne des Wortes gekocht. Unten auf der Veranda war ein großer Topf auf Steine gestellt, unter dem man Feuer machte, wie wir's zu Hause bei Landpartien zu tun pflegen. Es galt hundert weniger zwei Negerkinder mit Tee zu versorgen. Im großen Schlafsaale der Kinder waren die Schulbänke aufgestellt, deren Pulte als Tische dienten. Türen und Wände prangten im Festschmuck von Palmenzweigen und Blumen, welche die Kinder am Morgen mit Jubel herbeigeholt und befestigt hatten. Pünktlich erschienen all die kleinen und großen Festgäste im sonntäglichen Schmuck. Es sah zu niedlich aus, wie die Kleinen die allerschönste Sonntagstasse der Mutter oder des Vaters wie ein unschätzbares Heiligtum fest umklammert hielten. Auch im Besitz eines Teelöffels war

fast jedes Kind. Ein kleiner Samuel kam mit einer einfachen Kalabasse, der Holzschale einer Kürbisfrucht. Die erschien ihm nun neben den schönen mit goldener Inschrift wie „dem Freunde", „dem lieben Vater", „der guten Mutter" usw. versehenen Tassen der reicheren Kinder zu gering. Er meinte offenbar, ohne eine solche das Fest nicht recht mitfeiern zu können. Darum kam er immer wieder und sagte: „Bitte, Aweno, gib mir eine von deinen Tassen." Wir trösteten ihn damit, daß die Kalabasse um so inhaltsreicher sei und ihm ein größeres Teil zufallen würde. Das befriedigte ihn. Nachdem jedes Kind ein sicheres Plätzchen für sein Trinkgefäß gefunden, ging es ans muntere Spiel. Das Vogelspiel, „Häschen hüpf", „Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal", „Wollt ihr wissen, wie der Bauer" usw., sie kamen alle nach der Reihe daran. Gegen halb vier Uhr begann der ernste Teil der Feier. Alle versammelten sich in dem neuen großen Schulzimmer und wir sangen nach der Melodie: „Lobe den Herrn, den mächtigen König" folgendes Lied in Ewe:

Komm, o Herr Jesu, und wohne du unter uns Kindern,
Nimm unser'n kindlichen Dank, den wir heute dir bringen.
Das neue Haus
Hast du, o Herr, uns geschenkt,
Dir sei Lob, Preis und Anbetung.

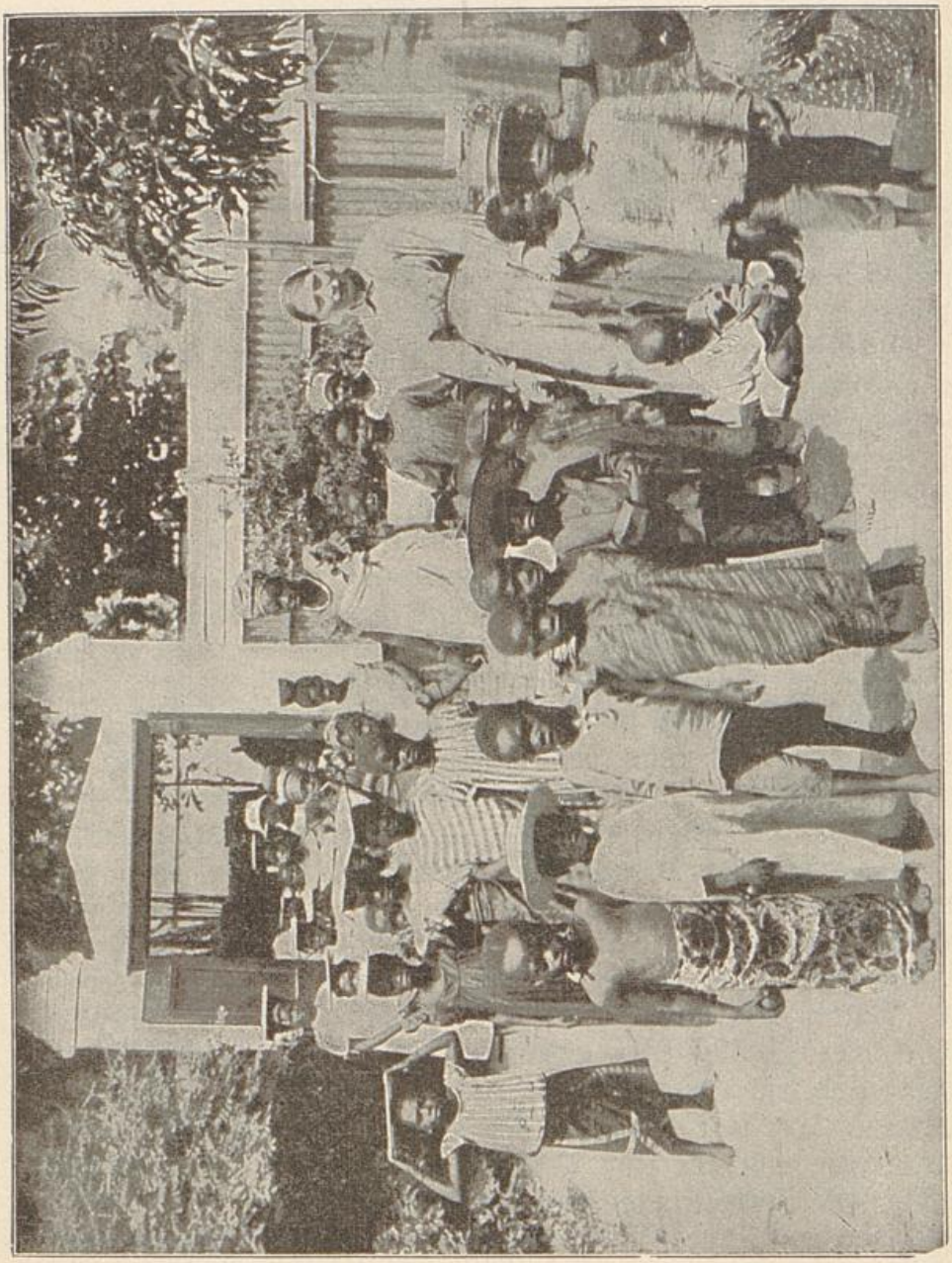
Segne, o Herr, alle Tage aufs neu unsre Lehrer.
Gib, daß sie uns deine Wahrheit im Glauben verkünden.
Ein jedes Kind
Möge gehorchen geschwind,
Laß uns dein Eigentum werden.

Herr, wenn in Zukunft wir in diesem Haus uns versammeln,
Gib, daß die Arbeit, die hier geschieht, Dir nur geschehe.
Mache uns, Herr,
Große und kleine zumal,
Zu Deines Himmelreichs Erben.

Die Festrede hielt unser Lehrer Christian Sedode. Er sprach sehr schön und einfach zu den Kindern. „Die lieben Freunde in Europa haben euch dieses schöne Haus geschenkt, damit ihr darin lernt, dem Herrn Jesus zu gehorchen." Nach dem Gesange: „Nun danket alle Gott" ging es fröhlich hinaus, denn nun kam der schmausende Teil des Festes. Ein jedes der achtundneunzig Kinder fand ein Plätzchen im großen Saal, und sie ließen sich Tee mit Schiffszwieback herrlich munden. Als alles verzehrt war, wurde noch einmal ein Wort geredet vom Lehrer Hermann Joyo und dann reihte sich ein schönes Lied ans andere. Einmal ertönte eins aus dem Kreise der Großen, dann kamen

die Kleinen wieder an die Reihe. Auch des Erdetragens wurde gedacht und die Namen der fleißigen Kinder mit Lob genannt. Gegen sechs Uhr kam man zu der traurigen Ueberzeugung, daß ebenso, wie die größten Teetöpfe doch leer werden, auch die schönsten Tage zu Ende gehen. Auf einen Wink von Mercy standen jetzt alle Kinder auf und riefen: „Danke, danke, danke." Dabei klatschten sie alle in die Hände. Fröhlich trennte man sich, und fröhlich kam man am anderen Morgen wieder zur Arbeit zusammen."

Die äußeren Bedingungen zur Entwickeung der Schule waren so gegeben. Aber während der Bau des Hauses in Monaten vollendet wurde, gebrauchte man für den inneren Aufbau Jahre. Zunächst galt es, die Eltern zu der Erkenntnis erziehen, daß Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit im Schulbesuch unbedingte Forderungen sind. Ein gedeihlicher Fortgang der Schularbeit konnte erst erwartet werden, wenn die Mütter nicht mehr das größte Hindernis beim Schulbesuch der Kinder waren. Als Entschuldigung für unregelmäßiges Erscheinen hieß es sehr oft: „Meine Mutter hat mich auf den Markt geschickt!" „Ich mußte Wasser schöpfen für meine Mutter!" usw. War die Lagune ausgetrocknet, so mußte das kostbare, zurückbleibende Salz gesammelt werden. Hatten die Fischer am Meeresstrande einen großen Fischzug getan, dann galt es, die kleinen Fische, welche jenen wertlos waren, auflesen. War das Holz in Keta sehr teuer, weil die Lagune zurückgetreten und der Wasserweg nicht befahrbar war, dann wanderte man weit über Land, um große Lasten Holz herbeizuholen. Zu allen diesen Arbeiten forderten die Mütter ihre Töchter, und der Schulbesuch war schließlich von lauter Zufälligkeiten abhängig. Wir hatten keinen Schulzwang und kein Gesetz in der Hand, die uns als Stützen dienen konnten. Da war oft guter Rat teuer. Wir mußten uns ja auch sagen, daß alle jene Arbeiten für die Mädchen notwendig waren als Vorbereitung für ihren Lebensberuf. Wir durften sie diesem auf keinen Fall ganz entziehen. So mußte ein Ausgleich gefunden werden. Und das geschah. Am Markttag hieß es: „Der Morgen gehört der Schule, am Nachmittag dürft ihr eurer Mutter helfen." War Salz in der Lagune, dann wurde mal ein ganzer Tag für die ganze Schule freigegeben, damit jede Familie sich ihren Bedarf sammle. Im übrigen wurde Unregelmäßigkeit streng bestraft, und die Mütter fingen allmählich an, sich unter das Gesetz der Schule zu stellen. Ebenso mußte auch in den Kindern erst nach und nach ein Gefühl der Ehrfurcht und Achtung gegen die Schule erzogen werden. In



Schulanfang in Keta

dem Maße, wie Gehorsam, Ehrerbietung, Ordnung, Pünktlichkeit in ihnen zunahm, wurde die Handhabung des Unterrichts leichter. Wie oft kam es im Anfang vor, daß, wenn es in der Rechenstunde hieß: „Die Tafeln zur Hand", mehrere Gesichter den Ausdruck tiefster Wehmut annahmen. Nach der Ursache gefragt, kam die Antwort in Moll: „Ich habe keinen Griffel." Als die kleinen Schuldigen sich auf den Schulweg machten, hatten sie den Schieferstift vorsichtig ins Wollhaar gesteckt. Aber das

Wollhaar ist doch kein Federkasten! So galt es auf jedem Gebiete Wandel schaffen, und je mehr Liebe, Geduld und Eingehen man diesen an und für sich kleinen Dingen widmet, um so mehr hilft man der Schule dazu, das zu werden, was sie in dem kulturlosen Lande in hervorragendem Sinne sein sollte — eine Erziehungsanstalt. Die Mädchenschule wird nur dann ihren Beruf recht erfüllen, wenn der Erziehung ein großer Raum in ihr gegönnt wird. Je mehr dieses geschieht, je mehr wird auch der Unterricht an Bedeutung zunehmen.

Im Lehrplan war zunächst eine fünfklassige Elementarschule ins Auge gefaßt. Aber wie niedrig man auch das zu erreichende Ziel im Anfang gesteckt, es machte doch unendliche Mühe, dieses zu erreichen. An den geringen Fortschritten der Unterklassen schien oft alles zu scheitern. Da mußte man mit viel Geduld den Verhältnissen Rechnung tragen. Einmal hat ein kleines Mädchen ein ganzes Jahr auf der Tafel geübt, den schrägen Aufstrich zwischen den Linien zu machen. Die Lehrgehilfin kam zu mir und sagte: „Aweno, dieses Kind kann nicht schreiben lernen." Doch es wurde nicht aufgegeben. Woher sollte die kleine Fischertochter auch Formensinn in sich aufgenommen haben? Wer konnte wissen, seit wie vielen Generationen ihre Vorfahren das Netz in die krausen Meereswellen geworfen? Wie sollte da eine gerade Linie in ihren Kopf kommen, sahen sie doch nichts als die krummen Linien der schaukelnden Wellen und der ausgewachsenen Palmenstämme! Unsere Geduld wurde belohnt, das Kind lernte allmählich ein i und dann alle Buchstaben des Alphabets schreiben. Auch die Kunst des Lesens war für die kleinen Afrikaner schwer zu erlernen. Das lag aber vorwiegend an der Methode. Als ich eines Tages eine Prüfung im Leseunterricht der Unterabteilung anstellte, wurde alles so glatt und tadellos von der Wandtafel heruntergelesen, daß ich Verdacht schöpfte. „Akwasiwo, dreh dich mal um und lies dasselbe noch einmal," sagte ich. Gehorsam wandte das Kind der Lesetafel den Rücken und fing ganz andächtig wieder von vorne an: „a, b, d, g, g-a ga, b-e be" usw. Da hatten wir's. Es wurde so lange auswendig gelernt, bis man schließlich — nach Jahren — lesen konnte. Das mußte anders werden. Aber wie? Die Gehilfinnen waren vorläufig nicht zu überzeugen, daß man auf eine andere Weise lesen lernen könne. Es wurde erst anders, als ich die ABC-Schützen selbst unterrichtete und den Beweis lieferte, daß sie, richtig unterwiesen, nach Ablauf von vier Monaten lautieren konnten. Bei der Zusammenstellung einer Fibel für diesen Unterricht kam uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Umstand zustatten, daß die Ewesprache viele Worte und Silben hat, die aus einem Konsonanten und einem Vokale gebildet sind. Da gab es so reichlichen Stoff, daß alles Auswendiglernen gut vermieden werden konnte. Nachdem ein fester Grund gelegt war und die Bedingungen geschaffen, welche ein gutes und rasches Fortschreiten der Schülerinnen in den Unterklassen ermöglichten, konnte an Erweiterung des Unterrichts in den Oberklassen gedacht werden. So wurde nach und nach die einfache Elementarschule ausgebaut. Der Unterricht erhielt durch die Schenkung guter Lehrmittel manche Bereicherung. Anschauungsbilder, Wandkarten, Globus kamen unter den Weihnachtsgeschenken aus Europa.

Bei der Entlassung der ersten Schülerinnen, mit denen die Schule im Jahre 1894 anfing, zeigte es sich, daß die Arbeit nicht umsonst sei. Man konnte nun einen Vergleich ziehen zwischen einst und jetzt. Während es vor fünf Jahren schwer war, eine Antwort aus den Mädchen herauszubringen, konnte man jetzt eine eingehende Unterhaltung über ein Gotteswort mit ihnen haben und fand Verständnis.

Es bestand der Plan, an die Mädchenschule eine Haushaltungsschule anzuschließen. Die entlassenen Schülerinnen sollten von der Haushaltungsschwester Wäschebehandlung, Maschinennähen und alles für sie sonst Notwendige im Haushalt lernen. Aber es kamen immer nur einzelne zu diesem Unterrichte. An die meisten machte das Leben nach Verlassen der Schule zu viele Ansprüche. Daher ist die seit dem Jahre 1904 in der Mädchenschule in Keta bestehende Einrichtung praktischer, nach

Schulmädchen beim Waschen in Keta.

Schulmädchen beim Wäscheaufhängen in Keta.

welcher abwechselnd die Schülerinnen der Oberklasse im Waschen und Plätten unterrichtet werden. Es wurde der Versuch gemacht, die halbe Klasse zur Zeit ans Waschfaß und ans Plättebrett zu stellen, und er gelang über Erwarten. Wir hoffen, daß hierdurch allmählich eine bessere Waschmethode sich Bahn breche. Es ist lustig, die kleinen Wäscherinnen bei ihrer Arbeit zu sehen. Und mit welcher Freude wird ein gut geplättetes Wäschestück

Schulmädchen beim Plätten in Keta.

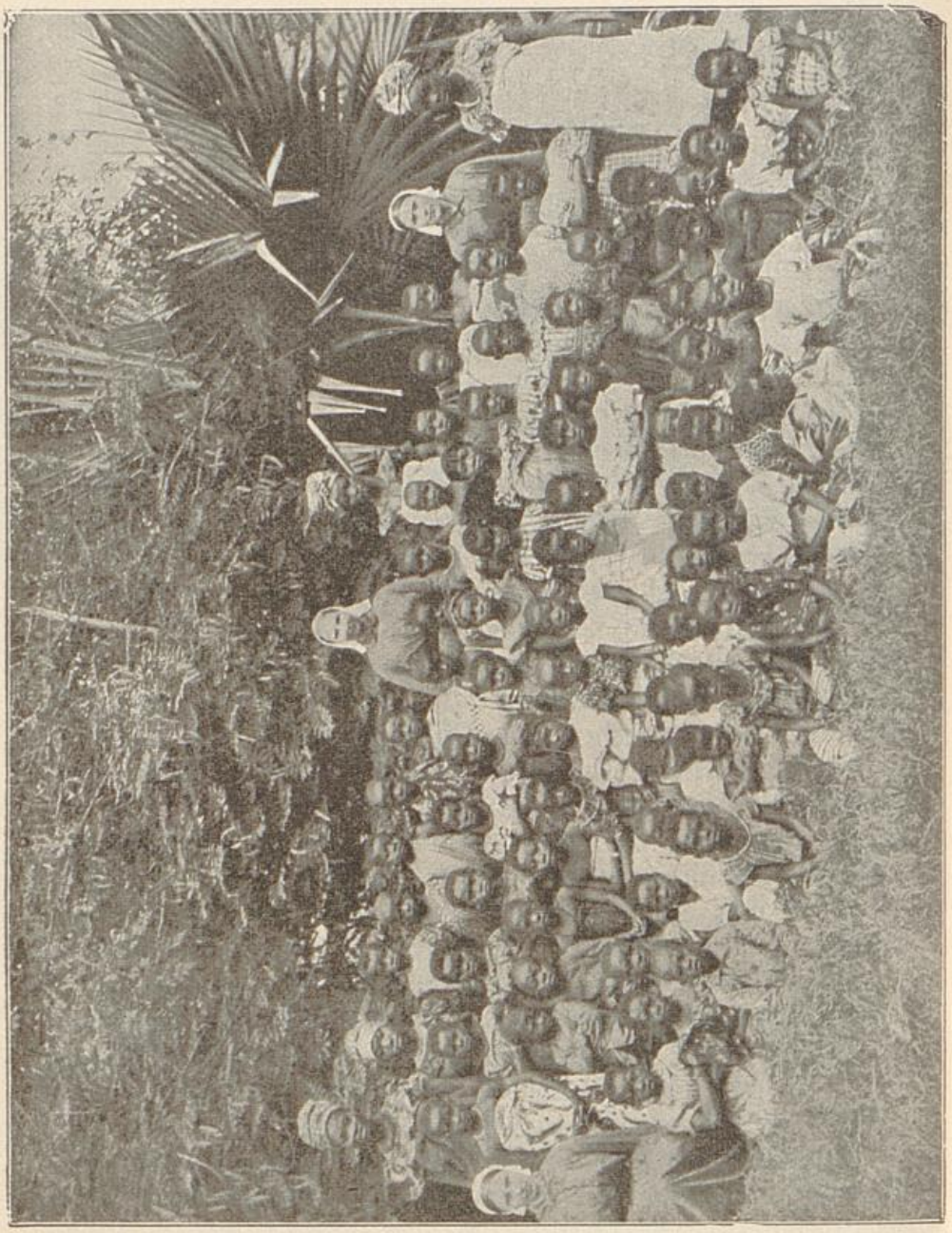
Handarbeitsunterricht in Keta.

von ihnen selbst bewundert! Der praktische Unterricht wird dann und wann durch theoretische Anleitung unterbrochen. Auf diese Weise ist die Unterweisung in diesen praktischen Fächern allen zugänglich, und was an genügender Übung fehlt, kann immer nach der Schulzeit erworben werden. Maschinennähen und Zuschneiden ist in den Handarbeitsunterricht aufgenommen. So empfangen die Mädchen neben Erziehung und Unterricht auch die für sie so notwendige praktische Ausbildung. Die Schule bemüht sich, sie für den ihnen im Leben zufallenden Platz in jeder Beziehung fähig zu machen. Vorwiegend aber will sie doch eine Pflanzstätte christlichen Lebens sein, daher stellt sie die religiöse Erziehung überall in den Vordergrund.

Im Jahre 1901 mußten die auf englischem Gebiete liegenden Missionsschulen der Norddeutschen Mission der dortigen Schulbehörde unterstellt werden. Auch unsere Mädchenschule traf dies Schicksal. Das bedingte für sie eine größere Betonung des Englischen. Ganz entbehren konnte man die Fremdsprache an der vielsprachigen Küste auch bei den Mädchen nicht. Schon 1898 war daher in der Mädchenschule Englisch eingeführt. Nach einer guten Grundlage in der Landessprache diente die fremde Sprache zur Befestigung der grammatischen Begriffe und führte so mehr in das Verständnis der eigenen Sprache ein. Merkwürdig, wie sehr unsere Schule seit der Unterstellung unter die englische Schulbehörde bei den Ein-

geborenen an Ansehen gewann! Bei ihnen ist Bildung besitzen und eine Fremdsprache beherrschen eins. Hatte doch einst ein Vater seinen Knaben, den er aus der Schule nehmen wollte, mit folgenden Worten in einem Briefe an den Schulvorsteher abgemeldet: „Mein Sohn wird die Schule verlassen. Zwar gelernt hat er nichts in dieser Schule, da man dort in Ewe unterrichtet, denn die Ewesprache konnte er schon vorher." So hieß, der Forderung des Volkes nach dem Englischen nicht nachgeben, unsere ganze Schultätigkeit aufs Spiel setzen, die anderseits seit der Einführung der fremden Sprache bedeutend gefördert wurde. Pünktlichkeit und Fleiß besserten sich auffallend. Es war ein größerer Sporn hinter allem. Der Besitz und das Lesen der englischen Fibel machte den Kindern die Schule so süß, daß sie einen viel größeren Eifer für diese entwickelten und infolgedessen rascher vorankamen. Der Schulbesuch stieg in den Unterklassen von fünfzig auf siebenzig Prozent, in den Oberklassen von siebenzig auf neunzig. Auch nahm die Zahl der Schülerinnen zu, so daß wir in vielen neuen Familien Einfluß gewannen. Die eingeborenen Lehrgehilfinnen zeigten einen größeren Eifer als früher. Oeffentliche Prüfungen, an denen die Missionare, Schulvorsteher und Lehrer der Knabenschule, sowie die Eltern der Kinder zuhörten, hatten wir auch früher jedes Jahr gehabt. Es war merkwürdig, wie anders doch noch der englische Schulinspektor wirkte. Endlich erwachte das Interesse der Eltern, besonders der Väter, an der Schule. Es kam jetzt öfters vor, daß ein Vater mit seinen Kindern zu Hause las. Auch eine Schulbeihilfe, die für die Mädchenschule jährlich mehr als tausend Mark betrug, zahlte die Regierung. So brachte die Unterstellung unter die Schulbehörde der Schule manche Vorteile. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß sie auch Gefahr bringt. Zunächst liegt es nahe, daß die Schulleiter mehr für die Behörde arbeiten als für die Mission. Auch ist es ja klar, daß die Volksbildung an Gründlichkeit verliert, wenn der Eingeborenensprache nicht der nötige Raum gelassen wird. Eine weise Kolonialregierung wird sich hier nicht selbst im Lichte stehen und auf Kosten der Volkserziehung die Forderungen für die eigene Sprache zu hoch stellen. Für die Mädchen besonders möchte man die nötige Zeit für praktische Erziehung und Bildung wünschen.

Die Mädchenschule in Keta ist jetzt siebenklassig. Sie steht unter der Leitung einer Schwester, der ein eingeborener Lehrer und acht Gehilfinnen zur Seite stehen. Von letzteren arbeiten zwei an der Kleinkinderschule. Der Lehrer Edmund



Die Mädchenschule in Keta 1904.

Ayikutu unterrichtet seit 1906 die Oberklasse. Dieser Unterricht war früher ganz in der Hand der Leiterin. Die größere Schülerinnenzahl in den Unterklassen erforderte aber von ihr eine genauere Beaufsichtigung, und sie mußte dafür frei gemacht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Lehrer Ayikutu mit Frau und Kind.

5. Die eingeborenen Gehilfinnen.

Die ersten eingeborenen Gehilfinnen wurden im August des Jahres 1893 auf die primitivste Weise angestellt. Eine der beiden in Keta tätigen Schwestern war am Fieber erkrankt, und Schwester Lottchen sah sich allein vor die Arbeit gestellt. In dieser Not versuchte sie, einige der größeren Mädchen zur Mitarbeit heranzuziehen, und der Versuch gelang über Erwarten. Hanna half beim Verbinden der Kranken und Ahayedewo wurde mit der Pflege der Fieberkranken betraut, so lange Schwester Lottchen vom Krankenzimmer ferngehalten war. Sie zeigten sich beide zu diesen Arbeiten geschickt und brauchbar. „Eins unserer Kinder, Ahayedewo, hat mich ganz rührend gepflegt", erzählt Schwester Emmy, „weil Lottchen für all die viele Arbeit allein

da war. Das Mädchen sorgte so treu und paßte ganz einzig auf. Und unsere große Hanna hilft Schwester Lottchen mit viel Geschick bei der Behandlung der Kranken und ist uns in dieser Zeit mit ihrer stillen, immer willigen Art ein großer Schatz!"

Die Kleinkinderschule hatte einige Wochen ganz ausfallen müssen, da sie in derselben Zeit gehalten wurde, in welcher die Kranken kamen. Aber nicht nur die Mütter, sondern auch die kleinen Schüler und Schülerinnen wünschten die Zeit sehnlichst herbei, wo die Schultür sich wieder auftat. Eines Tages kam eine ganze Schar kleiner Mädchen auf die Gartenpforte zugesteuert. Auf die Frage: „Wo wollt ihr hin?" kam aus ihrer Mitte die fröhliche Antwort: „Wir gehen zur Schule." Wie gern wollten die Schwestern diesen kleinen Lernbegierigen helfen! Man sann auf Abhilfe, und wieder kam man auf den Gedanken, man solle es mit einem der größeren Mädchen versuchen. Sobald Ahayedewo im Krankenzimmer entbehrt werden konnte, wurde sie zur Kleinkinderlehrerin befördert. Nachdem sie jeden Morgen von Schwester Lottchen in die zu behandelnde Erzählung eingeführt war, ging sie ganz stolz unter die Kleinen. So war die Schule wieder eröffnet.

Diesem ersten provisorischen Versuche, eingeborene Mädchen als Gehilfinnen unserer Arbeit anzustellen, folgten bald weitere. Nicht nur die Schwierigkeiten, welche das Klima in Westafrika den Europäern bereitet, sondern noch ein anderer Grund erfordert die Einstellung Eingeborener in die Missionsarbeit. Es ist dieses der Unterschied der Rasse. Auf der einen Seite wird der Europäer in Versuchung sein, die Neger zu streng zu beurteilen, auf der anderen zu sanft. Er kann jahrelang unter ihnen leben und sie doch sehr wenig kennen. Er bringt seine europäische Anschauung mit, die ihn wenig befähigt, sich in die Gedanken des fremden Volkes zu vertiefen, dessen Vorgeschichte und religiöse Anschauungen er nicht kennt. Er urteilt nach dem, was zufällig gerade in seinen Erfahrungskreis kommt. Der Neger fühlt sich nicht verstanden, zieht sich zurück und läßt sich nicht beeinflussen. Das eben ist aber der Zweck der Mission, so bedarf sie der Mittler aus dem Volke.

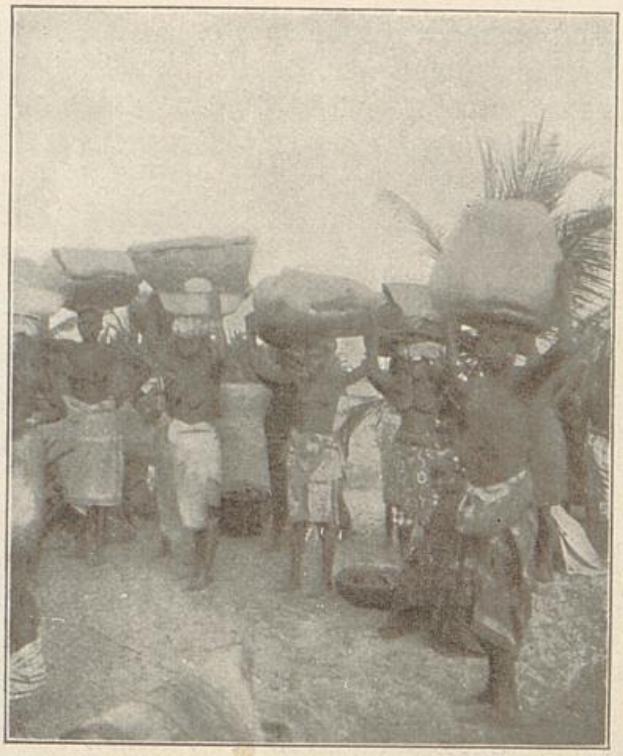
Weibliche Gehilfen gab es damals in der Norddeutschen Mission noch nicht. Zur Erziehung gebraucht man christliche Charaktere. Solche aus dem weiblichen Geschlechte Afrikas zu bilden, schien eine kaum ausführbare Aufgabe, nur der neuschaffenden Kraft des Evangeliums möglich.

In Keta besuchte mich öfters eine Heidin namens Nuadi. So oft sie kam, versuchte ich, sie mit dem Christentume bekannt

zu machen. Einmal zeigte ich ihr ein Bild, die Kreuzigung des Herrn darstellend. Auf meine Frage: „Hast du nie etwas Böses getan?" antwortete sie: „Wie kann man Handel treiben, ohne zu lügen?" Sie gab zu, gelogen und betrogen zu haben, auch daß ihr Gewissen ihr gesagt, es sei unrecht. Nun konnte ich sie in die Bedeutung des Bildes einführen und erzählte ihr von Jesus, dem Sünderheiland. Ich freute mich, daß sie so aufmerksam zuhörte. Unverwandt hingen ihre Blicke an dem Bilde. Da, als ich fertig war, sagte sie auf einmal, auf eine neben dem Kreuz stehende weibliche Gestalt deutend: „Ist das seine Frau?" Dieser Gedanke hatte sie also die ganze Zeit beschäftigt und ihm galt ihre Aufmerksamkeit. Außer bunten Landestüchern, goldenen Ohrringen, Spangen und Ketten, Perlen und Kopftüchern ist das die Frage der Fragen. Dieses kleine Erlebnis gibt einen Einblick in den geistigen Tiefstand der Eweerin. Im zartesten Kindesalter, oft, nachdem es kaum die Augen in dieser Welt geöffnet, wird das heidnische Mädchen dem Mann für bestimmte Geschenke und Arbeitsleistung versprochen. Es bleibt zwar, bis es erwachsen ist, in dem elterlichen Hause, erhält aber schon als Kind Geschenke von dem künftigen Ehegemahl. Seit Jahrhunderten und Jahrhunderten ist die heidnische Frau gewohnt, nur die Sklavin des Mannes zu sein. Diese Abhängigkeit und unterwürfige Stellung gibt ihrem Charakter einen niedrigen Zug. Ihre Streitlust, ihre Unlauterkeit, ihr Mißtrauen, ihr Eigensinn, ihr mürrisches Wesen, ihre Lust an Klatschereien haben zum Teil in dieser Unterdrückung ihren Grund. Eine gute Seite hat diese Herrschaft des Mannes über die Frau allerdings gehabt. Sie ist dadurch zur Arbeit erzogen und versteht zu arbeiten. Schon vor Tagesgrauen geht sie mit dem großen tönernen Topfe zum Brunnen und bringt auf dem Kopfe den Wasserbedarf nach Hause. Dieser ist nicht gering, da fast jedes Familienglied zwei- oder dreimal am Tage ein Bad nimmt. Dann hat sie das Gehöft und das Haus zu fegen, die Mittagssuppe zu kochen, den Maisbrei zu rühren und vor allen Dingen die Maiskörner auf dem Mahlstein zu Mehl zu reiben. Ihren Bedarf an Maismehl, welches an der Küste die Hauptnahrung bildet, hat sie sich zu jeder Mahlzeit selbst zu mahlen. Bei einer Familie von vielen Köpfen ist das eine große Arbeit. Der Mann bezahlt gewöhnlich für sein Essen, für ihr eigenes und für das der Kinder hat die Frau meist selbst zu sorgen. Manchmal erhält sie einen kleinen Zuschuß von ihrem Manne, auch sorgt dieser wohl für die Kleidung und Erziehung der Knaben. Es gibt aber auch Fälle, wo die Frau den Mann miternähren

Ewefrau am Mahlstein.

muß. Zu diesem Zwecke führt sie einen Kleinhandel. Jede freie Stunde sitzt sie auf dem Markte, um Stoffe, Streichhölzer, Petroleum, Töpfe, Früchte und anderes zu verkaufen. In diesem Geschäfte müssen die Mädchen schon früh der Mutter zur Hand gehen. In den meisten Fällen aber tut sie außer ihren Hausgeschäften noch eine besondere Arbeit zwecks Handels. Sie backt Maisbrot oder bereitet Kaklo, eine Art Berliner Pfannkuchen, zum Verkauf. Sie braut das sehr beliebte Maisbier. Eine Frau in Keta hatte sich mit letzterem Geschäfte ein kleines Vermögen erworben. Sie kocht Landesseife aus Asche und Palmöl. Sie schleift Perlen, die dadurch bedeutend an Wert gewinnen. Ja, oft scheut die Frau nicht weite Reisen, wenn sie Gelegenheit hat, Geld zu verdienen. So weiß ich von einer, die in Keta Enten gezogen und aufgekauft hatte, um diese in Kamerun, wo sie fast den dreifachen Wert hatten, zu verkaufen. Andere brachten in der Umgegend von Keta billig aufgekaufte Zwiebeln an die Fanteküste, wo sie rar sind. Auch das bei der Europäerin Gelernte wie Nähen, Stricken, Häkeln, Weißbrotbacken, Waschen und Plätten wird zu neuen Erwerbszweigen benutzt. Frauen und Mädchen sitzen mit der Maschine auf dem Markte. Hat sich



Frauen auf dem Wege zum Markt.

ein Dorfbewohner ein neues Stück Zeug erworben, so läßt er es sich sofort zum Landestuche zusammennähen und bringt es so fix und fertig mit nach Hause. Der verwöhntere Städter bestellt sich selbstgestrickte Strümpfe für teures Geld. Andere wünschen gehäkelte Wollschals, Einsätze in Kissenbezüge, Kindermützchen und dergleichen. Im Weißbrotbacken, Waschen und Plätten erlangen die Eweerinnen eine große Fertigkeit und machen damit gute Geschäfte bei Europäern und Eingeborenen. Wir hatten Mädchen in Keta, die es mit jeder Plätterin in Europa aufnehmen konnten.

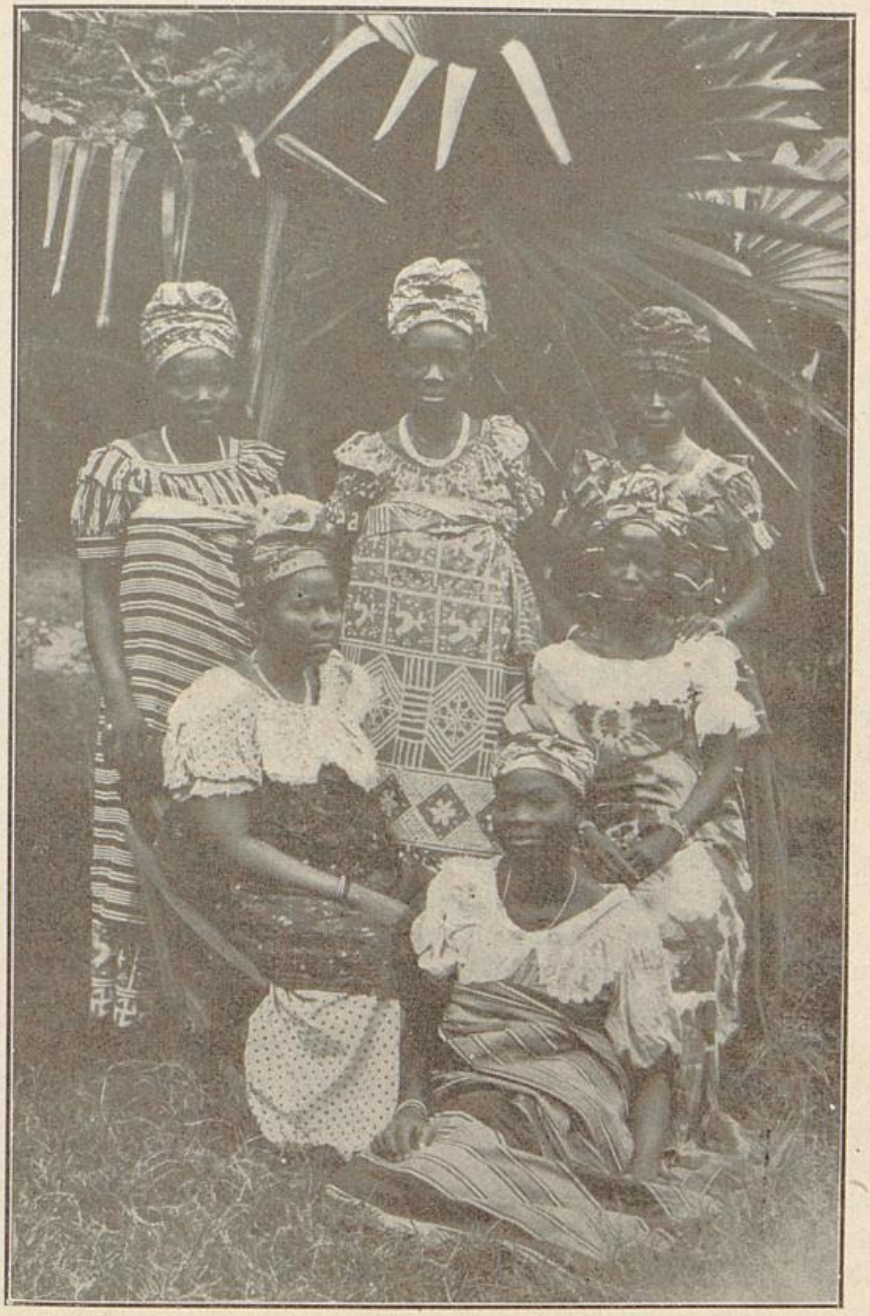
Diese Notwendigkeit der Selbsterhaltung ist für die Ewefrau ein wichtiges Moment ihrer Erziehung geworden. Das Leben fordert von ihr eine tüchtige Arbeitsleistung. Darin wird ihr ein Gegengewicht gegen die sittlichen Gefahren, die ihr drohen, geboten. Während die Frau, sich selbst überlassen, nur ein Spielball ihrer Leidenschaften ist, gibt die Arbeit ihrem Leben einen Inhalt. Auch lebt sie nicht abgeschlossen in ihren vier Wänden, wie die Indierin in der Senana, sondern mitten in der Welt auf dem Markte des Lebens. Dieser Umstand hat ihr bei ihrer niederen geistigen Stellung geholfen, sich

praktischen Sinn und Umsicht zu erwerben. Das sind sehr große und bedeutende Anknüpfungspunkte bei der Erziehung, und je mehr jene benutzt werden, desto fruchtbarer wird diese sein.

Die Eweerin ist also brauchbar für manche praktische Arbeit und kann darin Tüchtiges leisten, soweit Trotz, Eigensinn und Unlust sie nicht hindern. Aber zur Erziehung anderer fehlt ihr die Grundbedingung, die für jeden Erzieher nötigste Eigenschaft, sie ist selbst nicht erzogen. Gehorsam lerne, wer herrschen will.

Darum ist die Heranziehung der Gehilfinnen die schwerste Arbeit der Schwestern. Sie erfordert unendliche Geduld und treues Eingehen in die Charaktereigenschaften der Eweerin. Je besser diese Arbeit gelingt, um so höher wird der Stand der Schule sein. Ohne manche schwere Enttäuschung geht es da nicht ab. Auch uns sind solche nicht erspart geblieben, besonders im Anfang, da oft Mädchen in die Arbeit gestellt werden mußten, die nicht von klein auf die Erziehung und den Einfluß der christlichen Schule genossen hatten. Es kam auch vor, daß solche, die wohl brauchbar waren, sich nicht auf die Länge in die engeren Lebensschranken des Christentums fügen konnten und sich in die unumschränkte Freiheit des Heidentums zurücksehnten. Besonders traurig war im Jahre 1901 der Rückfall von Hanna Ametoche. Sie hatte sechs Jahre bei der Erziehung der Kinder, dem Unterrichte der Frauen und der Behandlung der Kranken den Schwestern treu zur Seite gestanden und sich das Vertrauen aller erworben. Wie oft wird ihr Name in den Briefen rühmlich erwähnt. „Hanna war verreist," schreibt Schwester Anna Reinecken am 4. Januar 1896, „wir freuen uns, daß sie wieder unter uns ist. Ihr Einfluß auf den ganzen Kreis der Kinder ist wirklich köstlich. Die Kinder haben alle gejauchzt, als sie hörten, Hanna würde heute zurückkommen. Was ist doch solch ein einziger wahrer Charakter wert." Aber sie hat sich nicht bewährt, sie hat uns treulos verlassen und ist nachher in schwere Sünden gefallen. Dennoch kann man sagen, daß die Erfolge bei der Ausbildung der Gehilfinnen über Erwarten sind. Und die Schwestern haben recht, nach dem Worte zu handeln, das sich am Schluß eines Briefes findet, der sich in tiefen Klagetönen über Hannas Treulosigkeit ausläßt und dann fortfährt: „Das war also ein verfehlter Versuch, eine Afrikanerin in unserer Arbeit mithelfen zu lassen. Gehen wir an den zweiten."

Bis zum Jahre 1910 wurden fünfundzwanzig Lehrgehilfinnen, denn von solchen ist hier hauptsächlich die Rede, in der Mädchenschule in Keta angestellt. Von diesen haben sich



Gehilfinnen der Schwestern in Keta.

zwölf verheiratet. Acht sind kirchlich getraut, während vier eine heidnische Ehe eingegangen sind. Zwei von den Verheirateten sind gestorben. In gleichem Maße wie die Mädchenschule größer wurde, nahm die Zahl der Lehrgehilfinnen zu. Während im Jahre 1894 zwei in Keta arbeiteten, Mercy Baëta in der damals

neugegründeten Mädchenschule und Ahayedewo in der Kleinkinderschule, standen im Jahre 1910 acht in der Arbeit. Außerdem arbeiteten vier selbständig auf Außenstationen.

Die Ausbildung der Gehilfinnen geschah auf die einfachste Weise. Jeden Tag wurde mit ihnen besprochen, was am folgenden Tage in der Schule durchzunehmen war, ganz einerlei, ob sie den Unterricht selbständig zu geben hatten oder ob sie zuhörten, wie die Schwester ihn gab. Der durchzunehmende Stoff, die Behandlung, die sich anschließende Katechese, der Lernstoff, alles wurde eingehend behandelt und praktisch vorgeführt, alles Schwierige erklärt und geübt. Beim Unterricht selbst ließ sich dann noch mancher Fingerzeig und Hinweis geben, der die Erfordernisse des Unterrichts in klares Licht stellte. Anfangs konnte man den Gehilfinnen nicht viel mehr als ein Aufsichtsamt in der Schule zuteilen, da sie selbst teilweise nicht genug gelernt hatten. Es kam einmal vor, daß eine Schreiblehrerin die großen lateinischen Buchstaben, welche die Kinder lernen mußten, noch nicht schreiben konnte. Jeden Nachmittag wurde ihr eine Stunde Zeit gegeben, in welcher sie erst selbst auf der Tafel übte, was sie am nächsten Tage den Kindern beizubringen hatte. So konnten letztere nur mit bedeutender Beihilfe der Schwester, die während dieser Zeit eine andere Unterrichtsstunde zu geben hatte, gefördert werden. Es ging eben nicht anders, man mußte oft sein Auge in zwei Klassen zugleich haben.

Neben der Vorbereitung für den Unterricht der Kinder suchten die Schwestern in täglich stattfindenden Lehrstunden auf das Allgemeinwissen der Gehilfinnen einen bildenden Einfluß zu gewinnen. Eweaufsatz, Geographie, Englisch, Harmonium und Religion waren in den Lehrplan aufgenommen. Je nach den vorhandenen Kenntnissen oder den Forderungen der Schule wurden die Gegenstände geändert. Der Religionsunterricht gab vor allen Dingen den Schwestern Gelegenheit, die Lehrgehilfinnen tiefer in das Verständnis der Bibel einzuführen. Wie wichtig war bei diesen Besprechungen das lebensvolle Heraustreten der biblischen Gestalten und die Anwendung ihrer Ereignisse auf das eigene Leben! Bei diesem gemeinsamen Eindringen in das Heiligtum des Wortes Gottes bildete sich ein festes, inniges Band um die Herzen. So wurde der Schwester eine Tür in das Herz der Gehilfin geöffnet, durch die sie immer auch mit dem nötigen Tadel bei ihr einkehren konnte, ohne das Vertrauen zu stören. Nur so war es den Schwestern möglich, den weitgehendsten Einfluß auf diese Mädchen zu gewinnen. Nicht in der weiteren Ausbildung in verschiedenen Schulfächern, welche dieser Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richt den Gehilfinnen bietet, liegt seine größte Bedeutung, sondern in der Erziehung, die ihnen zuteil wird. Denn eben diese befähigt sie, nun wieder erzieherisch auf die Kinder einzuwirken. Das ist zunächst vom größten Wert für die Schule, weil eine Schwester bei zunehmender Schülerzahl unmöglich alle Erziehungsarbeit tun kann. Ferner aber, hoffen wir, wird diese Erziehung später den eigenen Familien der Gehilfinnen und so dem ganzen Volke zugute kommen. Indem die Schwestern mit diesen heranwachsenden Mädchen das Ziel ihrer Arbeit besprachen, versuchten sie dem Frauengeschlecht des Ewevolkes geübte Erzieherinnen zu geben. Die dazu nötige Uebung und die Einführung in ihre Gedanken konnten sie den Gehilfinnen am besten dadurch zuteil werden lassen, daß diese beim Lehren und Erziehen halfen.

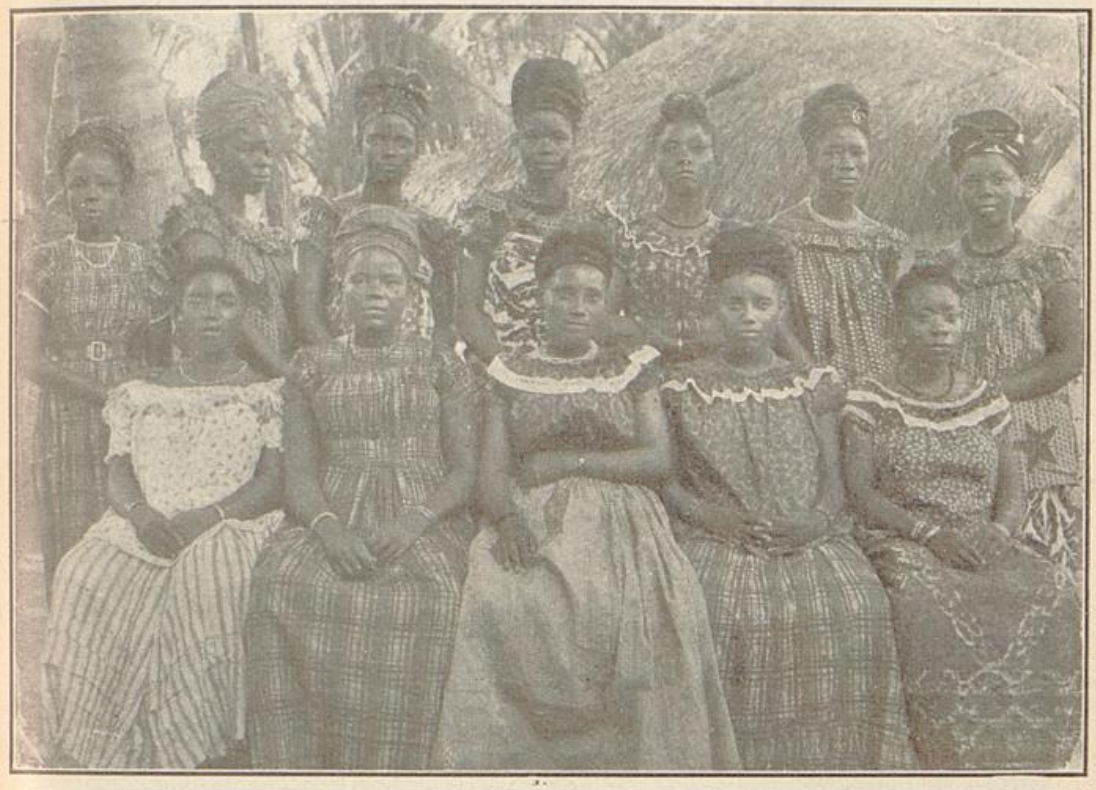
Gerade die Kindererziehung liegt bei den Heiden sehr im argen. Auf der einen Seite werden wirkliche Fehler der Kinder mit übertriebener, falscher Liebe zugedeckt, während andererseits geringe Vergehen mit grimmigem Zorne gestraft werden. Eine Mutter hatte ihrem Knaben Pfeffer in die Augen gerieben, weil er ihr Fische aus der Küche fortgenommen, eine andere schleuderte ihr Kind im Zorne auf die Erde, wie ein Stück Holz, wieder eine andere hatte ihr Kind an Händen und Füßen gebunden. Die Strafe ist also bei der heidnischen Mutter nur eine Genugtuung für ihren Zorn, nicht Zuchtmittel. So kommt es, daß sie bei dem Kinde auch meistens Zorn bewirkt. Es ist gar nichts Seltenes, daß infolge einer solchen Strafe das Kind für Wochen und Monate, ja für Jahre die Mutter verläßt und erklärt: „Sie schilt mich zu sehr, sie schlägt mich zu hart." Bei irgend einer Tante der großen Verwandtschaft findet es schon Aufnahme. Die große Aufgabe der Erziehung, dem Kinde behilflich zu sein, das Gute zu wollen, ihm zu helfen, das Böse zu überwinden und in der Kraft Christi an die Ausführung der guten Vorsätze zu gehen, kennt die Heidin nicht. Es ist ein weiter Weg von der Stockmeisterin zur Erzieherin, und hier haben die Gehilfinnen viel zu lernen. Eine von ihnen, die obenerwähnte Ahayedewo, die später Rut getauft wurde, ist jetzt in Lome verheiratet. Sie steht in einem ganz anderen Verhältnis zu ihren Kindern als eine heidnische Mutter. Sie geht auf ihre kindlichen Gedanken ein und hat bei all ihrer Arbeit Zeit, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Sie hält sie nicht nur äußerst sauber in der Kleidung, die sie ihnen selbst näht, sondern sie erzieht sie wirklich. Kamen wir in das Gehöft, so sprangen uns die kleinen Burschen schon von weitem entgegen und führten uns

triumphierend zur Mutter mit dem Ausruf: „Die Schwestern sind da." Hatten sie uns mal unterwegs auf der Straße getroffen, dann wurde der Mutter glückstrahlend berichtet: „Wir haben die Schwestern gesehen." Als wir einmal in den Ferien kamen, erzählte uns die Mutter: „Jimmy und Robert fragen immer, wann die Schule wieder angeht. ‚Nun gehen wir noch zweimal zur Kirche, dann ist wieder Schule,' haben sie ausgerechnet." Was haben wir gerade bei diesem Mädchen mit Trotz, Eigensinn und Laune, besonders auch mit Härte in Behandlung der Kleinen zu kämpfen gehabt, und nun ist sie eine so liebevolle und vernünftige Mutter.

6. Der Jungfrauenverein.

Als im Jahre 1898 die ersten Schülerinnen aus der Mädchenschule entlassen wurden — es waren dieses solche, die schon älter waren, als wir die Schule begannen, — war es für die Schwestern ein Bedürfnis, sie noch weiter um sich zu sammeln. Dieses geschah in einer Bibelstunde und einer Gesangstunde, die wöchentlich stattfanden. Für die Konfirmierten kam noch eine kurze Besprechung vor jedem Abendmahlsgange dazu. Auch hatten die erwachsenen Mädchen bei der Sonntagsschule zu helfen. Wer an der Reihe war, mußte sich am Sonnabend nachmittag im Schwesternhause einstellen, um die Vorbereitung für die Sonntagslektion zu empfangen. So hatte man sie alle einmal einzeln zu eingehendem Gespräche. Das war eine gute Gelegenheit, einen Blick in Herz und Leben zu tun. Unter den Gefahren und Versuchungen, welche im Heidenlande den erwachsenen Mädchen drohen, bedürfen sie besonderer Fürsorge. Es war nun durch dies alles nicht nur ein Zusammenhang zwischen den Schwestern und diesen Mädchen hergestellt, sondern sie waren auch untereinander verbunden.

War es nun die Freude an dieser Gemeinschaft, war es das Gefühl, in den sie umgebenden Gefahren eines Haltes zu bedürfen, das sie ganz ohne unser Zutun zu der Gründung des Jungfrauenvereins brachte? Es war wohl beides. Die äußere Veranlassung wurde ihnen eine Einladung von Frau Missionar Beck, die am 17. Januar 1899 die zwanzig christlichen Jungfrauen in Keta bei sich vereinigte. Jedenfalls wurde der 26. Januar 1899 der Gründungstag des Jungfrauensvereins in Keta. Man versammelte sich jeden Montag abend in dem Hause eins der Mitglieder. Die Hauswirtin hatte jedesmal die Leitung der Versammlung, die mit einem Liede und der Betrachtung



Mädchen aus dem Jungfrauenverein Keta.

eines Gotteswortes begonnen wurde. War das Gebet gesprochen, dann holte jede ihr Näh- oder Häkelzeug hervor, und indem die Hände sich eifrig rührten, wurden von den Anwesenden abwechselnd Geschichten erzählt, von denen sie einen sehr ausgiebigen Schatz kennen. Die Wirtin sorgte für eine kleine Erfrischung, bestehend in afrikanischen Früchten, wie Ananas, Erdnüsse, Gali usw. Kam die Reihe, den Verein zu halten an eine unserer Hausgehilfinnen, dann nahmen wir auch an der Versammlung teil, die im großen Schulzimmer stattfand. Wie konnte man sie dann beglücken, wenn man ihnen „Rosa von Tannenburg" oder eine andere Geschichte erzählte. Im übrigen ließen wir sie in ihrem Vereine allein schalten und walten, dieser war durchaus ihre eigene Angelegenheit. Sie hatten selbst für alle Beteiligten bestimmte Gesetze und Ordnungen aufgestellt, die uns am besten in den Geist des Vereins einen Einblick gewähren. Ich lasse sie hier in möglichst wortgetreuer Uebersetzung folgen.

Die Gesetze des Jungfrauenvereins in Keta.

Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Schwestern einträchtig beieinander wohnen. Deshalb kommt und laßt uns wandeln in dem Lichte Jehovas. Dieser Jungfrauenverein ist am 26. Januar 1899 gegründet.

Es ist der Wunsch der christlichen Jungfrauen in Keta, einen Verein zu gründen, in welchem man die Liebe zu Gott und die Liebe zu dem Nächsten lernen kann. Der Verein versammelt sich jeden Montag abend präzise 7 Uhr. Gottes Wort wird zu gegenseitiger Ermahnung gelesen, und dann wird gebetet. Ehe eine Jungfrau in diesen Verein eintreten kann, muß sie mit der Vorsteherin Luise Quist reden. Jede Jungfrau, die in diesen Verein eintritt, muß wissen, daß sie alle Gesetze desselben ohne Widerrede zu erfüllen hat. Die Gesetze sind diese:

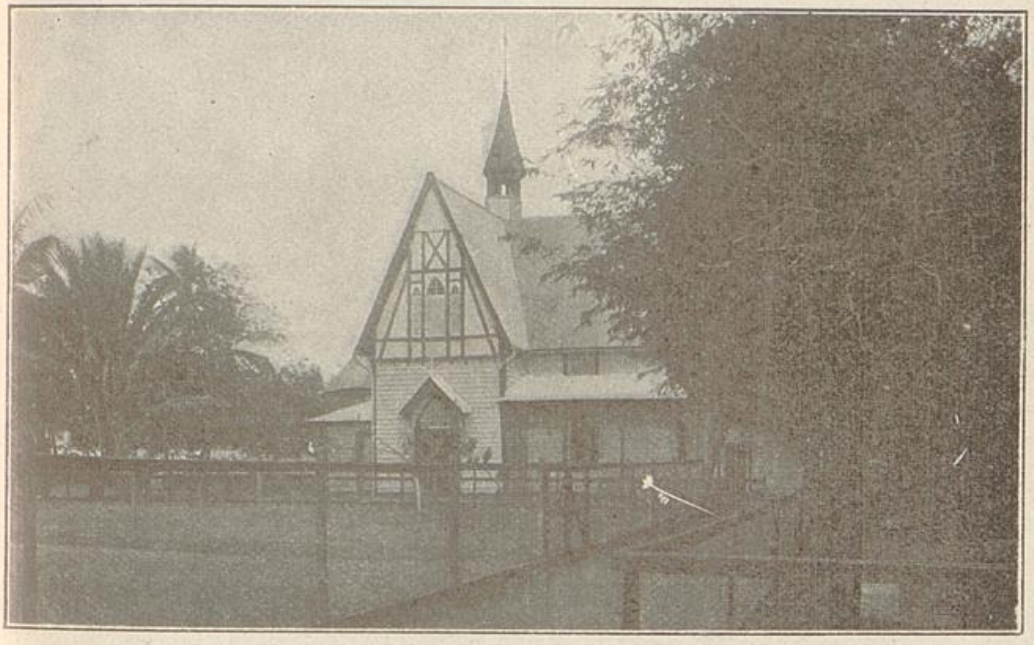
1. Jede Jungfrau muß pünktlich um 7 Uhr zum Verein kommen; wenn sie nicht kann, muß sie der Leiterin Luise Quist eine Entschuldigung schicken.
2. Es wird von jedem Mitgliede des Vereins verlangt, daß es eine Bluse trage, zu Hause, in der Stadt, auf dem Markte und überall sonst.
3. Es wird von jeder Jungfrau verlangt, daß sie ihren Freundinnen Ehrerbietung erzeige, wo immer sie diese sehe; ebenso auch anderen Menschen, die nicht zum Verein gehören.
4. Es ist die Aufgabe jedes Mitgliedes, Streit zu vermeiden, zu Hause, in der Stadt, auf dem Markte und überall sonst.
5. Wenn eine Jungfrau in eine andere Stadt gehen will, muß sie sich durch die Leiterin Luise Quist von allen Vereinsmitgliedern verabschieden.
6. Es ist für jede Jungfrau des Vereins notwendig, daß sie sich, so lange sie sich in einer anderen Stadt aufhält, sei es unter Christen oder Heiden, selbst in Zucht nehme und unter ihnen wandele, wie ein Kind des Lichts.
7. Es wird von jeder Jungfrau dieses Vereins erwartet, daß sie Dienstag und Donnerstag zur Singstunde komme.
8. Jede Jungfrau muß zu Hause morgens und abends fleißig Gottes Wort lesen.
9. Es ist nicht gut, daß man eine Jungfrau abends nach 10 oder 11 Uhr auf der Straße sehe.
10. Jede Jungfrau sehe sich vor im Verkehr mit Jünglingen.
11. Wenn ein Zank, der beständig Haß hervorruft, zwischen zwei Mitgliedern des Vereins ist, sollen die Betreffenden der Leiterin des Vereins Mitteilung machen, damit diese eine Versöhnung herbeiführe.
12. Wenn eine Jungfrau einen Fehler an einer anderen entdeckt, so soll sie sich nicht fürchten, ihr diesen zu sagen, aber mit Sanftmut und Liebe.
13. Wenn eine krank ist, so soll sie es den anderen sagen lassen und auch, was ihr fehlt.

Es ist kein Zweifel, daß jede von uns Gottes Willen weiß, darum: „Wer da weiß, Gutes zu tun, und tut es nicht, dem ist es Sünde." Jak. 4, 17.

Die Leiterinnen des Vereins, Luise Quist und Margarete Damesi, zwei ältere Mädchen, hatten eine Art Aufsichtsamt über die jüngeren. Hörten sie, daß deren Betragen in irgend einer Weise zu Hause nicht zufriedenstellend war, dann riefen sie die Schuldigen vor ihr Gericht und ermahnten sie ernst, sich zu bessern. Diese Ermahnungen hatten öfters den gewünschten Erfolg. So war der Jungfrauenverein allen Beteiligten ein über ihnen und ihrem Wandel wachendes Auge und fing schon damals an, in etwas die Sitte und öffentliche Meinung der christlichen Länder zu ersetzen. Aber die Kraft aus sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

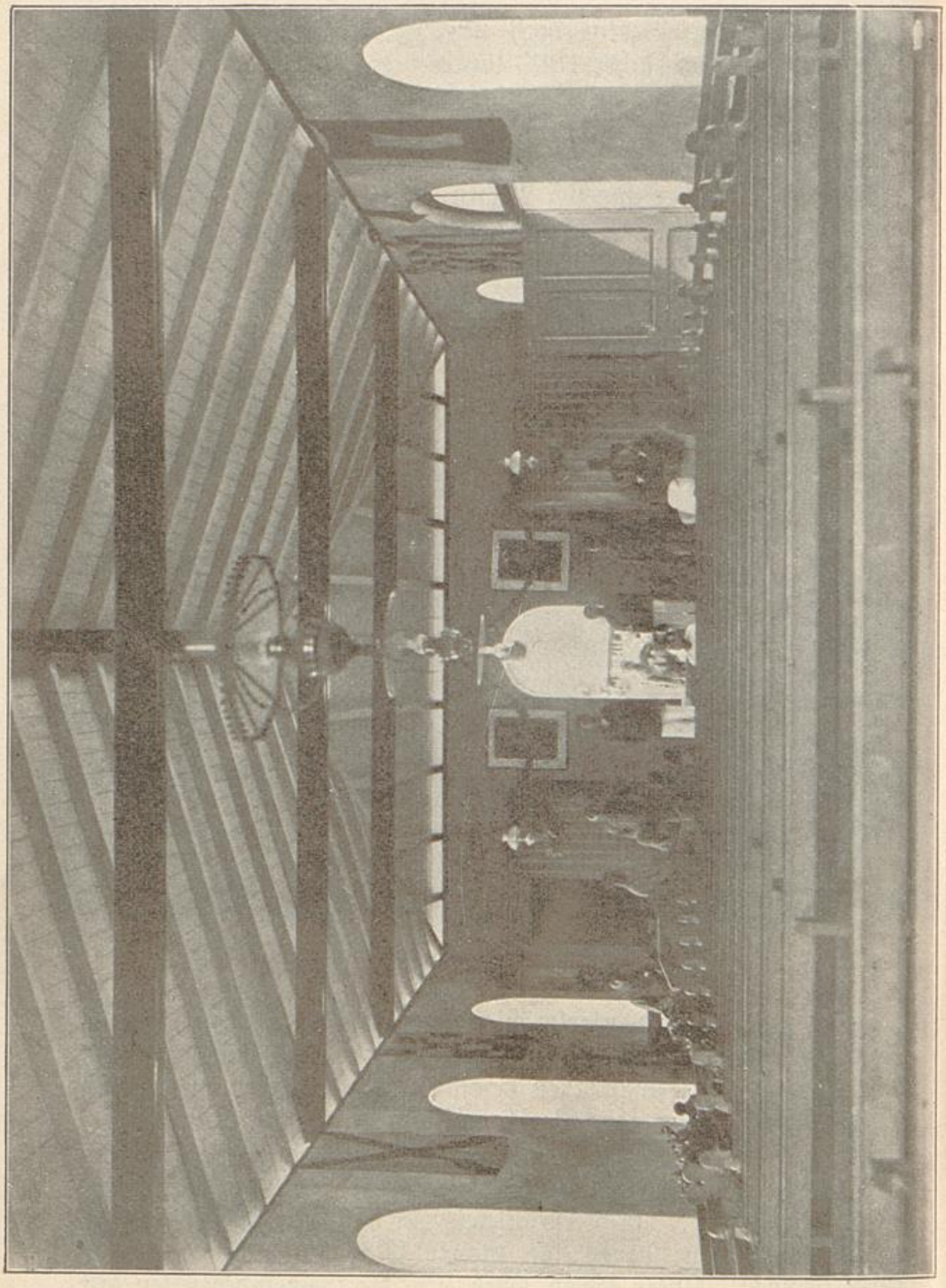
selbst behielt der Verein doch nur in der ersten Zeit junger Begeisterung. Im Jahre 1900 wurden die Versammlungen ganz in die unteren Räume des Schwesternhauses verlegt, und sehr bald mußte auch mehr oder weniger eine Schwester sich an der Leitung beteiligen. Im Jahre 1904 baten Luise Quist und Margarete Damesi Schwester Minna Huchthausen, die Leitung ganz zu übernehmen. In ihrer festen Hand ist der Jungfrauenverein von Keta ein mächtiges Mittel zur Weitererziehung und Beeinflussung der christlichen Mädchen in Keta geworden und als solcher nicht hoch genug einzuschätzen.



Die Kirche in Keta.

Seit 1904 wird regelmäßig das Jahresfest an einem Sonntag gefeiert. Es beginnt mit einem Gottesdienst in der Kirche, wo der Jungfrauen besonders gedacht wird und manch ernstes Wort sie an ihre Versäumnisse und an ihre Pflichten erinnert. Die kirchliche Feier gibt dem Vereine die rechte Stellung fürs ganze Jahr. Am Abend sind in der in Keta für solche Feste bestimmten, 1903 errichteten Jubiläumshalle lange Tische gedeckt, an denen die jungen Mädchen und ihre Gäste Platz nehmen. Unter diesen sehen wir die Gemeindeältesten mit ihren Frauen, die Lehrer und die Gemeindemütter, so nennt man in Keta einige ältere Frauen, welche sich freiwillig der Kranken und Armen der Gemeinde annehmen. Sie haben jetzt auch das Amt, über den Wandel der Jungfrauen zu wachen und,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

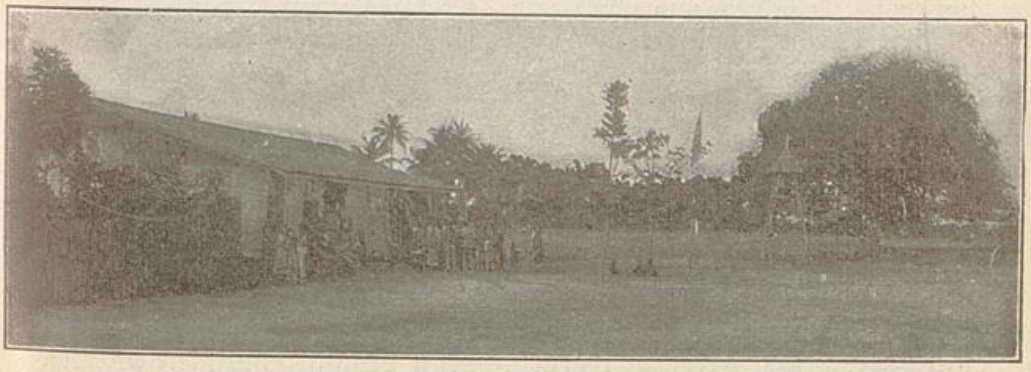


Inneres der Jubiläumshalle in Keta.

wenn nötig, sie zu ermahnen. Es gibt Tee und Kuchen. Gesang und Ansprache wetteifern, die Freude des Beisammenseins zu erhöhen. Auch hier wird noch manch gutes Wort geredet.

Ein besonderes Fest im Verein ist ferner die Verabschiedung einer Jungfrau aus dem Kreise ihrer Gefährtinnen, wenn sie in die Ehe tritt. Davon wird weiter unten noch die Rede sein.

Ein hervorragender Platz wird dem Gesange im Jungfrauenverein eingeräumt. Es findet kein Gemeindefest statt, das die Jungfrauen nicht durch ihren Gesang verschönen. Auch die Taufeste der umliegenden Außenstationen werden besucht. Und die Heiden wundern sich dann, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Mädchen Gottes Wort lernen. Die wöchentlichen Versammlungen erhalten einen besonderen Wert dadurch, daß ein reger Missionssinn in ihnen gepflegt wird. Aus dem Erlös der dort angefertigten Handarbeiten werden bedürftige Christen unterstützt Als im Jahre 1904 die Ketagemeinde durch den Tod ihres geliebten Lehrers Christian Senage in tiefer Trauer war, da waren es die Jungfrauen, welche ihm aus Dankbarkeit einen Granitstein mit geschliffener Platte und Inschrift auf sein Grab setzen ließen. Es war rührend, wie diese schlichten Mädchen den Ausdruck der Liebe für die ganze Gemeinde fanden. Der Grabstein mußte aus Europa gesandt werden und erforderte keine unbedeutende Summe, welche die Mädchen dadurch erwarben, daß sie in den Häusern der Gemeinde ihre Lieder sangen. Eine ebenso große Leistung war es, daß der Jungfrauenverein den beiden Außenstationen Adina und Anloga Glocken schenkte. Sie hatten dafür 180 Mark



Schule und Glockenstuhl in Anloga.

gesammelt, die sie sich auch teilweise zusammengesungen hatten. Das meiste hatten sie sich durch eigene Arbeit erworben. Aus dem Dankesbrief des eingeborenen Lehrers in Anloga erkennen wir, welche Freude die Mädchen mit diesen Geschenken den jungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Christengemeinden bereiteten, und wir verstehen, wie diese Freude rückwirkend sie zu neuem Eifer im Sammeln für die Mission anspornte. Der Lehrer schreibt:

„... Es war für uns Anlogaer ein großer Schmerz, daß wir nur solch elende, kleine Glocke hatten. Aber wir haben sie jeden Tag durch die Stadt getragen und mit großer Sorgfalt geläutet, trotzdem der Klöppel immer herausfiel, weswegen wir viel Spott erdulden mußten. Da plötzlich erzählte uns der Aweto Flothmeier, daß die Ketaer Jungfrauen zwei große Glocken schenken würden, eine für Adina und eine für uns, sie wären schon in Europa bestellt und würden bald kommen. Von nun an waren wir in schönster Hoffnung und immer, wenn ein Dampfer tutete, dachten wir an unsere Glocke. Da eines Tages kam wieder der Aweto und sagte: ‚Eure Glocke ist gekommen, kommt und holt sie.' Das erfüllte unsere Herzen mit großer Freude, und alle sagten: ‚Wir wollen uns sofort auf den Weg begeben und die Glocke holen, damit nicht die Adinaer uns zuvorkommen und die größte nehmen.' Das wurde getan, und sie brachten die Glocke mit großer Freude heim. Unser König Sri II. sah sie auch, und da ihr Anblick auch ihn erfreute, versprach er, uns den Glockenstuhl zu schenken. Er schenkte uns vier große Pfähle, deren jeder vier Mark kostete, und die wir mit freudigem Danke in Empfang nahmen. Bald war alles fertig, und nun lud ich die Anlogaer ein, zu kommen, damit wir die Glocke von den Jungfrauen einweihen könnten, und damit die Leute ihren Klang hörten. Es war ein großer Auflauf in der Stadt, und viele Leute kamen. Ich sagte ihnen: ‚Nun habt ihr keine Entschuldigung mehr. Gott hat sich über euch erbarmt und will, daß ihr seine Stimme hört. Durch den Klang dieser Glocke läßt er euch rufen, daß ihr nun aufsteht vom Schlaf!'

Die Glocke klingt wunderschön und so laut, daß sie auch im Königshause zu hören ist. Die Heiden sagen, die Königsstadt ist durch ihren Klang verdorben.

O, wie sollen wir euch danken? Der Herr Jesus Christus, der euch diesen schönen Rat und Gedanken ins Herz gab, daß ihr dieses für uns tun solltet, helfe euch und stärke euch. Er segne euren Verein!

Die Anlogaer und der König Sri II. danken euch herzlich.

Ich, euer John Tay."

An ihrem Teile helfen die christlichen Jungfrauen mit, die große Wunde Afrikas, die Polygamie, zu heilen. Sie lassen sich nicht mehr, wie es die Landessitte mit sich bringt, einer Ware gleich, verhandeln, sondern haben eine Meinung bei ihrer Heirat. Eine heidnische Mutter hatte ihre christlich erzogene Tochter einem Polygamisten versprochen. Diese weigerte sich aber, dessen Frau zu werden. Nun begann eine Zeit bitteren Leidens für das arme Mädchen. Die Mutter suchte sie durch die grausamste Behandlung zu zwingen, ihr Jawort zu geben. Aber umsonst. Eines Tages war das Mädchen entflohen und suchte bei uns Schutz. Aber schon kam die Mutter hinter ihr her und führte sie unter lautem Geschrei ins Haus zurück. Dennoch siegte das Mädchen endlich durch ihre stille Beharrlichkeit und ward später die Frau eines Christen, der sich mit ihr

in der Kirche trauen ließ. Andere nehmen lieber das eheloſe Leben auf ſich, — zwar ſolcher ſind wenige, die es freiwillig tun, — als einem Polygamiſten die Hand zu reichen und führen in treuer Arbeit ein glückliches und reiches Leben. Bei Gelegenheit der Ordination von David Beſa in Keta, die Präſes Bürgi ausführte, ſchreibt der letztere: „Der Jungfrauenverein, der bei der Ordinationsfeier durch ſeinen Geſang hervortrat, beſteht aus etwa vierzig Mitgliedern, zum Teil älteren, unverheirateten Mädchen, die einen unbeſcholtenen Lebenswandel führen. Das will etwas heißen in einem Lande, in dem man nichts von Mädchenehre weiß."

Ihre Bildung und Erziehung macht die chriſtlichen Jungfrauen fähig, den größeren Anforderungen gerecht zu werden, welche die Einehe an die Frau ſtellt. Ihr fällt die Leitung des großen Haushaltes allein zu, und wenn ſie für die einzelnen Arbeiten jüngere Hilfskräfte einſtellt, muß ſie imſtande ſein, dieſe zu erziehen. Sie muß nicht nur ſelbſt arbeiten, ſondern auch einteilen, überſehen, einrichten und anleiten können. Wie fehlt es gerade hier den heidniſchen Frauen! „Ich habe es ihr geſagt, aber ſie will nicht," heißt es von der Tochter, wenn ſie der Mutter nicht in der Arbeit helfen will. Auch ihre größere Fertigkeit im Nähen und anderen Handarbeiten kommt der chriſtlichen Jungfrau ſpäter im eigenen Hauſe zuſtatten. Sie ver-

Ein chriſtlicher Lehrer mit Frau.

dient dadurch selbst einen guten Zuschuß zum Haushalt. Die heidnischen Mädchen und Frauen, welche den Christinnen die Bekleidung nachahmen, wissen bald, wer die schönsten Blusen näht, und die Bestellungen häufen sich bei solchen. Wenn die christliche Frau mit Milde und Strenge, mit Demut, Sanftmut, Liebe, Treue und Einsicht in ihrem Hause waltet, dann nötigt sie dem Manne Achtung ab und hilft zur Hebung ihres ganzen Geschlechtes. Ihre Schulbildung befähigt sie, den Gedanken des Mannes zu folgen und sich eine eigene Meinung zu bilden. Sie kann nun seine Gefährtin werden. Wie freuten wir uns, wenn wir bei unseren Besuchen in manchen Häusern eine Umwandlung bemerkten, wenn z. B. Mann und Frau an einem Tische aßen, und die Frau in dem Zimmer des Mannes sich setzen und in seiner Gegenwart an der Unterhaltung teilnehmen durfte. Durch die geistige und sittliche Hebung der Frau wird die Ehe sittlich höher gestellt und durch sie das ganze Volk. Ich habe nicht gesagt, daß wir das alles schon in Vollendung haben, aber es ist ein Anfang gemacht zu solchem Ziele. Und der Jungfrauenverein tut das Seine, um ihm näher zu kommen.

7. Die Frauenschule.

Bei einem Besuche in der Stadt fanden wir in einem Hause große Trauer. In einem kleinen, dunkeln Raum des Lehmhäuschens lag eine Frau auf der Matte, von schmerzvoller, schwerer Krankheit befallen. Die Hausgenossen dienten ihr und pflegten sie nach besten Kräften, aber schon wochenlang fanden wir täglich dasselbe Elend. Die Kranke nahm immer wieder still und freundlich den Trost auf, welchen wir ihr brachten. Sie blieb ruhig und gelassen trotz der Langwierigkeit der Krankheit. Sie war seit einigen Monaten getauft und in die Christengemeinde aufgenommen. Fast jedesmal, wenn wir zu ihr kamen, fanden wir neben ihrem Lager jammernd und weinend ihre alte Mutter sitzen. Noch Heidin, — sie ist nach Jahren auch getauft worden, — hatte sie mit Schmerz auch diese ihre dritte Tochter zu den Christen übergehen sehen. „Die alten Götter zürnen dir, weil du sie verlassen, darum haben sie dir diese Krankheit gesandt," klagte sie beständig, „und der Christengott hat dich noch nicht angenommen oder hat keine Macht, dir zu helfen." Und dann kam die flehentliche Bitte: „Kehre um, komm wieder, opfere den Göttern, damit dein Leben erhalten bleibe." Das war ein schwerer Kampf für die

im Christentum wenig befestigte und in der Erkenntnis noch wenig geförderte Neugetaufte. Täglich hatte sie aufs neue den Bitten der eigenen Mutter und der ganzen heidnischen Verwandtschaft zu widerstehen. Aber sie blieb fest, trotzdem die Krankheit Monate anhielt, ehe Genesung eintrat. Begierig erfaßte sie jedes Wort aus der Schrift, das wir ihr sagten, um es als Waffe in ihrem Kampfe zu benutzen. Aber wie viel leichter wäre ihr Kampf gewesen, wie viel sicherer und näher hätte sie Trost und Zuspruch gehabt, wenn sie selbst hätte aus dem Schatze des Wortes schöpfen, selbst in der Bibel hätte lesen können.

„Sie will mir nicht mehr gehorchen, weil sie lesen kann", hieß es in einem anderen Hause. Eine Mutter sagte es von ihrem kleinen Mädchen. „Du mußt auch lesen lernen," antworteten wir. Und es wurde uns immer mehr zur Gewißheit, wir müssen eine Leseschule für die Frauen haben. Schwester Anna Reinecken war es, die den langgehegten Plan zur Ausführung brachte. Sie gründete im Februar 1897 die

Schwester Anna Reinecken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

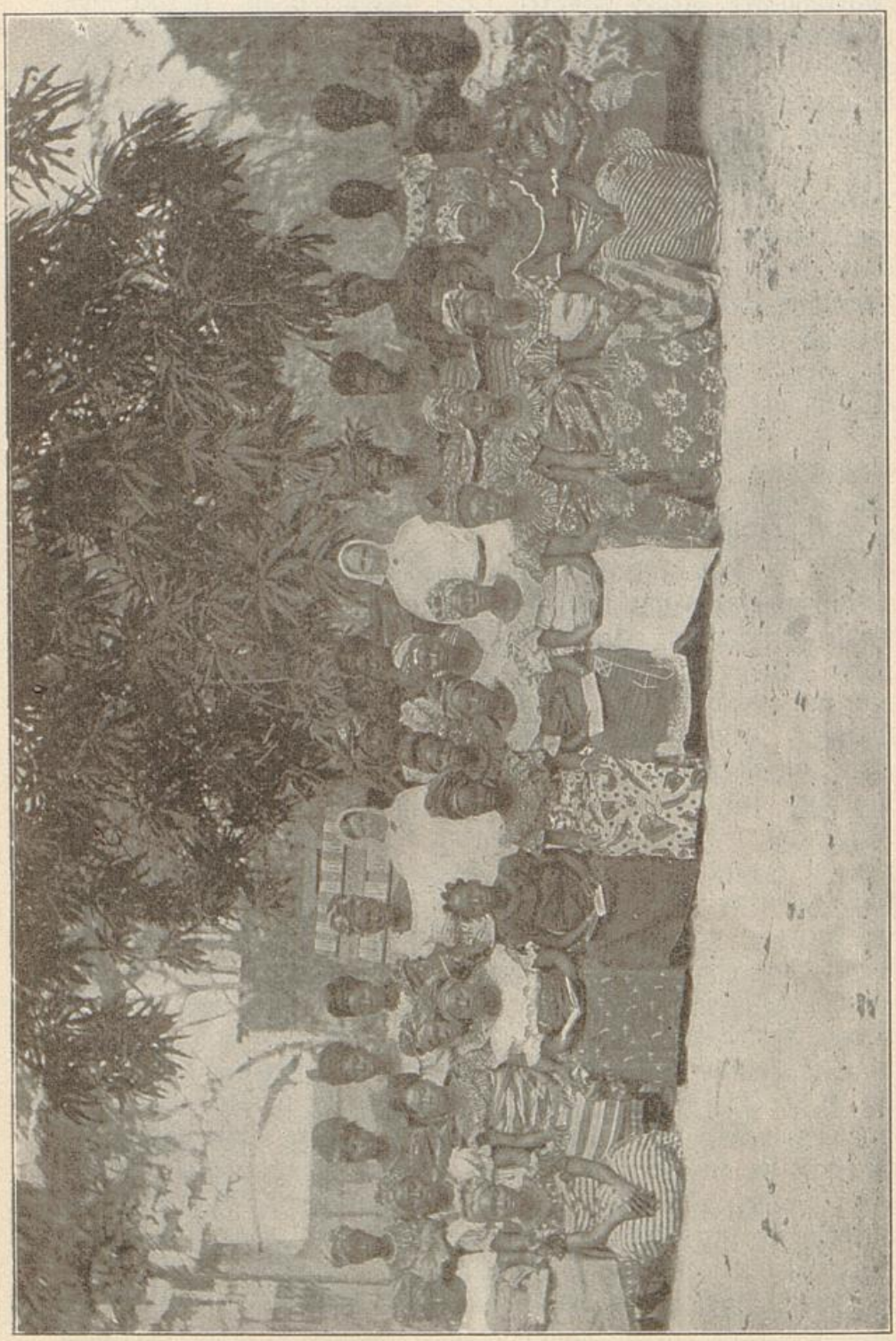
Leseschule für die Frauen in Keta. Als ich im Oktober desselben Jahres von meinem zweiten Urlaub in Europa zurückkehrte, versammelten sich die Frauen viermal wöchentlich von 4—5 in unseren Schulklassen zum Leseunterricht. Sie entwickelten dabei einen Eifer, den ich ihnen nie zugetraut hätte. Sie hatten sich fest vorgenommen, sie wollten lesen lernen. Was ihre kleinen Mädchen wußten, das wollten sie auch wissen. Auch war das Gesangbuch neu gedruckt und sollte bald erscheinen. Dann wollten sie auch die Lieder lesen können. Ein buntes Bild war es, daß sich in einer solchen Lesestunde dem Auge bot. In den für ihre Kinder gemachten Bänken saßen die Mütter, die kleinsten Kinder im Arm oder auf den Rücken gebunden. Es machte bei einigen Mühe, bis sie auf dem engen Sitz Platz gefunden. Die größeren Kinder spielten im Zimmer umher und mußten zu gleicher Zeit von ihren lernenden Müttern gehütet werden. Für die Anfängerinnen wurden die Buchstaben an die Tafel geschrieben, bis sie sich ihre Formen einprägten. Es gehörte allerdings eine grenzenlose Geduld dazu, bis der ungeschulte Geist ein wenig Uebung im Erfassen der fremdartigen Zeichen erlangte. Wie glücklich machte die Lernenden die Kenntnis auch nur eines Buchstaben! Wußten sie nur erst einmal, wie das i aussah, dann ging es schon mit größerer Hoffnung weiter. Nun aber kam die zweite noch größere Klippe, das Zusammenfassen eines Konsonanten und eines Vokals. Für die Lehrerin war es nicht leicht, immer Geduld zu bewahren. Aber die Ausdauer der Frauen war oft so rührend, daß man immer wieder Mut gewann. „Aweno, bete für mich, daß ich es lerne, mein Kopf ist gestorben, er kann nicht mehr lernen," bat wohl eine, der es besonders schwer wurde. Andere baten: „Bitte, schreibe mir auf, was wir heute gelernt haben." Dann saßen sie auf dem Markte, von den Sorgen ums tägliche Brot umgeben, und lernten i und u. Oder das Studium wurde im Hause fortgesetzt, die Kinder mußten die Mütter lehren. Auch blieben sie im Schulzimmer zurück, riefen eins unserer kleinen Mädchen hinein und sagten: „Lehre uns." Und da stand nun das kleine Ding im kurzen Röckchen, den Stock in der Hand, vor der Tafel und ahmte in großer Wichtigtuerei die Lehrerin nach. Auch kleine Bildchen und Kuchen gab es manchmal zur Belohnung des Fleißes. Sie waren sehr empfänglich dafür und ließen sich gerne loben. Ueberhaupt kamen sie besser weiter, wenn man ihre Anstrengungen anerkannte, selbst, wenn die Leistungen noch nicht so bedeutend waren. Mit dem Ausrufe größter Freude wurde der erste Satz begrüßt: „Die Großmutter ist zu Hause,

ich gehe auf den Markt" usw. Man konnte also beim Lesen Interessantes, Neues erfahren. Sie fingen nun an, zu begreifen, um was es sich handelte, und es ging mit noch größerem Eifer voran. Hatten sie das Lautieren erfaßt, dann wurde die Fibel durchgelesen. Hier konnte eine von den Lehrgehilfinnen anwenden, was sie beim Unterrichten gelernt, indem sie am Nachmittag den Müttern zeigte, was sie am Morgen den Kindern beigebracht. Auch in der dritten Klasse, in welcher die Bibel gelesen wurde, unterrichtete eine eingeborene Lehrerin. War man erst so weit, dann hatte man gewonnen. Da kam durch eingehende Besprechung auch das verständnisvolle Lesen. Und es wurde nun mancher unter den Frauen eine so liebe Beschäftigung, daß mir ein Mann erzählte: „Aweno, meine Frau sitzt jetzt abends bis elf Uhr bei ihrer Bibel, sie kann gar nicht aufhören." Wenn sie nun lesen und verstehen und danach handeln und anfangen, ihre Kinder danach zu erziehen, wie anders muß es dann in den Familien werden! Dieses Ziel war sicher aller daran gewandten Mühe wert.

Einem Berichte über die Frauenschule aus dem Jahre 1898 entnehmen wir folgendes: „Gar zu nett ist es in der Lesestunde der Frauen. Einige haben trotz ihres ‚gestorbenen Kopfes' schon recht gute Fortschritte gemacht. D. h. ‚gut' ist immer nur mit afrikanischem Maßstabe zu messen. Neulich hatten sie Examen. Eine jede mußte mir vorlesen, so gut sie konnte, und wer seine Sache einigermaßen machte, bekam ein Bild geschenkt. Darüber freuten sie sich wie die kleinen Kinder. Vor einigen Wochen kam das neue Testament in neuer Ewe-Uebersetzung von zu Hause. Da war große Freude. Sie hofften alle, es sich kaufen zu können. Man wußte den Preis noch nicht genau. Es hieß, es würde wohl 3 Mark kosten. Eine Frau sagte, das wäre doch ein sehr hoher Preis für ein Buch. Hanna aber antwortete schnell: ‚Nein, das ist nicht teuer, denke nur, wie viele Worte darin stehen'."

Im Jahre 1902 erklärten einige der älteren Frauen aus der Bibelklasse, sie wüßten jetzt genug, sie wollten nicht mehr kommen. Wir setzten ihnen auseinander, wie schön es für sie sei, daß sie an jedem Tage eine Stunde sich aus dem Einerlei des täglichen Lebens heraus in das Heiligtum des Wortes Gottes flüchten dürften, wo unter dem Sonnenscheine von Gottes Liebe die erstorbenen Herzen zu neuem Leben erwachten. „Zu Hause werdet ihr doch immer gestört, wenn ihr auch allein lesen könnt." Das sahen sie ein, sie wollten wiederkommen. Aber sie legten sich aufs Bitten: „Dürfen wir denn schreiben lernen?" Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Die Frauenschule in Keta.

Die Frauenschule in Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde ihnen gewährt. Und so gab es nun in der dritten Klasse eine Lese- und eine Schreibabteilung. In letzterer entwickelte sich jeden Nachmittag ein enormer Eifer mit Tafel und Schieferstift. Wie weiland Kaiser Karl der Große übten diese Frauen in ihrem Alter noch das Abc und zeigten sich gar nicht ungeschickt dabei.

Der Leseunterricht der Frauen wurde eine Quelle des Segens für viele. Ein junges Mädchen kam mit großem Eifer und zeigte Freude an dem Gelesenen. Einige Jahre später erkrankte sie schwer. Sie siechte langsam hin, es gab keine Hilfe für ihre Krankheit. Die heidnischen Verwandten bekümmerten sich wenig um sie. Verlassen und einsam fand man sie auf ihrer Matte, so oft man kam. Als ich sie einmal besuchte, zeigte sie mir ihr neues Testament, und es ging ein dankbares Leuchten über ihre abgezehrten Züge. „Ich lese immer darin," sagte sie. — Eine Frau, die, von schwerem Leiden heimgesucht, jahrelang nicht aufstehen konnte, fand täglich Trost in ihrem neuen Testament. So oft man zu ihr kam, hatte sie es neben sich auf der Matte liegen, und es war, als ob die ärmliche Hütte nicht mehr so dunkel wäre. Es tat seine stille Arbeit. Sie hat später die Taufe begehrt.

Einmal in der Woche trat eine Singstunde an Stelle des Leseunterrichts. Sie setzte die anfangs am Sonntag nachmittag gehaltenen Singübungen fort und erfreute sich immer großer Beliebtheit. Alle, die dem kühnen Geistesschwunge derer, die noch lesen lernten, nicht zu folgen vermochten, kamen hier auf ihre Rechnung. Einen Vers konnte man schon noch auswendig lernen, wenn auch die deutsche Melodie, trotz der musikalischen Begabung der Neger, ihnen mehr Mühe machte. Wir konnten afrikanische Lieder nicht zugrunde legen. Die Musik eines Volkes ist aber durch seinen Charakter bestimmt und wird von einem anderen nicht bedingungslos aufgenommen. Einen größeren Gegensatz als unsere tiefe, gemütvolle deutsche Musik und der oberflächliche Negercharakter läßt sich kaum denken. Es ist leicht begreiflich, daß die englischen Lieder ihnen nicht nur viel süßer in den Ohren klingen, sondern auch viel leichter von ihnen erfaßt und behalten werden. So war es bei den Frauen auch. „Wenn der Heiland, wenn der Heiland als König erscheint," war eins ihrer Lieblingslieder. Sie sangen das so tadellos, daß wir dieses Lied einmal unter Mithilfe von einigen Jungfrauen, welche die zweite Stimme übernommen hatten, in der Kirche nach der Predigt vom Chor herunter gesungen haben. Das erweckte ihre Freudigkeit am Singen bedeutend, und sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

kamen nun viel eifriger. Nach der Kirche kamen die Männer und bedankten sich bei uns, daß ihre Frauen so schön gesungen hätten. Nie habe ich die Frauen so vergnügt gesehen, als in der Singstunde. Da gingen sie ordentlich aus sich heraus. Leise, leise fing die so lange in der Gefangenschaft gehaltene Seele an, ihre Flügel zu schwingen. „Nie vergeht die Zeit so rasch als in der Singstunde," sagten sie oft, wenn es fünf geschlagen. „Laß uns noch ein Lied singen." So kam es, daß mir dieser Unterricht auch besonders lieb war. Und wenn ich hätte wählen sollen zwischen dem Anhören der Matthäuspassion von Bach in der großen Michaeliskirche in Hamburg und einer Frauensingstunde, ich hätte die letztere gewählt.

Am Sonntag nachmittag sammelten sich die Frauen um die Erzählung einer biblischen Geschichte. Diese wurde einfach, ihrem Verständnis angemessen, besprochen und durch Bilder veranschaulicht. Was für treffende Bemerkungen konnten sie da oft machen. „Gott tut ein kleines Ding, aber es wird etwas Großes daraus," sagte eine bei der Geschichte von Abrahams Berufung im Blick auf den aus dem Volke Israel kommenden Erlöser. „Sie ist kein Mensch," sagten sie von Delila, als sie hörten, wie diese Simson den Philistern verriet. Eva konnten sie nicht vergeben, daß sie den Apfel genommen. Jakobs Traum, die Träume Josephs und Pharaos waren ihnen besonders bedeutungsvoll, denn bei ihnen gelten Träume sehr viel. Sie trauerten mit Joseph im Gefängnis, und sie freuten sich seiner Erhöhung. Ueberall waren mit Leichtigkeit die engsten Beziehungen zu ihrem eigenen Leben hergestellt. Unschätzbar war das alte Testament, um ihnen Gottes Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit zu erklären, aber wunderbar, ganz wunderbar war der Eindruck, den die Gestalt Jesu auf diese meistens noch im Heidentum aufgewachsenen Frauen machte. Es war weniger der Sünderheiland, den sie in ihm liebten, wie auch nicht vorwiegend die Erkenntnis ihrer Sünden sie zum Christentum gebracht. Aber er war für sie die Offenbarung einer großen, unbekannten, nie erfahrenen Liebe. Man kann sagen der Liebe, denn Heidentum ist Lieblosigkeit. Wie die Sonnenblume ihr Angesicht der Sonne zuwendet, so zog es ihre Herzen zu Jesu. Ob wir uns gemeinsam des Kindleins in der Krippe freuten, ob wir ihn sahen im Garten von Gethsemane oder am Kreuze zu Golgatha, ob wir mit Maria Magdalena am leeren Grabe standen oder mit den Jüngern ihn gen Himmel fahren sahen, — immer lag eine besondere Weihe auf unserer Versammlung. Nichts aber machte einen so tiefen

Eindruck auf ihr Herz als die Leidensgeschichte. „O, O, O, O, O, O, O!" kam es als Ausdruck höchster Verwunderung wohl von ihren Lippen, oder man sah eine stille Träne in ihren Augen. Sie waren tief ergriffen. Es waren gar nicht mehr die sonst so stumpfen und gleichgültigen Frauen. „Warum hast du mich nicht früher gerufen?" sagte mir eine beim Nachhausegehen ganz vorwurfsvoll, „wie viele Jahre sind vergangen, in denen ich nichts von Jesus gehört."

Bis heute lieben die Frauen den Sonntag nachmittag besonders, und auch die, welche in der Woche durch ihre Arbeit zurückgehalten sind, am Lese- und Singunterricht teilzunehmen, am Sonntag kommen sie.

II. Ho.

1. Die Gründung der Mädchenanstalt.

Als ich im Jahre 1890 die Station Ho auf meiner Reise nach Amedzowe zum erstenmal erblickte, war ich von Staunen und Bewunderung erfüllt. Drei Tage war ich durch ein ödes Land gereist, das, mit Busch und Fächerpalmen bestanden, nur in seinem letzten Teile durch einzelne hohe Bäume, die sich aus dem Busch erheben, dem Auge etwas Abwechslung bot. Nirgends gepflegte Äcker, nirgends angebautes Land. Da plötzlich, wie eine Oase in der Wüste, liegt die Missionsstation Ho vor dem erstaunten Blicke ausgebreitet. In regelmäßiger Anordnung sieht man drei Europäerhäuser, von denen eins an seinen bunten, mit Spitzbogen versehenen Glasfenstern die Kapelle erkennen läßt. Schön gepflegte Wege teilen das Gelände. Palmen, Eukalypten, Mango- und Apfelsinenbäume zeugen von dem Fleiß der Stationsbewohner. Eine Allee von Ananaspflanzen und kleinen Mangobäumen führt nach der Schule und den Lehrerhäusern. In den mit Fleiß bebauten Gärten grüßen uns Rosen und andere heimatliche Blumen neben Kohl, Kohlrabi und Bohnenstauden. Ein Gefühl von Hochachtung gegen die Missionare, die diese herrliche Kulturanlage in der Einöde geschaffen, erfüllt uns.

Wer sich mit Liebe in die Geschichte der Mädchenanstalt in Ho vertieft, den überkommt ein ähnliches Gefühl. Auch diese mit so großer Liebe begonnene und fortgeführte Arbeit an dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Innern des Ewelandes noch tiefer stehenden weiblichen Geschlechte ist wie eine Oase in der Wüste des afrikanischen Frauenelends.

Es bestand der Plan, auch auf einer Missionsstation im Innern den Mädchen den Segen einer christlichen Erziehung von weiblicher Hand angedeihen zu lassen. Und hier konnte bei der Wahl der Station nur Ho in Betracht kommen. Die Hauptstation, d. h. die Niederlassung der europäischen Arbeiter, des Hogebietes war von zwanzig Außenstationen umgeben, wo eingeborene Gehilfen von der Mission angestellt waren. Inmitten der einhundertdreiundzwanzig Dörfer des Hogebietes lag die Hauptstation als Herrscherin. Alles christliche Leben ging von diesem Mittelpunkte aus und wurde von hier aus geleitet. Zugleich aber bot die Missionsstation die für ersprießliche Erziehungsarbeit so nötige Stille und Abgeschlossenheit. Was aber das Wichtigste war, aus dem Kreise der Ho-Christen war der Wunsch nach Erziehung ihrer Mädchen laut geworden. Sie brachten diese den Missionarsfrauen, die aber immer nur einzelner sich annehmen konnten. In Frau Anna Knüsli, geb. Töpfer, derselben, welche uns Schwestern im Jahre 1889 in unsere Arbeit eingeführt hatte, fand man die Gründerin und ausgezeichnete Leiterin der Mädchenanstalt in Ho. Als im Jahre 1891 das Fieber in Keta ihren hochbegabten und geliebten Mann von ihrer Seite gerissen, teilte sie dem Missionsvorstande in Bremen die Trauernachricht mit, indem sie hinzufügte: „Solange ich lebe, habe ich keinen größeren Wunsch, als in der Mission arbeiten zu dürfen mit dem Vermögen, das Gott mir gibt." Sie war die erste Frau, welche als selbständige Arbeiterin im Jahre 1884 in den Dienst der Norddeutschen Mission getreten. Als Lehrerin von Beruf, hatte sie zunächst vor ihrer Verheiratung in der Schularbeit geholfen und am Lehrerseminar in Keta unterrichtet, immer mit dem Ausblick auf die spätere Verwendung ihrer Kräfte auf dem Gebiete der Mädchenerziehung. Sie war eine hochgebildete Frau, hatte sie doch in Bremen am Lehrerinnenseminar unterrichtet. Sie brachte für die Arbeit in Ho eine achtjährige Erfahrung in afrikanischem Leben, in Sitten, Gewohnheiten und Charakter der Eweer und besonders der Eweerinnen mit, für die Erziehungsarbeit unter einem fremden Volke ein unschätzbares Gut. Damit verband sie eine bedeutende Kenntnis der Ewesprache, hatte sie doch an den sprachlichen Arbeiten ihres Mannes mit der Tat teilgenommen. Frau Knüsli war wohl ausgerüstet für die Leitung einer Erziehungsanstalt. Aber mehr als dieses alles befähigte sie dazu ihre hervorragende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau Anna Knüsli, geb. Töpfer.

Erziehungsgabe. Sie war eine von den Lehrerinnen, die gar nicht sein können, ohne zu erziehen. Den Ewemädchen gegenüber war diese Gabe dem Meißel des Bildhauers gleich, der aus dem toten Stein Leben und Seele weckt. Der liebende Blick des Künstlers sieht im Geiste schon das Leben atmende Bild, wo der Laie nur den rohen Marmorblock erblickt. So umfaßte Frau Knüsli die Anstaltsmädchen schon mit Liebe im Blick auf das, was sie unter ihren Händen werden sollten. Sie fühlten sich erkannt und durchschaut von diesen klugen Augen, aber zugleich gehoben von der in sie gesetzten Hoffnung. „Sie weiß, wie wir sind, aber sie traut uns zu, daß wir anders werden können," hieß es in ihnen. Und dieser Gedanke wurde der große Antrieb zu ihrer Umwandlung. Wo aber Liebe der Erzieherin doch einen tiefen Fall nicht verhindern konnte, da erfüllte sie das größte Mitleid, wie sie es in folgenden Worten

beim Bericht über ein in schwere Sünde gefallenes Mädchen ausspricht: „Das Mädchen jammert mich, und nicht sie allein, sondern alle unsere Mädchen, unsere Frauen hier. In geistiger Stumpfheit, in Empfindungslosigkeit gegen das Unreine, Häßliche, Gemeine, ohne jegliche Energie wachsen sie auf. Ihre Liebe ist ohne Wahrheit und Kraft, nur von sinnlichen Trieben geleitet. Aus dieser Atmosphäre kommen unsere Mädchen und kehren wieder dahin zurück. Sie haben ein reineres, edleres Beisammensein kennen gelernt, wo Gottesfurcht, Liebe und Vernunft regieren, ihre Gewissen sind geweckt durch den täglichen Umgang mit Gottes Wort. Jetzt beugen sie sich unter einen Verweis, wenn ich ihnen z. B. sage: „Es war keine Liebe in deinem Tun.“ Aber ich habe das wehmütige Gefühl, diese Macht reicht nur soweit meine Augen reichen. Sind sie sich selbst überlassen, so regiert die Schlaffheit wieder. Ich kann die Herzen nicht lebendig machen. Das kann nur Gottes Kraft. Meine Arbeit ist nur eine Arbeit in Hoffnung und Glauben.“

Die Mädchenanstalt in Ho wurde Ende November 1892 eröffnet. Schon seit März desselben Jahres hatte Fräulein Auguste Roßmann in Ho einige Mädchen um sich gesammelt. Sie war Anfang des Jahres zum erstenmal aus Europa gekommen und hatte daher ihre Zeit zwischen dem Unterrichte der Mädchen und dem eigenen Sprachstudium zu teilen. Erst nach Frau Knüslis Ankunft in Ho konnte die Arbeit durchgreifend in die Hand genommen werden. Die Anstalt wurde vorläufig in einem der vorhandenen Missionshäuser eingerichtet, das Frau Knüsli und Fräulein Roßmann bezogen. Am 1. Januar 1893 zählte sie elf Mädchen. Im Laufe der folgenden Monate wurden sieben andere aufgenommen. Es bestand die Absicht, Mädchen im Alter von dreizehn bis siebzehn Jahren, nachdem sie die Missionsschule durchlaufen, vorwiegend in allen häuslichen Arbeiten anzuleiten, um sie zu tüchtigen Hausfrauen zu bilden. So trat die Beschäftigung mit Hausarbeit in den Vordergrund, und es galt da, in den Zöglingen Sinn für Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, für Anmut und Nettigkeit zu wecken. Alle vier Wochen wurden die Aemter im Hausdienst gewechselt, damit jedes Mädchen Gelegenheit hatte, alles zu lernen. Dem Schulunterricht wurde, den Verhältnissen entsprechend, nur ein kleiner Raum eingeräumt. Außer biblischer Geschichte wurde Lesen, Schreiben, Diktat, Rechnen und Gesang, in je zwei Stunden täglich, getrieben. Es galt hauptsächlich, bei den Schülerinnen das früher Gelernte, Lesen, Schreiben und Rechnen, zu befestigen und außerdem in biblischer Geschichte ihnen das Wort lebendig zu machen als auch für sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau Knüsli und Fräulein M. Tolch mit Mädchen in Ho.

zu Zucht und Trost geschrieben. Da die meisten Schülerinnen vor Eintritt in die Anstalt kaum Gelegenheit gehabt hatten, Nähen und andere weibliche Handarbeiten zu lernen, wurde auch auf

diese besonderes Gewicht gelegt. Die Mädchen lernten zunächst, die einfache Kleidung zu fertigen, wie die Christenfrauen und ihre Kinder sie tragen. An der alle Jahre wachsenden Zahl der Zöglinge konnte man erkennen, welcher Beliebtheit diese Fortbildungs- oder Haushaltungsschule sich nach und nach im weiten Umkreise von Ho erfreute. Die Mädchen kamen aus der entfernteren Umgegend von Ho. Es waren im Laufe der Jahre Schülerinnen aus Waya, Peki, Amedzowe, Agu und Akpafu da. Jede Eintretende hatte sich zu verpflichten, sich an den in Aussicht genommenen zweijährigen Kursus zu binden. Für die meistens von auswärts kommenden Schülerinnen war die Beschaffung des Kostgeldes keine Kleinigkeit, als ihre Zahl größer wurde. Man konnte noch nicht dazu schreiten, dieses von den Eltern zu erheben. Ein Teil der nicht unbedeutenden Summe wurde durch die Arbeitsleistungen der Mädchen gedeckt, ein anderer Teil durch die Einnahme beim Verkauf von Nähmaterialien. Erst als im Jahre 1907 die Zahl der Anstaltsmädchen fünfzig erreichte, genügten diese Einnahmequellen nicht mehr. Die Eltern der Zöglinge übernahmen nun einen Teil, während der Rest von der Mission getragen wurde.

In Minna Onipayede fand Frau Knüsli eine treffliche Gehilfin. Sie war durch Frau Missionar Spieth im Haushalte und in weiblichen Arbeiten angelernt und konnte so von Anfang an eine Hilfe sein. Im ersten Berichte wird sie lobend erwähnt. „Mit dem Verhalten unserer Zöglinge durften wir im großen und ganzen wohl zufrieden sein. Wir haben dies zum Teil dem guten Einfluß zu danken, welchen unsere Gehilfin Minna Onipayede mit ihrem demütigen, treuen Sinn, ihrem Fleiß und ihrer Geradheit auf sie ausübte."

Wie kam es nun, daß in Ho die Eltern bereit waren, ihre erwachsenen Töchter der Mission zur Erziehung zu übergeben, während sie sich an der Küste dazu nicht entschließen konnten? Der Grund muß darin liegen, daß damals das Christentum im Innern, besonders in dem großen Ho-Bezirke schon mehr angefangen hatte, eine Macht zu werden. Daher bestand unter den jungen Männern schon das Verlangen, ein christlich erzogenes Mädchen in die Ehe zu führen. Es wird öfters erwähnt, daß ein Bräutigam für seine Braut Kostgeld bezahlt, um ihr den Aufenthalt in der Anstalt zu ermöglichen, einmal auch, daß eine junge Frau am Unterricht teilnahm. Waren auch die Väter für die Sache gewonnen, dann wurden die Mütter nicht mehr gefragt. Sie mußten sich einfach darin finden, die Hilfe der Töchter für 2 Jahre zu entbehren. In

Mathilde Nawo und Minna Unipayede.

Keta brachte man der christlichen Erziehung der Mädchen im Anfange nichts weniger als Wohlwollen entgegen. „Die Schwestern lehren unsere Mädchen, daß ein Mann nur eine Frau haben darf," hieß es, „das ist durchaus nicht gut."

2. Leben und Treiben in der Mädchenanstalt.

Unter den europäischen Arbeiterinnen der Anstalt gab es mancherlei Wechsel. Frau Knüsli zwar konnte mit Ausnahme der Erholungsreisen nach Europa die Leitung der Anstalt dreizehn Jahre führen, während die jüngeren europäischen Gehilfinnen ihr zur Seite öfters wechselten. Unter diesen haben zwei in Ho ein frühes Grab gefunden, Margarete Diehl und Maria Tolch. Es war ein großer Schmerz für die viel ältere Frau Knüsli, zwei so treue jüngere Mitarbeiterinnen durch den Tod zu verlieren.

Margarete Diehl.

Margarete Diehl hatte mit ganzer Hingebung in der Arbeit gestanden, als sie am 25. Juli 1897 plötzlich vom Fieber dahingerafft wurde. Sie hatte in den ein und dreiviertel Jahren, die sie in Ho gearbeitet, durch besonderen Fleiß, durch

Geschick und Tüchtigkeit berechtigte Hoffnung gegeben, einmal eine Stütze der Arbeit zu werden. „Ihr Kommen nach Afrika ist trotz der kurzen Zeit, die sie hier sein durfte, nicht vergeblich gewesen," schreibt Maria Tolch nach ihrem Tode, „sie ist vielen zum Segen gewesen, mir nicht am wenigsten. Ihr Glaube, ihre Treue haben mich oft aufgemuntert; ihren klaren Verstand und ihr treffliches Urteil habe ich hochgeschätzt. Je länger, je mehr habe ich sie in allem, was die Erziehung der Kinder betraf, um ihre Meinung gefragt. Ihre Liebe hat mich erquickt, und ich habe sie herzlich geliebt. Die Mädchen hatten sie sehr lieb und sind mit ihren kleinen Anliegen und Wünschen viel mehr zu ihr gekommen als zu mir. Ueber ihre Arbeitslust und ihren Fleiß verwunderten sie sich, denn sie sagten einmal: „Wir sehen es an Aweno Margarete, daß die Arbeit den Menschen nicht tötet!"

Frau Knüsli war zur Zeit von Margaretens Heimgang in Europa und kehrte eilends nach Afrika zurück, um mit Maria Tolch zusammen die Arbeit wieder aufzunehmen. Ganz auf dieselbe Weise mußte sie ihren zweiten Erholungsaufenthalt in Deutschland im Jahre 1901 unterbrechen, um an Maria Tolchs Grab zu eilen. Das war nicht nur für Frau Knüsli, sondern für die ganze Arbeit ein harter Schlag. Maria Tolch stand Frau Knüsli seit 1894 zur Seite. Sie hatte sich schon nach zwei Jahren so in die Arbeit eingelebt und beherrschte Sprache und Verhältnisse derart, daß sie während Frau Knüslis Abwesenheit 1896—1897 die Leitung der Anstalt in die Hand nehmen konnte. Mit bedeutenden Geistesgaben verband sie eine treffliche Kenntnis aller häuslichen Arbeiten, die sie besonders für die Erziehung der Mädchen befähigte. „Sie war eine Lehrerin von Gottes Gnaden, die mit Klarheit, Lebendigkeit und Wärme jedes Kind anzuregen und zu fördern suchte und auch nach der Schule den einzelnen nachging. Die Ewigkeit wird es offenbar machen, wie vielen sie zum Segen geworden ist. Ihre Emsigkeit ließ sie den ganzen Tag nicht ruhen, das beständige Schaffen und das Ausnützen eines jeden freien Augenblicks, war ihr inneres Bedürfnis." „In ihrer tiefen Herzensfrömmigkeit, ihrer selbstverleugnenden Liebe und Treue, ihrem klaren, festen und doch auch milden Urteil, ihrer reichen Begabung," schreibt Frau Knüsli, „war sie mir ein köstlicher Schatz, für mich persönlich und noch mehr für unsere uns so teure Arbeit."

Der ersten eingeborenen Gehilfin der Anstalt, Minna Onipayede, von der es in den Berichten heißt, „sie ist eine Perle

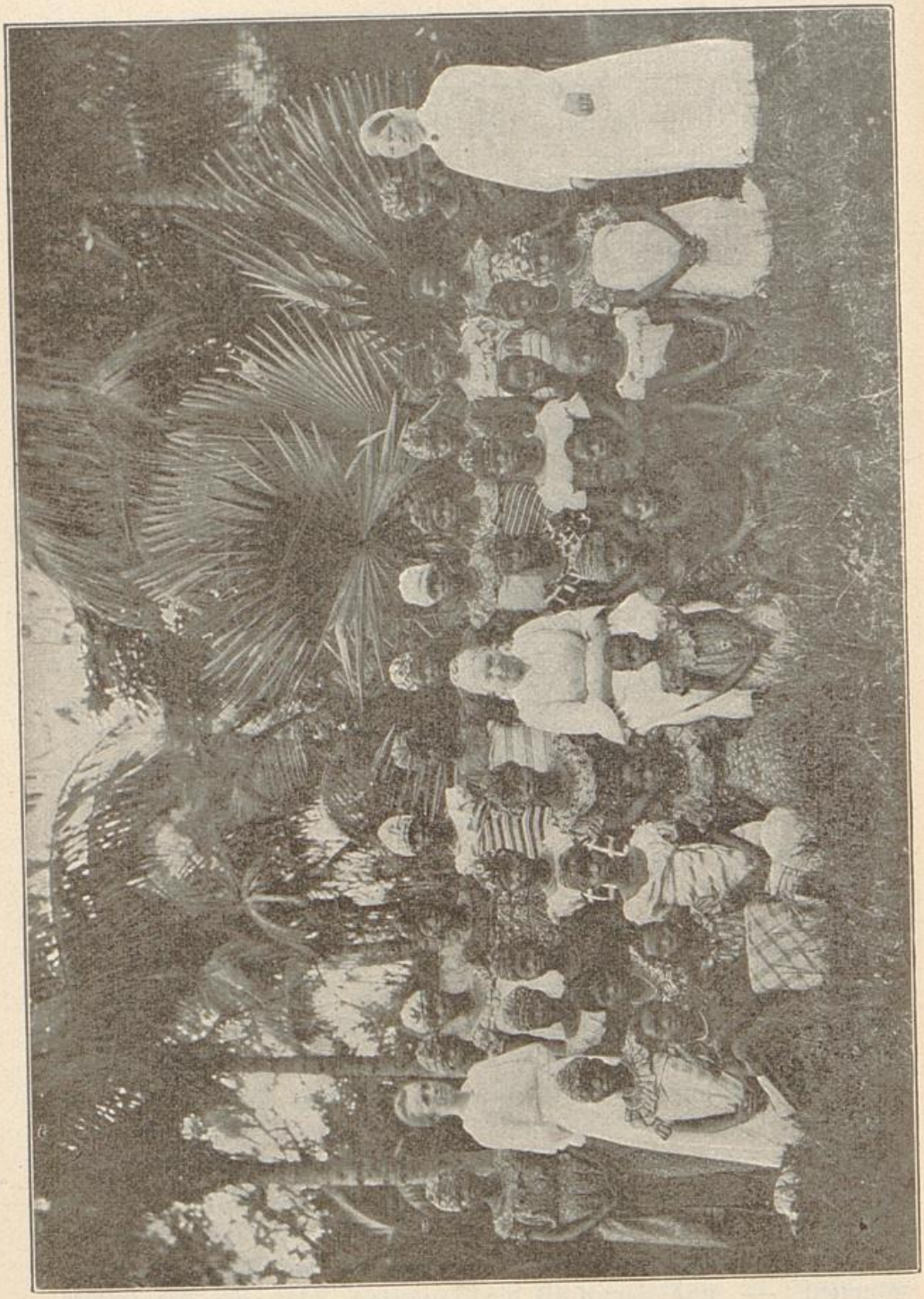
Maria Tolch

unter ihresgleichen," folgten andere, die in der Anstalt selbst erzogen waren. Die Eltern der Mädchen sahen es meistens als eine Ehre an, wenn ihre Töchter aufgefordert wurden, das Amt einer Lehrgehilfin zu übernehmen, und sie selbst kehrten nach beendigtem zweijährigem Kursus gern in die Anstalt zurück. Einige unter ihnen haben ihr mehrere Jahre bis zu ihrer Verheiratung treu gedient. Die Erweiterung des Unterrichtes machte nach und nach drei Gehilfinnen in der Schule nötig, während einer vierten die Beaufsichtigung der Wäsche unterstand. Um ihre Gaben für Erziehung und Unterricht zu prüfen, wurde ein für das Lehrfach ins Auge gefaßtes Mädchen in ihrem letzten Schuljahr dann und wann zur Beaufsichtigung der Jüngeren eingestellt. Auch in ihr selbst wurde auf diese Weise Lust und Liebe zur Sache geweckt. Diese angehenden Lehrerinnen bedurften freilich fortgesetzt einer liebevollen Er-

ziehung und Anweisung. „Sie ist wie ein gehorsames Kind, das wohl tut, was ihm geheißen wird, aber noch ohne ein rechtes, persönliches Interesse daran zu nehmen," heißt es von einer. „Es fehlt darum ihrem Unterrichte noch ganz und gar jener frische, lebendige Hauch, der die Kinder elektrisiert und guten Erfolg erwarten läßt. Ihr jugendliches Alter erklärt es zum Teil." Von einer anderen wird gesagt: „Sie erfüllte ihren Beruf mit Lust und Freude und durfte die Früchte ihrer Arbeit am Prüfungstage sehen." Jeden Freitag nachmittag war eine Unterrichtsstunde für die Lehrgehilfinnen angesetzt, in welcher der Unterrichtsstoff für die neue, kommende Woche mit einer jeden besprochen und für die einzelnen Tage eingeteilt wurde. Die Mädchen berichteten ihrerseits von den beim Unterricht gemachten Erfahrungen und erhielten Anweisung und Anleitung. „In unseren Freitagskonferenzen geht es jetzt oft ganz lebhaft her," berichtet Maria Tolch. „Ich freue mich, wenn sie viel zu fragen haben, denn es ist mir ein Zeichen des erwachenden Interesses für ihre Arbeit."

Die Zahl der Anstaltszöglinge betrug, wie schon gesagt, im ersten Jahre elf, zu denen sieben andere im Laufe des Jahres aufgenommen wurden. Im Jahre 1907 war sie auf fünfzig gestiegen. Da fehlte es nicht an munterem Leben. „Das frische, fröhliche Gepräge, welches das ganze Getriebe trägt, hat etwas Erquickendes," lesen wir in einem Briefe. „Von den Mädchen, die bei uns im Hause wohnen, sind die meisten Kinder christlicher Eltern. Nur einige sind, selbst noch Heiden, von ihren Anverwandten in die Anstalt geschickt, um christlich erzogen zu werden. Viele von diesen empfangen nach Beendigung ihrer Schulzeit die Taufe. Sie kommen teils aus Dörfern, die sieben bis acht Stunden, ja noch weiter von hier entfernt sind.— Ein Arbeitstag in der Mädchenanstalt verläuft etwa folgendermaßen. Morgens um fünfeinhalb Uhr, wenn die große Stationsglocke läutet und es anfängt, hell zu werden, stehen alle Kinder auf und sind fürs erste in zwei Minuten fertig. Denn das Tuch, mit dem sie sich für die Nacht zudecken, schlagen sie wie einen Ueberrock über ihr Kleid, und die Matte, auf der sie schlafen, ist bald aufgerollt und fortgetragen. Unten im Hof wird in dem dazu hergestellten Baderaum das Morgenbad genommen, — und fertig ist die Toilette. Während kurze Zeit darauf die zweite Glocke alle Christen, die in der Nähe wohnen, in die Kapelle zur Morgenandacht ruft, versammeln sich die Mädchen im Schulzimmer, wo gemeinschaftlich gebetet und an jedem Morgen ein Bibelvers auswendig gelernt wird, gewöhn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Mädchenanstalt in Ho.

lich Psalmen und andere Abschnitte im Zusammenhange. Nun geht's geschwind an die Hausarbeit, denn bis um acht Uhr, wo die Schule anfängt, muß viel besorgt werden in Haus und Hof und Küche. Die Kinder haben nämlich alle einen guten Appetit,

da muß ordentlich gekocht werden. Zum Unterricht kommen noch weitere sechzehn Mädchen aus den nahe liegenden Dörfern zu uns. Alle sind in zwei Klassen geteilt, aber nicht nach dem Alter, sondern nach dem Wissen. Da sitzt in der zweiten Klasse die siebzehnjährige Tabita neben der achtjährigen Karoline, und in der ersten eine vielleicht sechsundzwanzigjährige Frau neben der zehnjährigen Auguste. Einige lernen recht fleißig und lesen ganz fließend. Das Rechnen macht fast allen mehr oder weniger Schwierigkeiten. Aber was die biblische Geschichte betrifft, da sind sie alle, Große und Kleine, gut zu Hause. Um zehn Uhr ist für die Großen und um elf Uhr für die Kleinen die Schule aus. Dann wird bis zwölf Uhr genäht, aber nur von den Mädchen, welche keine Hausarbeit haben. Einige haben zu der Zeit zu kochen, Wasser zu holen oder bei der Wäsche zu tun. Ihre Arbeiten werden jeden Monat gewechselt, damit jede in den verschiedenen Verrichtungen geübt wird. Um zwölf Uhr halten sie Mittagsmahl. Nachher dürfen sie bis um zwei Uhr spielen, für sich nähen oder auch ausruhen. An vier Wochentagen ist nachmittags von zwei bis fünf Uhr Gesang-, Schreib- und Nähstunde. Mittwochs und Sonnabends bleiben die hiesigen Schülerinnen daheim, und unsere Mädchen gehen in den Busch, um Brennholz zu holen. Um sechs Uhr ist es dunkel, dann ist das Abendbrot verzehrt, und die ganze Gesellschaft versammelt sich um den großen Tisch im Schulzimmer. Da wird gelernt, genäht, auch gehäkelt und geschrieben. Um sieben-einhalb Uhr hält die Hausmutter mit ihnen Abendandacht. Nach achteinhalb Uhr wird es allmählich ganz still. Die Arbeit des Tages ist beendet."

Je mehr die Zahl der Anstaltsmädchen zunahm, um so schwieriger war es, die nötigen Küchenvorräte auf dem jeden vierten Tag in einem der nahen Hodörfer stattfindenden Markte einzukaufen. Die Schwierigkeit lag darin, daß man so viele Vorräte auf einmal gebrauchte. Es war schwer, eine so große Familie zu versorgen in einem Lande, wo jeder sein Feld nur für den eigenen Bedarf bestellt und selbst aus der Hand in den Mund lebt. In den letzten Monaten vor der neuen im Juli oder August stattfindenden Ernte der Jamswurzel, welche die Kartoffel ersetzt, war es am schwierigsten, Lebensmittel zu erhalten. Sie mußten dann sehr teuer bezahlt werden, daher wurde wohl der Versuch gemacht, auf einem entfernteren Markte zu kaufen. Wie mühsam das war, lesen wir in einem Briefe vom 17. Oktober 1896: „Soeben, Sonnabend früh um sechs Uhr, sind fünfzehn unserer Mädchen nach dem anderthalb Stunden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entfernten Klewe gezogen, um Speise zu kaufen. ‚Wie Jakobs Söhne' sagt Minna, die sie führt. Wir erwarten sie erst gegen zwei Uhr zurück, da der Handel jetzt viel Zeit gebraucht, denn infolge der großen Trockenheit sind Lebensmittel sehr rar." Als einmal ein Teil der neuen Ernte eine Beute der Heuschrecken geworden war, wurde die Anlage einer Stockjamsplantage mit den Mädchen versucht, um weniger abhängig von den Markterzeugnissen zu sein. Stockjams ist eine knollenartige Wurzel, kleiner als Jams und weniger beliebt. Im Jahre 1902 machte bei sechsunddreißig Zöglingen die Beköstigung so große Ansprüche an die Kasse, daß man versuchte, die Mädchen regelmäßig Feldarbeit tun zu lassen, deren Ertrag der Mädchenküche zugute kommen sollte. Der Erfolg war aber in dem wenig fruchtbaren Farmlande von Ho ein geringer. Sobald die Regenzeit eintrat, winkte die neue Ernte und mit ihr das Verschwinden aller Nahrungssorgen.

Der erste ausgiebige Regen, welcher gewöhnlich im April fiel, war daher ein Ereignis, das mit Freuden begrüßt wurde, machte er doch zugleich dem großen Wassermangel ein Ende. In der trockenen Zeit hatten die Mädchen oft mehr als anderthalb Stunden zu gehen bis zum Fluß, der fast zum Bächlein zusammengeschwunden war. Dort mußte in den Vertiefungen das Wasser mit einem kleinen Holzgefäße mühsam geschöpft werden. Das war keine Kleinigkeit, bis man genug Wasser für die vielen Hauskinder und für die Wäsche hatte. Durch 19,6 Meter tiefe Bohrungen und durch Sprengung der untergrundlichen Felsen ist es gelungen, einen Brunnen auf der Station Ho anzulegen, der jetzt die Mädchenanstalt einen großen Teil des Jahres hindurch mit Wasser versorgt.

Zur Fertigstellung der Wäsche bedurfte man viel Feuerholz, das die Mädchen auf den brachliegenden Aeckern umher oder im Busch zusammenlasen. „Die nutzbringende Bewirtschaftung der Felder hängt in Ho sehr von der natürlichen Erholung des Landes und dessen Selbsterneuerung ab. Der auf einem größeren Stück Land angelegte Acker wird so lange jedes Jahr wieder auf eine andere Stelle verlegt, bis man nach zehn bis zwölf Jahren das ganze Land bewirtschaftet hat. Nach Ablauf dieser Zeit wird der Acker wieder da angelegt, wo er vor zehn bis zwölf Jahren gewesen war. In diesem Zeitraume wurde das Land durch die jährlich stattfindenden Grasbrände wieder mit Asche genügend gedüngt und ertragsfähig gemacht." Es steht jedem frei, auf dem jeweiligen Brachlande, das sich schnell wieder mit niedrigem Busch bedeckt, zu holzen. Den

Hoern war der große Holzverbrauch in der Mädchenanstalt ein Dorn im Auge. Sie hätten gern für sich Nutzen daraus gezogen, indem sie das Holz verkauften. Darum war es öfters vorgekommen, daß einzelne die Mädchen belästigt hatten, wenn sie sie beim Holzsammeln trafen. Einmal hatte ein Mann aus dem Dorfe Ahoe sie gezwungen, das mühsam gesammelte Holz niederzulegen und im Stiche zu lassen. „Der Mann bedrohte sie stark und behauptete, sie hätten das Holz auf seiner Plantage geschlagen, obgleich Minna und alle Mädchen ihm sagten, daß das nicht der Fall sei," wird in einem Briefe erzählt. „Erst Missionar Spieths Dazwischenkommen verschaffte uns wenigstens das Holz. Die Mädchen sind schon öfters in ähnlicher Weise erschreckt worden. Um Aehnlichem in Zukunft vorzubeugen, setzte Missionar Spieth eine Versammlung an, ein sogenanntes Palawer, wo die Sache mit den Hoern besprochen werden sollte. Der König von Ho erschien mit den drei Großen und stellte sich sehr freundlich. Er versicherte vor den anwesenden Zeugen, daß unsere Mädchen wie jedermann im Busch und auf den Plantagen, die drei Jahre und länger nicht mehr bebaut sind, frei Holz holen dürfen. Zu unserer Beruhigung und Sicherstellung wurde dieses Königswort dann auf höchsten Befehl in den Hostädten ausgeschellt, und zwar mit dem Zusatze, daß, wer diesem Befehle zuwiderhandelt, es mit dem Könige zu tun bekomme. In dieser furchtbar heißen Zeit — es war im März — ist das Holzholen eine schwere Arbeit für die Kinder. Sie müssen weit gehen und der Erdboden ist oft glühend heiß. Vor acht Tagen kamen sie zwei Stunden später zurück als gewöhnlich, einige mit Tränen in den Augen, andere ganz erschöpft. Unterwegs waren die Kleinen von der großen Hitze so matt geworden, daß die größeren Mädchen sie unter einen Baum legen mußten. Erst allmählich erholten sie sich in dem Schatten, nachdem Minna das letzte mitgenommene Trinkwasser auf die Ermatteten gespritzt, um sie für den Heimweg wieder fähig zu machen. Wir haben beschlossen, daß sie jetzt immer in den frischen Morgenstunden zum Holzholen gehen sollen."

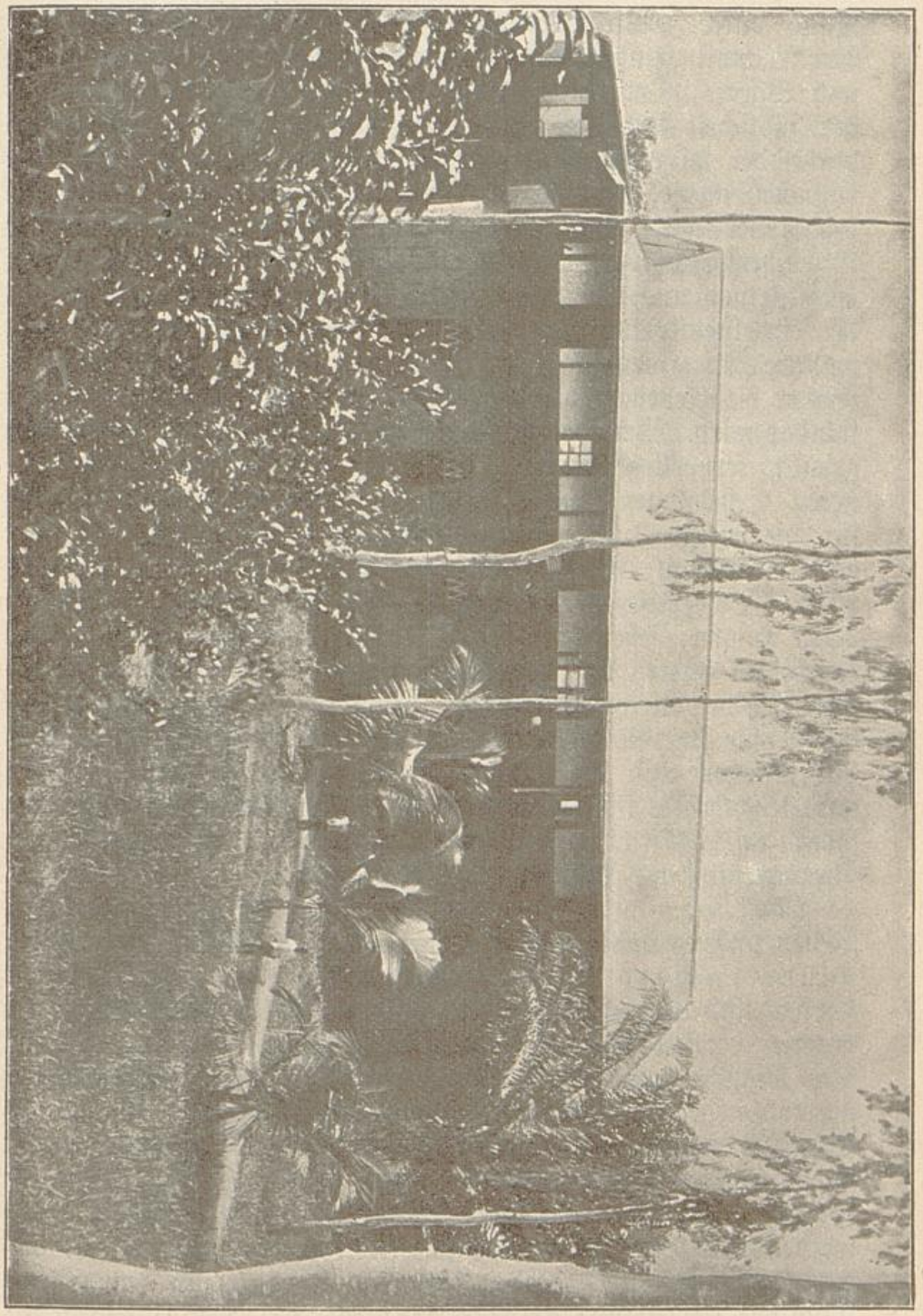
Das waren äußere Schwierigkeiten in der Arbeit, die von den europäischen Arbeiterinnen als solche mitempfunden wurden, wenn auch die inneren Hemmnisse ihnen noch mehr Schmerz bereiteten. Verschiedentlich werden Diebereien, Unlauterkeit, Zank und Streit, die unter den Mädchen vorgekommen, erwähnt. Bei einer solchen Gelegenheit hören wie die treue Hausmutter, Frau Knüsli, voll Trauer ausrufen: „O, wie sehnend schaut man aus nach der Erfüllung der Verheißung: ‚Siehe, ich mache alles

neu'." Frau Knüsli pflegte zu sagen: „Wir haben es nicht mit erzogenen, sondern mit unerzogenen Kindern zu tun, deren Erziehung gerade unsere Arbeit ist; darum darf uns das Ermahnen und Zurechtweisen nie zuviel werden." Und es wurde ihr nie zuviel. „Gilt es auch täglich, den ermüdenden Kampf gegen Unordnung, Nachlässigkeit, Bequemlichkeit aufzunehmen," sagt sie an anderer Stelle, „so lehrt ein Blick auf die Verhältnisse, unter denen die Mädchen aufwachsen, Mitleid und Geduld haben mit ihren Mängeln. Jeder kleine Zug, der ein sich öffnendes Auge, eine selbständige Betätigung zeigt, wird mit um so herzlicherer Freude als ein Hoffnungslichtschein für spätere, bessere Zeiten begrüßt."

Ein Ereignis war in der Anstalt beim Beginn des neuen Schulhalbjahres die Ankunft der Mädchen in Ho und am Ende desselben ihre Reise in die Heimat, wenn's in die Ferien ging. Schon lange, ehe der ersehnte Tag der Abreise kam, jubelten sie und sangen in eigener Melodie: „Wenn der Mond voll ist, dürfen wir nach Hause." Am letzten Abend hatten alle ihre Bündel gepackt, die wohlgeordnet in Reih und Glied auf Tischen und Bänken lagen, der lange Wanderstab neben einem jeden. Es erinnerte an den Auszug der Kinder Israel. In der Frühe des Morgens sollte aufgebrochen werden, um einen möglichst großen Vorsprung vor der Sonne zu gewinnen. Nach Schluß der Ferien trafen dann die Häuflein von allen Seiten mit frohen Begrüßungen wieder ein zu neuer, fröhlicher Arbeit.

3. Die Kapellenwohnung.

Die Mädchenanstalt war zunächst in einem der vorhandenen Missionshäuser, das zeitweise leer stand, untergebracht. Aber dieses mußte nicht nur wieder anderweitige Verwendung finden, sondern auch die Mädchenanstalt entbehrte zweckentsprechende Räume. Ueber der im Jahre 1890 vollendeten neuen Kapelle in Ho war eine Wohnung, die man durch Errichtung eines Nebenhauses für die Mädchenanstalt herzurichten beschloß. Im November 1898 war letzteres fertiggestellt, und man konnte in das neue Heim übersiedeln. Frau Knüsli beschreibt die Kapellenwohnung in einem Briefe vom März 1899 wie folgt: „Vier Monate sind wir nun in den neuen Räumen, und sie werden uns immer heimischer und lieber. Die Zimmer sind ein wenig niedriger als in den andern Häusern, haben aber etwas Gemütliches. Die Temperatur sinkt nachts gewöhnlich



Die Kapelle in Ho mit Mädchenanstalt.

auf 20° R, nach Regentagen sogar auf 19° R und steigt am Tage bis zu 26° R; aber sie ist nicht drückend, Fenster und Türen sind geöffnet und gewöhnlich weht ein frischer

Wind durch. Wir haben überall eine wunderschöne Aussicht. Am Nachmittag nach fünf Uhr, wenn die sinkende Sonne Glanz und Wärme in milderem Maße spendet, stehe ich manchmal auf der südlichen Veranda und freue mich des stillen, weiten Anblicks, der mich täglich neu erquickt. Da schauen wir über die baumbestandene, grüne Ebene hin zu dem langgestreckten Adakluberge, der nach dem gestrigen Regentage in besonders weicher Beleuchtung blaugrün herüberschimmert. Er ist drei Stunden entfernt von uns, aber die Luft ist eben so klar, daß man meint, die einzelnen Bäume an seinen Abhängen erkennen zu können, während im Harmattan, d. h. in der trockenen Zeit von Dezember bis Februar, der ganze Berg nur in schwachen Umrissen sichtbar wird. Im Halbkreise ziehen sich, jetzt in duftiges Grau gehüllt, fernerliegende Hügelketten in bald kleineren, bald größeren Erhebungen, unter diesen die Awudomeberge, über die für die meisten unserer Hauskinder der Weg zur Heimat, ins geliebte Pekital, führt. Auch der Blick an der Nordseite ist schön. Von unserer Veranda, die höher liegt als die der anderen Häuser, sehen wir herab auf die Dächer und Veranden der beiden älteren Missionshäuser und auf die stattliche Palmenallee, die den Kirchweg begrenzt. In ihrer kräftigen Entwicklung verdeckt sie jetzt die schöne Anlage der Station, die regelmäßigen Rasenflächen und die dahinter gelegenen Lehrerhäuser. Quer vorgelegt, erhebt sich in etwa dreiviertelstündiger Entfernung der Höhenzug, den wir auf unserem Wege nach Amedzowe überschreiten, um ins Taviewetal zu gelangen.

Mehr aber noch als über die uns persönlich angenehmen Seiten unseres neuen Heims freuen wir uns darüber, daß unsere Kinder nun so gut versorgt sind. Die beiden oberen Klassen sind im Hauptgebäude untergebracht, während die beiden unteren Klassen sich im Oberstock des Mädchenhauses befinden. Das Mädchenhaus schließt sich im Rechteck an das Hauptgebäude an und sieht von allen Seiten sehr freundlich aus. Außer der Schulzeit gehören zwei dieser Zimmer unseren Hauskindern, sie halten sich aber wenig darin auf und machen es sich lieber auf der Veranda oder vor ihrer Küche gemütlich. Mit Dunkelwerden wird die Hängelampe im Zimmer der dritten Klasse angezündet, und alle Mädchen sammeln sich dort um den großen Tisch mit Anfertigung der Schularbeiten, Näh- oder Häkelarbeiten beschäftigt. Von den beiden unteren Räumen des Mädchenhauses ist der eine für eine demnächst zu errichtende Kleinkinderschule in Aussicht genommen, der andere ist Vorratskammer und dient als Aufbewahrungsort für Waschfässer und hier gefertigte große,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwarze Wassertöpfe, rote irdene Kochtöpfe usw. Die Küche der Mädchen liegt außerhalb des Hauses. Auch jeder Raum unter der Veranda dient besonderem Zwecke. Da ist an einer Seite der Holzplatz, an der anderen der Platz, wo im Schatten eines Oleanderstrauches die Wäsche besorgt wird. Vor der Kinderküche sammeln sich die Essenden um die Fufuschüsseln (die Schüsseln mit Jamskloß.) Der Hof dient als Trockenplatz. An mondhellen Abenden ist er den Kindern ein herrlicher Spielplatz. Ich habe oft an dem fröhlichen Treiben meine Freude, auch wenn es dabei einmal etwas lauter als erwünscht hergeht.

Das Ganze macht den Eindruck freundlicher Abgeschlossenheit, und die Kinder fühlen sich wohl darin. Sie machen freilich nicht viele Worte darüber, aber als ich sie einmal fragte, warum man dieses hübsche Haus für sie gebaut habe, wurde mir zur Antwort: „Aus Liebe."

4. Die Erweiterung der Arbeit.

Neben der Arbeit in der Mädchenanstalt wurde im Jahre 1895 eine Tagesschule für die in den nahen Hodörfern Ahliha, Banyakoe und Dome wohnenden Mädchen ins Leben gerufen. Zu diesem Zwecke wurde zunächst eine und im folgenden Jahre noch eine zweite Unterklasse eingerichtet: Der zweijährige Kursus für die Anstaltsmädchen, welche in ihren Dörfern schon eine Elementarschule besucht hatten, erforderte zwei Oberklassen, so daß nun eine vierklassige Schule vorhanden war. Für eine getrennte Mädchenschule sprachen dieselben Gründe wie in Keta. So lange Minna Onipayede in der Anstalt war, unterrichtete sie die Anfängerinnen in der vierten Klasse. Sie verstand es ausgezeichnet, ihren Schülerinnen das Lesen beizubringen. „Ob ihre Methode ganz nach den Regeln der Unterrichtskunst ist, weiß ich nicht," heißt es in einem Briefe, „genug, sie hat Erfolg. Bei der letzten Prüfung konnte Minnas Klasse sich sehen lassen." Auch die dritte Klasse unterstand einer eingeborenen Gehilfin, während der Unterricht in den beiden Oberklassen in der Hand der Europäerinnen lag. Im ersten Jahre kamen fünfunddreißig Mädchen aus den Ho-Dörfern. Mit geringen Schwankungen nach oben und nach unten ist diese Zahl in den kommenden Jahren sich gleich geblieben.

Im Jahre 1900 stieg die Schülerzahl plötzlich auf zweiundfünfzig. Das hatte seinen Grund in einem besonderen Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mädchenschule in Ho.

eignis. Die Engländer führten damals Krieg mit den benachbarten Asanteern, in welchem sie diese endgültig unterwarfen. In diesem Kriege waren auch in Asante wohnende Eweer umgekommen. Um für diese ihre Landsleute Rache zu nehmen, beschlossen die Stammeshäuptlinge in Ho und seiner Umgebung, alle Asanteer, die zurzeit in ihren Ländern wohnten, umzubringen. So geheim auch die Verhandlungen gehalten waren, die Asanteer in Ho erfuhren davon und flohen. Sie wurden verfolgt und fünf von ihnen nach Ho zurückgeschleppt und dort grausam hingeschlachtet. Der König von Ho stellte sich unschuldig und suchte sich durch Lügen herauszuziehen. Aber es gelang ihm nicht. Sämtliche Christen waren nicht an der Mordtat beteiligt. Unter ihnen war der Bruder des Königs. Durch ihn und seine Glaubensgenossen kam die Wahrheit an den Tag, und der Arm des weltlichen Gerichts erreichte die Mörder. Missionar Spieth berief eine Volksversammlung, in welcher er dem König von Ho und seinen Helfershelfern die Schändlichkeit und die Gefahr ihres Tuns vorhielt. Denn nur die Milde des deutschen Richters bewahrte die Häuptlinge der an dem Morde beteiligten Stämme vor der Todesstrafe. Auf seine Frage, warum man ihm die Sache nicht vorgelegt, erhielt Missionar Spieth von dem Könige die bezeichnende Antwort: „Euren Rat habe ich vorher nicht eingeholt, weil ich wußte, daß ihr mir die Brust kühl machen würdet, so daß ich meinen Plan nicht hätte ausführen können." Missionar Spieth forderte von dem Hokönige als Sühne für seine schmachvolle Handlung, daß er achtzig Kinder in die Missionsschulen schicke, damit diese

Gottes Wort lernen und in Zukunft mehr Leute in Ho seien, die Mord und Totschlag als gottwidrig meiden. Missionar Spieths Forderung wurde erfüllt. Dadurch erhielt die Mädchenschule einen Zuwachs von zweiundzwanzig Kindern. Da diese alle noch Heiden waren, die noch nie eine Schule besucht hatten, konnte man sie in die vorhandenen Klassen nicht eingliedern und mußte sie besonders unterrichten.

Im Jahre 1904 sah man sich genötigt, die Mädchenschule wieder aufzugeben. Die Kinder kamen zu unregelmäßig, besonders in den Zeiten, wenn der Acker mehr Arbeit erforderte. Dann zog die ganze Familie schon am frühen Morgen aufs Feld. Während Vater und Mutter fleißig an der Arbeit waren, hatten die größeren Mädchen die Kleinsten zu hüten und das Essen zu kochen. Erst nach Sonnenuntergang kamen alle wieder heim. Manche Schülerinnen fehlten so lange in der Schule, bis die Feldarbeit beendet war. Ein großes Interesse an der Schulbildung ihrer Mädchen zeigten die Eltern noch nicht. Vielleicht war es auch nicht ohne Einfluß, daß drei heidnische Mädchen, die mit Mühe die Erlaubnis ihrer Eltern zum Schulbesuch erhalten hatten, sich hernach weigerten, die Männer, mit denen sie von klein auf verlobt waren, zu heiraten. Kurz, der Schulbesuch der Mädchen aus den Hodörfern war so gering, daß es nicht der Mühe wert schien, eine besondere Lehrkraft für sie anzustellen, und man ließ sie wieder, wie vorher, die Knabenschule besuchen.

Wegen Mangel an Arbeitskräften konnte auch die Sonntagsschule, welche elf Jahre, von 1895—1906, bestanden, nicht weiter fortgeführt werden. Seit 1906 sollten für die Schwesternarbeit in Ho ständig nur zwei Europäerinnen angestellt werden. Da die Zahl der Anstaltsmädchen gleichzeitig bedeutend zunahm, erforderten diese auch Sonntags die Aufsicht der Schwestern in solchem Maße, daß man von der Fortführung der Sonntagsschule absehen mußte. Ohnedies würde es kaum für die Schwestern möglich gewesen sein, bei den erhöhten Anforderungen, welche die Arbeit der Woche vom Morgen bis zum Abend bei der Einteilung für zwei an die einzelne machte, auch am Sonntag zu unterrichten. Dies galt besonders von denen, die noch nicht ganz in die Sprache eingelebt waren und mehr Zeit für die Vorbereitung bedurften. So lange die Sonntagsschule bestand, wurde sie in allen Berichten mit viel Liebe erwähnt. Sie wurde durchschnittlich von sechzig Knaben und Mädchen besucht, in einem Jahr stieg ihre Zahl auf achtzig. Es waren meist jüngere Kinder, die der Christenlehre in der Kirche

am Sonntag nachmittag noch nicht folgen konnten und auf diese Weise am Sonntag Gottes Wort verstehen lernten. Sie versammelten sich zu gemeinsamem Gebet und Gesang im Schulzimmer, verteilten sich dann zu dem von größeren Anstaltsmädchen erteilten Gruppenunterricht in Schulzimmer, Wohnzimmer und Veranda und kamen zur Schlußkatechese wieder im Schulzimmer zusammen, wo die Freude besonders groß wurde, wenn ein biblisches Bild zur eben gelernten Geschichte gezeigt ward.

Seitdem der passende Raum dazu zur Verfügung stand, wurde im Jahre 1899 eine Kleinkinderschule begonnen, die durchschnittlich von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Kindern besucht wird. Auch hier leidet der Besuch ein wenig in der Zeit, in der die Feldarbeit die Abwesenheit der Familien von dem Hause fordert.

Von dem Unterricht, welchen Frau Knüsli im Juli 1899 einigen Frauen zu erteilen begann, erzählt sie selbst: „Seit Anfang Juli unterrichtete ich täglich fünf Frauen in biblischer Geschichte. Eine von ihnen, Afiba, faßt gut, denkt nach und ist auch mit ihrem Herzen dabei. Eine jüngere, Abraga, die mit ihrem halbjährigen Söhnchen zur Stunde kommt, nimmt mit gutem Gedächtnis das Dargebotene auf, so wie daheim ein gutes Schulkind seine Aufgabe lernt. Zwei anderen älteren Frauen, Gbo und Yawa, wird Auffassen und Behalten sehr schwer, doch dämmert es und lichtet sich langsam in ihrem Geiste. Die fünfte, Gbadzawa, ist ein noch ärmeres, bemitleidenswertes Wesen. Was sie hört, geht nicht spurlos an ihr vorüber, aber sie vermag auch die einfachste Geschichte nicht wiederzuerzählen. Frage ich eine andere, und sie weiß die Antwort nicht, so kann Gbadzawa wohl die richtige Antwort dazwischenrufen, würde aber nicht imstande gewesen sein, sie über die Lippen zu bringen, wenn ich meine Frage an sie gerichtet hätte. Es ist etwas Zerrüttetes in ihren Nerven und in ihrem Geiste, das mich erbarmt. Dabei hat sie aber ein natürliches Gefühl für Schicklichkeit und eine freundliche, diensteifrige Art, so trägt sie z. B. jedesmal meine große, schwere Bilderbibel, die ich gern zum Unterricht mitnehme, in mein Zimmer zurück. Der Verkehr mit diesen Armen und Schwachen demütigt mich tief; er lehrt mich mehr denn je erkennen, wieviel der Herr mir von Kindheit an gegeben; und das ‚ohne all mein Verdienst und Würdigkeit' verstehe ich besser als je zuvor."

Mit dem Lese-Unterricht für die Frauen fing man im Jahre 1903 an. Es ging aber nur sehr langsam voran, da die meisten so unregelmäßig kamen. War die Feldarbeit sehr

dringend, dann war es mancher nicht möglich, außer am Sonntag nachmittag auch am Mittwoch zu kommen. Dazu kam, daß bald die eine, bald die andere auf Handelsreisen an der Küste oder zu Besuch bei auswärtigen Verwandten war. Da galt es, sich gedulden und sich an bescheidenen Fortschritten freuen.

Als mit dem Laufe der Jahre sich die Schülerinnen vermehrten, welche nach vollendeter Erziehung in der Anstalt in ihre Heimat zurückgekehrt waren, machte sich der Wunsch geltend, mit den entlassenen Schülerinnen Fühlung zu haben. Die in Ho und den nächsten Dörfern wohnenden Mädchen kamen am Sonntag nach dem Morgengottesdienst zu einer Singstunde zusammen. Später entstand auch ein Jungfrauenverein, dessen Bestand aber immer von der Anzahl der in Ho anwesenden Mädchen abhing. Die entfernter wohnenden kamen bei Gelegenheit eines Missionsfestes einmal wieder nach Ho, besuchten auch die Anstalt und zeigten große Freude beim Wiedersehen. Am Nachmittag versammelte die Hausmutter sie um sich zu einer Tasse Tee. Sie erzählten von ihrem Leben, und die Verheirateten unter ihnen zeigten mit Stolz ihre kleinen Kinder. Eine der Schülerinnen kam einmal als junge Frau mit ihrem Manne zum Besuch nach Ho. Nachmittags zwei Uhr stand sie zögernd an der offenen Tür der ersten Klasse. Dann setzte sie sich schnell entschlossen auf eine Bank und war für eine Stunde noch einmal wieder Schulkind.

Ein lebhafter Briefverkehr half auch, den Zusammenhang mit den früheren Schülerinnen aufrecht zu erhalten. Aber schöner noch war ein persönlicher Besuch einer der Schwestern in der Heimat der Mädchen. Diese konnten aus leicht erkenntlichen Gründen nicht oft ausgeführt werden. Maria Tolch erzählt am 28. August 1900 von einem solchen Besuch, den sie auf der Rückreise von der Erholungsstation Amedzowe nach Ho in den Pekidörfern, Blengo und Awudome-Tschito, gemacht hatte, folgendes: „Am Dienstag, kurz vor sechs Uhr, erreichten wir Blengo. Johanna, Hanna und Rosina kamen uns mit Jubel entgegen, jede einen Blumenstrauß in der Hand; später kamen Pastor Mallet und Lehrer Lawoe, Katarina und ihre Mutter. Das Arbeitszimmer des Lehrers, sauber und aufgeräumt, war für mich hergerichtet, und es fehlte nichts, was zur Bequemlichkeit gehört. Am Mittwoch morgen ging's ans Besuchemachen, vor dem Frühstück in Hannas Begleitung auf der Station und nachher mit Pastor Mallet, Katarina und Hanna in der Stadt Blengo-Tsamee und Avetile. Bei dem Wiedersehen mit den früheren Schülerinnen war natürlich die

Freude auf beiden Seiten groß. Manche Eltern waren auch sichtlich erfreut und sprachen ihren Dank aus, während es bei einigen bei den üblichen Begrüßungsworten blieb. Die Wohnungen, aus denen unsere Kinder kommen, sind zum Teil nette; fast überall war es sauber und durchweg besser als in anderen Gehöften; einige machten allerdings unrühmliche Ausnahmen. Kurz vor meinem Aufbruch von Blengo hatten sich vierzehn Mädchen aus früheren Jahrgängen versammelt, und wir blieben erzählend und singend noch etwa anderthalb Stunden beieinander, bis es höchste Zeit zum Abschiednehmen war. Am Donnerstag kamen wir um fünfeinhalb Uhr ganz fröhlich in Tschito an, wo außer den Lehrersleuten unsere Konstantia mich sehr freundlich empfing, die mir eine ausgezeichnete Suppe und Fufu, eine Art Kartoffelkloß aus Jams, bereitet hatte. Meine Herberge war mir in einer Ecke der großen neuen Kapelle hergerichtet, da das Lehrerhaus sehr klein ist. Konstantia und Rosina und einige andere unserer Kinder leisteten mir den ganzen Abend Gesellschaft, bis ich sie um neun Uhr entließ. Als ich mich schon zum Schlafen niedergelegt, klopfte es, es waren Rosina und Christiane mit ihren Matten unter dem Arme, ich könne die Nacht nicht allein bleiben, sagten sie. Am Freitag morgen machte ich die nötigen Besuche. Heimkommend, fand ich ein gutes Frühstück von unseren Kindern bereitet, vor. Während es ziemlich stark regnete, kamen noch verschiedene Besuche. Am Nachmittag reiste ich nach Ho weiter."

Kurz nach der Gründung der Mädchenanstalt hatte Inspektor D. F. M. Zahn, in einem Briefe an Maria Tolch folgendes über die Arbeit in Ho gesagt: „Es ist eine herrliche Arbeit, die Sie haben. Die Mütter eines Volkes sollen Sie erziehen helfen, die Bahnbrecher einer neuen Zeit, in der Gottes Licht in alle Ewehütten scheint. Das Werk hat seine kleinen und großen Schwierigkeiten. Es wird nicht leicht sein, im Schulstaube und bei kleinen und schweren Widerwärtigkeiten den großen Gesichtspunkt festzuhalten; aber man muß ihn doch immer wieder sich vorhalten. Wenn es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingt, auch nur einige, wenige Mütter durch Gottes Wort zu erziehen, so haben Sie dem Ewevolke einen großen Segen gebracht. Es ist hier wie dort derselbe Gott, der aus der menschlichen Natur eine neue göttliche machen will und alle Mittel darreicht, die für jeden Fall ausreichen."

Wir wissen nicht, wie viele von den zweihundertundzwölf Mädchen, die bis zum Jahre 1907 durch die Anstalt gegangen waren, nach D. Zahns Wort „Bahnbrecher einer neuen Zeit"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

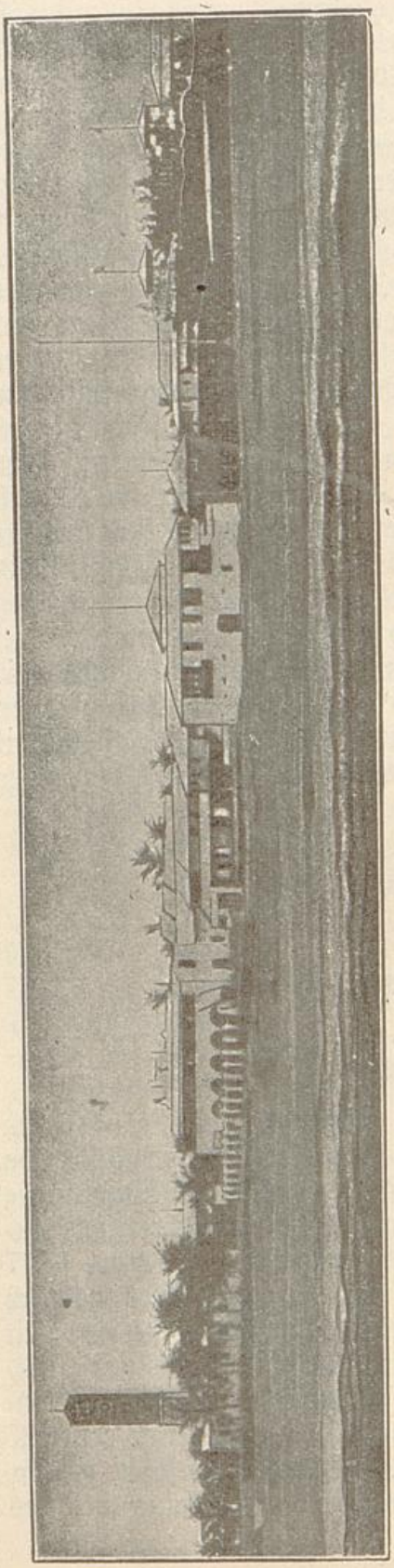
geworden sind. Aber ohne Frage wird der in seinem Sinne geführten Arbeit der Erfolg nicht ausbleiben. Im Jahre 1899 nach sechsjährigem Bestehen der Anstalt gibt Frau Knüsli folgenden Ueberblick über die Zöglinge: „Ich sah in diesen Tagen die Liste unserer Hauskinder durch. Es sind seit dem Beginn der Anstalt fünfundsiebenzig Mädchen aufgenommen worden. Von diesen finden sich sechsundzwanzig gegenwärtig in der Anstalt. Von den früheren Zöglingen sind drei gestorben, zwei am Aussatz erkrankt. Sechs gerieten auf Sündenwege zum Teil unter tieftraurigen Verhältnissen; zwei von ihnen haben wieder die Aufnahme in die Gemeinde begehrt und sind nun rechtlich getraut. Im ganzen sind elf frühere Schülerinnen verheiratet, darunter drei mit Lehrern, zwei mit Schreinern, sechs mit einfachen Bauern, von denen aber zwei früher die Mittelschule besuchten. Verlobt sind, soweit mir bekannt, fünf frühere Anstaltsmädchen und drei, welche jetzt in unserem Hause sind. Im Dienste bei Missionsfrauen stehen vier, von denen ich Gutes höre. In unserem Hause sind drei als Gehilfinnen; zwei von ihnen machen uns Freude, mit der Dritten müssen wir viel Geduld haben. Der Same des göttlichen Wortes ist allen ins Herz gelegt. Hier und da sind Dornen und Disteln mit aufgewuchert, aber an anderen Stellen dürfen wir glauben, er sei in ein gutes Land gefallen."

III. Lome.

1. Die Entwicklung Lomes.

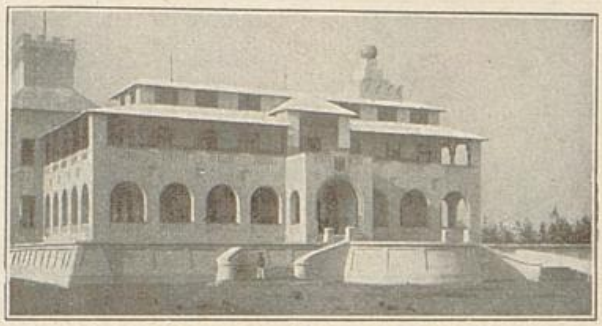
Als ich im Jahre 1889 nach Keta kam, war Lome ein kleines, unbedeutendes Fischerdorf. Damals war die Küste von Anecho bis Lome, in einer Länge von ungefähr zweiundfünfzig Kilometern, seit fünf Jahren unter deutsche Schutzherrschaft gestellt. Erst nachdem der Sitz der Regierung im Jahre 1897 von Sebbe bei Anecho nach Lome verlegt und dieses dadurch zur Landeshauptstadt erhoben wurde, begann für Lome eine Zeit mächtigen Aufblühens, die es seiner heutigen Größe und Ausdehnung entgegenführte. Heute ist Lome eine Stadt von ungefähr sieben- bis achttausend Einwohnern. Im Westen erstreckte sich die eiserne Landungsbrücke, die 1911 zerstört wurde, aber erneuert werden wird, über die tosende Brandung weit ins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Lome mit der Christuskirche von der Landungsbrücke aus gesehen.

Meer hinaus. Am Strande erheben sich zu ihren beiden Seiten die weißen Häuser der Europäerstadt, von der eine doppelreihige Palmenallee zu dem im äußersten Westen gelegenen Gouverneurshause führt. Nachdem ein kleiner Kasuarinenhain durchschritten ist, liegt der mächtige Zementsteinbau inmitten hübscher Gartenanlagen vor dem Auge des Beschauers. Sein wunderbarer Stil erinnert an die Burgen aus der Zeit der Kreuzfahrer. Eine nordöstlich gerichtete gerade Straße führt von hier auf den Bahnhof. Der lebhafte Verkehr, welcher dort zur Zeit, da Züge abgehen oder ankommen, herrscht, beweist, wie fleißig die Bahn nach Anecho an der Küste, nach Palime im Nordwesten und nach Atakpame im Nordwesten Togos von den Eingeborenen benutzt wird. Mitten in der Stadt liegt der Markt und die Marktstraße. Laden reiht sich dort an Laden. Auf der Straße, teilweise in dort erbauten Hallen, sitzen in langen Reihen die Frauen, welche den Kleinhandel vermitteln. Ganz Lome ist von geraden, mit rotem Lehm aufgefüllten Straßen durchzogen, die teilweise mit Mandelbäumen bepflanzt sind. Ein mit dem Bahnhof in Verbindung stehender Schienenweg erleichtert die Beförderung der Waren von und zu der Landungsbrücke und den



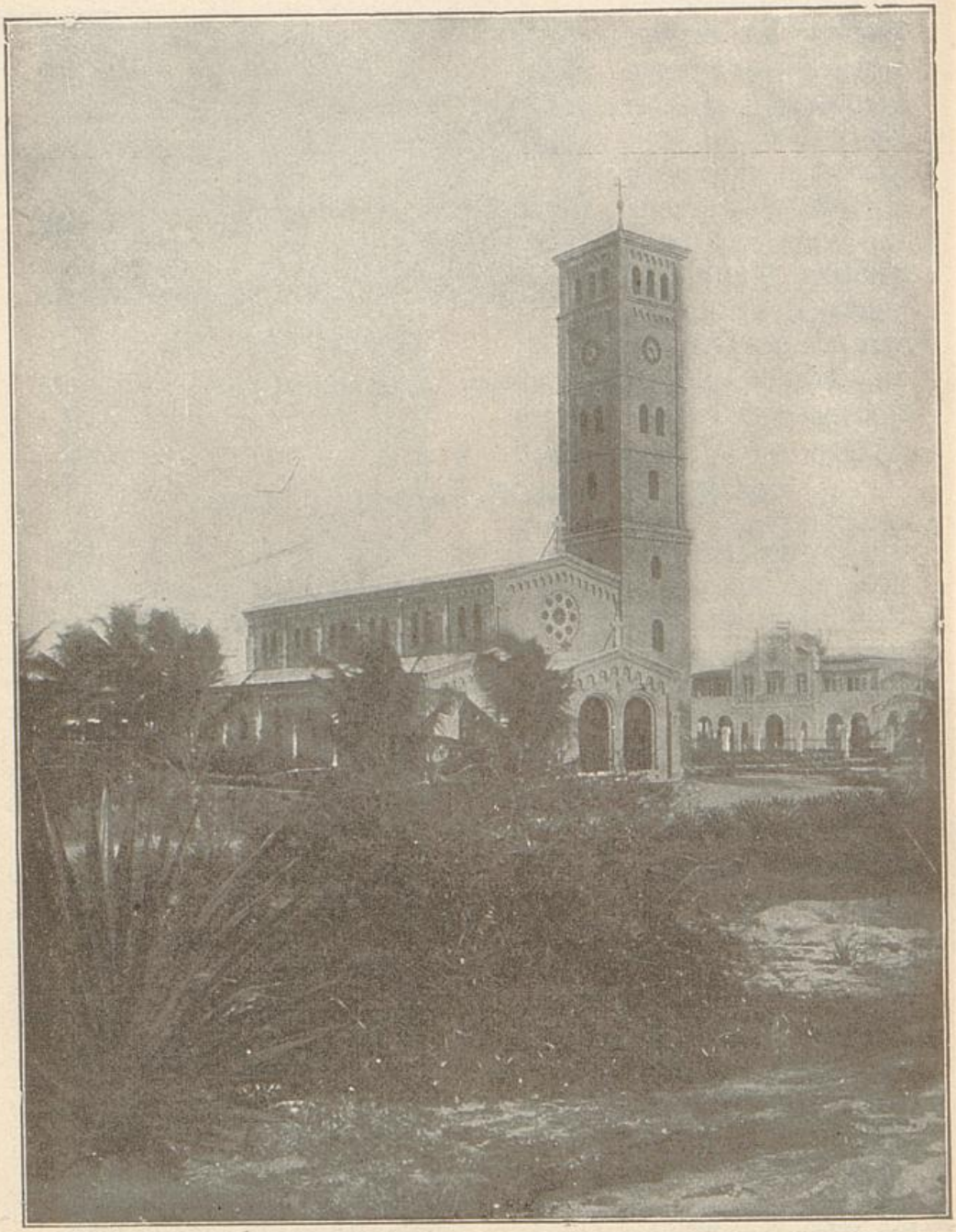
Gouverneurshaus in Lome.

Häusern der verschiedenen Handelsfirmen. Landeinwärts stehen die Hütten der Eingeborenen, unter denen auch schon hier und da ein Haus nach europäischem Muster auftaucht. Ueberall findet man deutsche Ordnung und deutsche Sauberkeit, überall reges Leben, fleißige Arbeit, lebhaften Handel und Verkehr.

2. Die Diakonissenarbeit in Lome.

Der Handel und die vermehrte Bautätigkeit in Lome zogen Leute aus dem ganzen Lande dorthin. Bald hatte sich eine kleine Gemeinde unserer Kirche dort gesammelt, der man sich annehmen mußte. Im Jahre 1895 wurde Lome durch den eingeborenen Lehrer Andreas Aku besetzt. Seit 1897 arbeitete ständig ein europäischer Missionar dort, dem nach und nach noch andere zur Seite traten. Für die schnell anwachsende Gemeinde wurde bald der Bau einer eigenen Kirche nötig, da die Kapelle, welche sich in dem unteren Raume des ältesten Missionshauses befand, zu klein wurde. Kinder in Europa, welche durch Pastor D. Zaulecks Sonntagsblatt „Für unsere Kinder" dazu angeregt waren, schenkten der Gemeinde in Lome die schöne Christuskirche, welche zehn Jahre später, im Jahre 1907 eingeweiht wurde.

Seitdem ein Missionar in Lome stationiert war, kamen wir Schwestern von Keta öfters hinüber, um in der frischen Luft von Lome, das mit Recht seinen Namen „das Nizza der Küste" trägt, die Ferien zu verleben. Zweierlei regte bei solchen Besuchen unser Interesse immer aufs äußerste an. Das erste war die rasche Entwicklung der Stadt Lome, die wie ein Pilz aus der Erde wuchs. Das zweite war die Frage: „Wann wird der Plan der Missionsleitung, auch in Lome eine Station für unsere Schwesternarbeit zu errichten, verwirklicht werden?" Bei einer solchen Gelegenheit im August des Jahres 1902 wurde diese letztere Frage mit besonderer Lebhaftigkeit immer wieder besprochen. Die Missionare sagten mir, daß ein neben dem Missionshaus liegendes Land, das sich gut zur Einrichtung einer Mädchenschule mit Schwesternwohnung eigne, für dreitausend Mark zu haben sei. Auf ihre Anregung besichtigten wir das



Die Christuskirche in Lome.

fragliche Grundstück und fanden für alle notwendigen Baulichkeiten vortrefflichen Raum. Auch ein Spielplatz für die Kleinkinderschule war vorgesehen. „Wenn ich nur wüßte, daß Gott die Arbeit der Schwestern in Lome will, ich würde sofort um

die dreitausend Mark bitten," sagte ich. „Das ist gewiß Gottes Wille," sagte Missionar Pfisterer. Noch ganz erfüllt von diesem Gespräche, schrieb ich einen Brief in die Heimat und konnte nicht unterlassen, hinzuzufügen: „Ich wünsche mir dringend dreitausend Mark zum Ankauf eines Grundstückes für ein späteres Diakonissenhaus." Schon nach zwei Monaten erreichte uns in Keta die Nachricht, die dreitausend Mark seien geschenkt. Man war also der Ausführung des Planes einen guten Schritt nähergekommen.

Inzwischen hatte Frau Missionar Oswald schon 1901 mit einer Kleinkinderschule in Lome begonnen, die nach ihr Frau Missionar Spieß fortsetzte. Der Arbeit war viel, und immer dringender wurde der Wunsch nach der Anstellung einer Diakonisse.

Da geschah wieder etwas, das endlich die Räder ins Rollen brachte. In den Weihnachtsferien 1902—1903 waren wir Ketaschwestern wieder in Lome. Jetzt sollte das Land für das Haus der in Lome zu stationierenden Schwestern gekauft werden. Das früher in Aussicht genommene war nicht mehr käuflich, dagegen waren Unterhandlungen wegen eines anderen auch günstig

Die Kleinkinderschule in Lome.

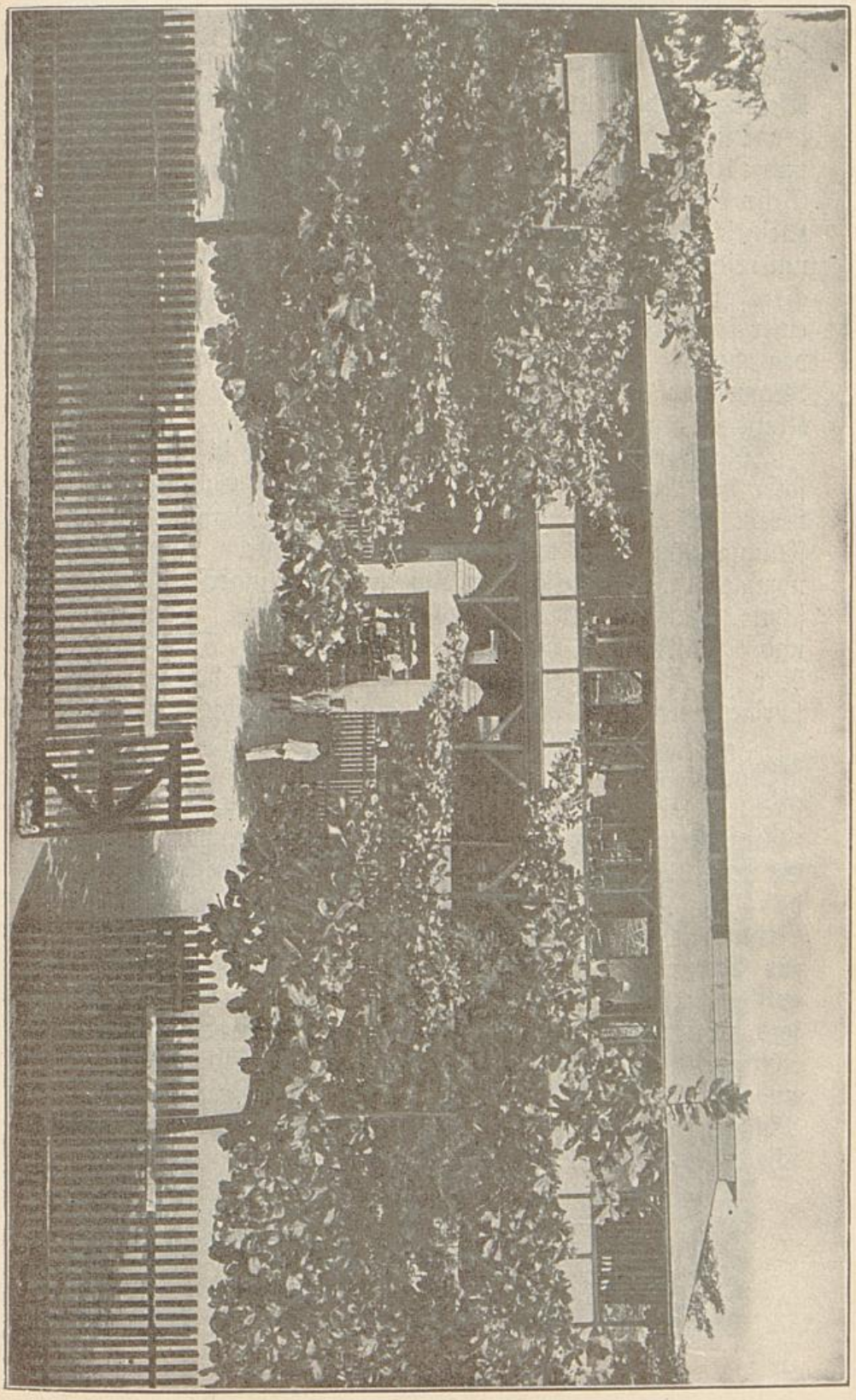
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauenschule in Lome mit Frau Missionar Beck.

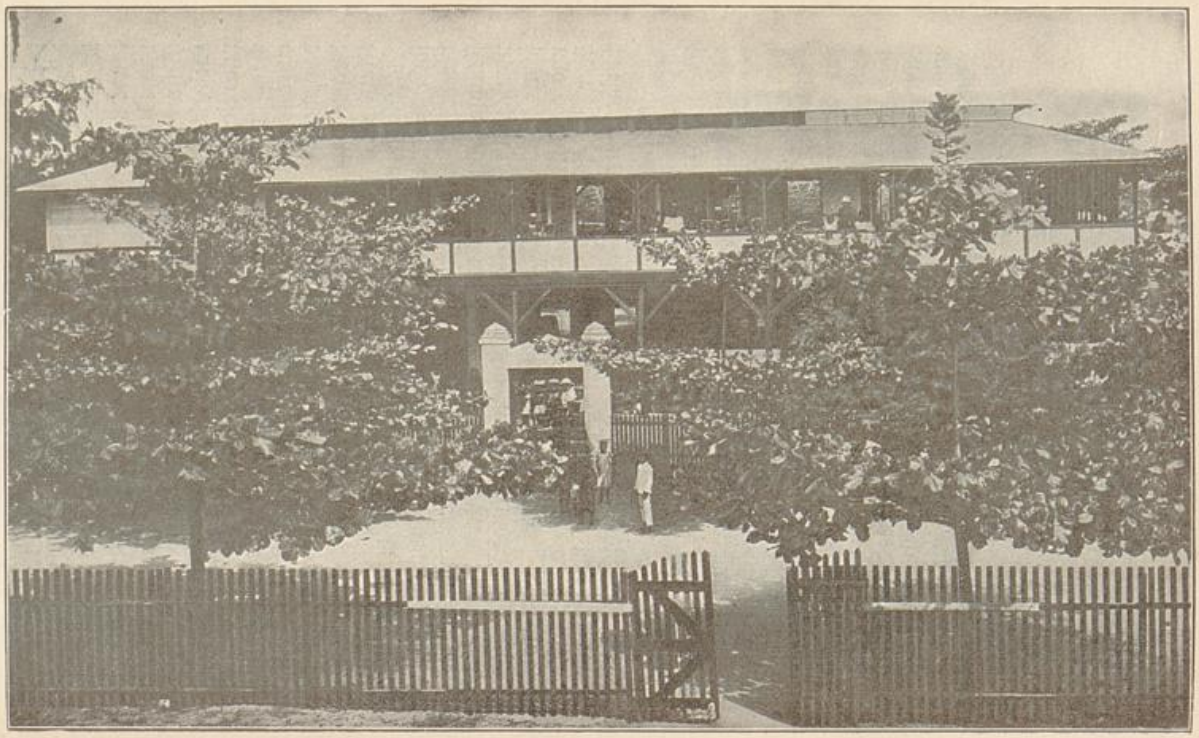
gelegenen Grundstücks im Gange. Eines Abends wurde man mit dem Besitzer, einem Christen der Lomegemeinde, Timoteo Anthony, unter sehr annehmbaren Bedingungen handelseinig. Wir freuten uns des guten Abschlusses, hatten wir doch über tausend Mark von unserer Kaufsumme gespart. Da traf am nächsten Morgen, es war der 6. Januar, das Weihnachtsfest der Heiden, ein Brief des Verkäufers ein, der kurz meldete, daß er das besprochene Land der Mission als Geschenk anbiete. „Ich habe früher acht Jahre die Missionsschule besucht," schrieb er, „und ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich der Mission meine Dankesschuld abtragen könnte." Zum zweitenmal hatte der Herr durch dieses Geschenk wunderbar seine Zustimmung zur Diakonissenarbeit in Lome gegeben, und unser zagendes Fragen hatte eine bestimmte Antwort erhalten.

Nun wurde Lome seit Anfang 1903 ständig mit einer Schwester besetzt. Diese fand sofort ihre volle Betätigung in der Kleinkinderschule und dem Handarbeitsunterrichte der größeren Mädchen, die damals noch die Knabenschule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Das Diakonissenhaus in Rome.



Das Diakonissenhaus in Lome.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besuchten. Dazu kamen tägliche Besuche in der Gemeinde. Viel schneller als damals in der Anfangszeit in Keta füllte sich die Kleinkinderschule in Lome. Die Sache war jetzt von Keta her den Leuten schon etwas Bekanntes. Die Arbeit wuchs rasch und 1904 mußte schon zeitweise, 1905 fest, eine zweite Schwester angestellt werden. Die größeren Kinder aus der Kleinkinderschule wurden seit 1904 in den Elementarfächern unterrichtet und damit der Anfang zu einer selbständigen Mädchenschule gemacht. Sie hat sich im Laufe der Jahre zu einer fünfklassigen Schule entwickelt, in welcher, nachdem in den beiden Unterklassen die Anfänge von Lesen, Schreiben, Rechnen in der Landessprache bewältigt sind, von der dritten Klasse an auch Deutsch unterrichtet wird.

Die Diakonissenarbeit in Lome ist in kleinerem Maßstabe der Arbeit in Keta nachgebildet. Sie ist von vornherein auf kleinerer Grundlage aufgebaut, da die Anstellung von nicht mehr als zwei Schwestern in Aussicht genommen ist. Sie beschränkt sich auf Kleinkinderschule, Mädchenschule, Jungfrauenverein und Gemeindepflege. Frauenschule und Krankenpflege sind in den Händen der Missionarsfrauen. Nur am Sonntag nachmittag können die Schwestern Zeit erübrigen, um den Frauen eine biblische Geschichte zu erzählen.

Im Jahre 1905 durften die Schwestern ihr eigenes Haus beziehen, das ihnen die Liebe der Freunde in der Heimat geschenkt. Eine zu diesem Zwecke in Hamburg im Jahre 1905 veranstaltete Sammlung hatte schnell den gewünschten Erfolg. Es erwies sich als das Praktischste, wenn man den Schwestern das älteste Missionshaus in Lome einräumte. Das geschenkte Grundstück wurde umgetauscht, und der bisherige Kapellenraum zur Schule ausgebaut. Dort sind fünf schöne, luftige Räume entstanden, in denen die Mägdlein unserer Lomegemeinde erzogen und unterrichtet werden. Das große, helle Klassenzimmer der Kleinkinderschule dient nachmittags dem Handarbeitsunterrichte und an jedem Dienstag abend dem Jungfrauenverein. Die Mädchenschule wurde 1909 von sechsundsechszig, die Kleinkinderschule von hundert Kindern besucht.

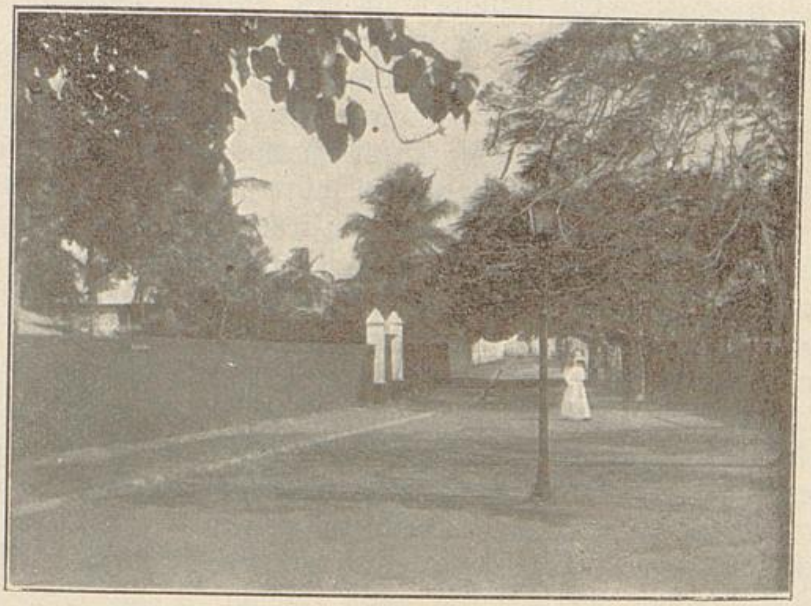
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dritter Teil.

Bilder aus dem Leben der Schwestern.

1. Haus und Hof.

Das Diakonissenhaus in Keta liegt an der Bremer Straße, die von da in wenigen Minuten zum Meere führt. Es ist nach Art der meisten Missionshäuser in den Tropen von Ost nach West gerichtet und nur ein Zimmer tief angelegt. Die vier Räume oben sind ringsum von einer Veranda mit weit vorspringendem Dach zum Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne umgeben. Die Ostseite sieht nach dem Meere, die Westseite nach der Kirche, die Südseite nach der Bremer Straße. Diese ist malerisch mit Lagunenerde gepflastert und bedurfte vor zwanzig Jahren des öfteren einer Ausbesserung. Ein Abendspaziergang auf dieser Straße war damals nicht ganz gefahrlos, wenn man die Laterne vergessen hatte, denn man



Die Bremer Straße in Keta.

mußte gewärtig sein, über Baumwerk und Hügel zu stolpern und in Löcher zu fallen. Das ist allerdings jetzt anders geworden. Vor einigen Monaten schrieb mir eine Schülerin der Mädchenschule in Keta: „Man hat feste Straßen in unserer Stadt angelegt und sie mit Namen versehen." Die Bremer Straße ist mit Schattenbäumen, einer Art wilder Feige, bepflanzt, die besonders an unserem Gartenzaune sehr dicht standen. Wir hatten schon verschiedentlich gebeten, daß man einen dieser Bäume fälle, weil ihr dichtes Laub uns die Seebrise fern hielt. Sogar bei dem Kommissar waren wir dieserhalb vorstellig geworden. Seine Antwort lautete: „Der Baum ist ein Schmuck von Keta, man kann leichter einen schönen Baum umhauen, als ihn wieder wachsen lassen." Niemand hatte offenbar Mitleid mit uns. Da erstanden uns unverhofft Bundesgenossen in den weißen Ameisen. Für sie war es eine Kleinigkeit, den Baum zu zerstören. Heimlich hatten sie mit ihrem wohlorganisierten Heere gerade den Baum in Angriff genommen, der uns am meisten im Wege stand und begannen darin ihr Zerstörungswerk. Von der Wurzel herauf war die fleißige Arbeiterschar in den Stamm vorgedrungen und hatte alles völlig ausgehöhlt. Da hatte der Sturm leichtes Spiel. Kaum kam er auf mächtigen Fittichen dahergebraust und faßte dem Riesen in die Krone, da gab es einen tüchtigen Krach, und der Baum lag entwurzelt am Boden. Dem Winde war nunmehr Zutritt zu unserer Veranda gewährt.

Tritt man aus dem Gartentor, das auf die Bremer Straße führt, so schaut man hinunter an den Strand, wo das Meer dunkelblau erglänzt und die weißen Kämme der Brecher uns lockend entgegen leuchten. Herrlich ist es, wenn man abends bei Mondenschein auf der Veranda steht. Glänzend liegen die silbernen Strahlen auf den Palmenzweigen, die sich leise im Winde bewegen. Aus der Ferne hört man das Tosen der Meeresbrandung, in der Nähe das Zirpen der Heimchen. Bei Vollmond ist das Mondlicht so hell, daß man nicht zu klein Gedrucktes dabei lesen kann. Aber schädlich ist dort auch der milde Mond; man darf sich seinen Strahlen ebensowenig aussetzen, wie den Sonnenstrahlen am Tage. Auch abends ist man daher bei Mondenschein mit Hut und Schirm bewaffnet. In Afrika gilt das Psalmwort: „daß dich der Mond des Nachts nicht steche." Das Diakonissenhaus steht auf einem Grundstück, das Herr F. M. Vietor der Mission gegen einen geringen Pachtzins überlassen hatte. Es war ein kleines Dreieck, das für afrikanische Verhältnisse nicht Raum genug bot. Wir empfanden diesen Mangel als sehr drückend und baten zunächst

um die Erlaubnis, von unserer schwarzen Nachbarin, Elisabeth Wu, ein kleines Stück Land zur Vergrößerung unseres Hühnerhofes kaufen zu dürfen. Elisabeth Wus Garten erstreckte sich an der Nordseite unseres Hauses bis an die Veranda, so daß von dieser Seite unser Blick in den Negergarten fiel, der sich nicht immer der schönsten Ordnung erfreute. Schon aus diesem Grunde war der Erwerb jenes Grundstückes wünschenswert, noch mehr aber um der geringen Bewegungsfreiheit unserer Hühner willen. Letztere liefern vorwiegend das nötige Fleisch, sind also für einen Europäerhaushalt unentbehrlich. Die Erlaubnis wurde gewährt, und nun begannen endlose Unterhandlungen mit unserer Nachbarin. Der Lehrer Christian Sedode und John Silas Atikpoe halfen uns dabei. Eines Tages, als wir kaum unser Morgenfrühstück beendet hatten, erschienen unsere beiden Unterhändler mit der Aufforderung, wir möchten kommen und der Vermessung des betreffenden Landes beiwohnen. An der Hütte standen einige leere Kisten, auf welche wir uns niederließen, die dicke Besitzerin saß wenig bekleidet uns gegenüber; so sahen wir der Messung zu. Endlich war die Länge der vier Seiten festgestellt. John Silas sagte uns in Englisch, welche Sprache Elisabeth nicht verstand, die Länge der Schmalseite betrage 18 Fuß 10 Zoll, er wolle nur 18 Fuß nennen. Dagegen wehrten wir uns und erklärten, wir wollten bezahlen, was recht sei. Jetzt wurde über den Preis verhandelt. „Was soll denn das Land kosten?" fragten wir. „Der Fuß 4 sh. 6 d. d. i. 4.50 Mark." „Das ist ja ein ganz unsinniger Preis, den kann ja kein Mensch bezahlen." „O, Aweno, das kostet immer so viel." „Nein, das ist unmöglich, dann können wir das Land überhaupt nicht kaufen." Elisabeth Wu saß schmollend da und drehte uns den Rücken zu. Jetzt ergriff Christian Sedode das Wort: „Aweno, das Land ist preiswürdig, ihr könnt den Vorschlag annehmen." Ich wußte, daß die ehrliche Haut uns nicht zu unserem Nachteil beraten würde. Ich vervielfältigte in Gedanken den Quadratinhalt mit dem genannten Preise und konnte die Sache nicht begreifen. Schließlich fragte ich: „Was ist denn der Gesamtpreis?" „81 Mark" war die Antwort. Das war allerdings schwer zu verstehen. Und wie hatten sie gerechnet? Soviel Fuß die Schmalseite enthielt, so viel mal sollte 4.50 Mark bezahlt werden. Das ließ sich hören. Zwar stellte sich das Ganze mit allem, was noch hinzukam, auf 100 Mark, aber der Preis war annehmbar. Mit Hilfe von Missionar Bürgi wurde der Kauf vor dem Kommissar auf dem Fort abgeschlossen, und nach einigen mühsamen Wegen war das

Dokument mit Siegel in unserer Hand. Ein schöner Limonenbaum wurde durch diesen Landkauf auch unser Eigentum. So oft er aber Früchte trug, sandte Elisabeth Wu herüber und bat sich Limonen von ihrem Baume aus. Sie behauptete, das Land hätten wir zwar gekauft, aber der Baum gehöre ihr nach wie vor. Alle Versuche, Klarheit in die Sache zu bringen, mißlangen. Schließlich erklärten wir ihr eines Tages: „Wenn der Baum dir gehört, so wollen wir ihn nicht länger auf unserem Lande dulden, wir werden ihn abhauen lassen und dir hinüberschicken." Das wollte sie doch nicht. Seitdem ließ sie uns in Ruhe. Voll Freude über den neuen Landerwerb berichten die Briefe in die Heimat: „Wir haben jetzt einen neuen, wunderschönen Hühnerhof. Die Hühner wissen sich nocht gar nicht darin zu benehmen, sondern sie kommen sich vor, wie in einem Königsgarten. Aus Dankbarkeit für diesen schönen, neuen Raum legen sie jeden Tag fleißig Eier, eine Kunst, der sie sich bisher nur höchst selten beflissen haben. Außer dem neuen Hofe sollen sie nun auch noch ein neues Haus haben."

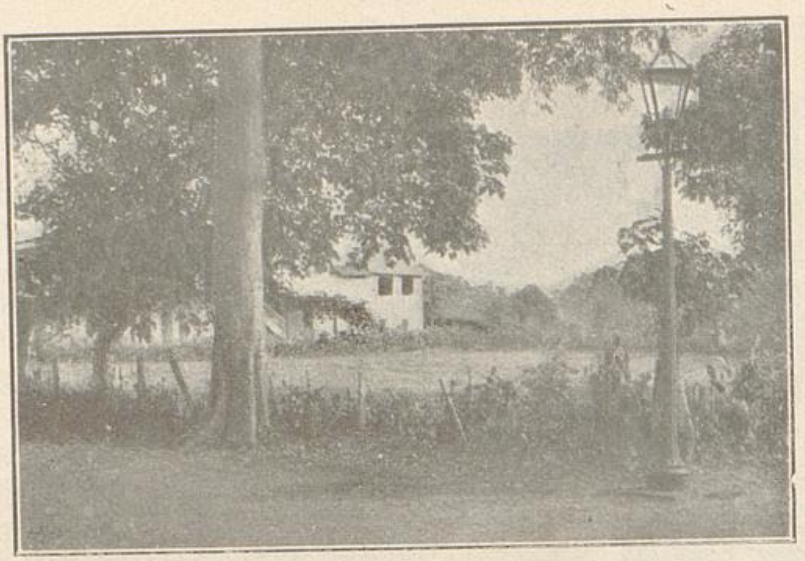
An der Nordseite des Hauses befanden sich eiserne Wasserbehälter, sogenannte Tanks, in denen Regenwasser gesammelt wurde, das uns, nachdem es gekocht und filtriert war, als Trinkwasser diente. Mit diesem mußte sparsam hausgehalten werden, damit es bis zur neuen Regenzeit ausreichte. Die Wasserkästen waren daher unter Verschluß, und jeden Tag wurde der nötige Wasserbedarf herausgegeben. Der erste Regentag war jedesmal ein großer Jubeltag. Ueberall wurden Eimer untergestellt, um den Himmelssegen aufzufangen.

Im Garten hatten wir einen Ziehbrunnen, aus dem das nicht zu Speisezwecken verwendbare Wasser geschöpft wurde; es hatte etwas salzigen Beigeschmack. Dieser Brunnen bestand nur aus einem Wasserloch, dessen Wände durch aufeinandergestellte Fässer gebildet waren. Ein an ein Tau gebundener Eimer wurde in die Tiefe hinabgelassen und kam mit Wasser angefüllt wieder empor. Im Jahre 1891 kam am 6. November der erste langersehnte Regen der zweiten sogenannten kleinen Regenzeit. Es war ein ordentlicher Platzregen, und er kam gleich mit solcher Gewalt, daß unser Brunnen gänzlich zerstört wurde. Es wurde soviel Sand und Erde hineingeschwemmt, daß das Wasser völlig unbrauchbar war. Ein neuer Brunnen mußte gegraben und eingerichtet werden. Bis dieser aber fertig war, mußte das so notwendige Naß in Eimern weit hergeholt werden. Um solchem Mangel abzuhelfen, wurde später ein zweiter Brunnen angelegt. Für die Hühner hatten wir durch den oben erwähnten Land-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mädchen am Ziehbrunnen in Keta.

kauf einen ausreichenden Raum erhalten, nicht aber für die Schulen, für die Kinder und Frauen, an denen wir zu arbeiten hatten. Während der Frauensingstunde am Sonntag nachmittag war es äußerst störend, wenn die Kinder in derselben Zeit auf dem kleinen Hofplatz vor dem Hause ihre Spiele machten. Ebenso wurde in der Schulzeit der Unterricht der größeren Kinder durch das Spielen der kleinen unmittelbar vor der offenen Tür des Schulzimmers gehindert. Kurz, auf dem gar zu kleinen Raume konnte die Arbeit nicht gedeihlich weitergeführt werden. So wurde diese Angelegenheit ein Gegenstand ernster Beratung für uns Schwestern. Immer wieder kamen wir auf die Sache zurück und suchten immer neue Mittel und Wege, dem Uebelstande abzuhelfen. Als wir uns eines Tages wieder damit beschäftigten, einen Ausweg zu finden, rief eine von uns plötzlich aus: „Dem Mutigen gehört die Welt. Ich bitte Herrn Vietor, daß er uns noch ein Stück Land dazu schenkt." Die Umstände waren uns günstig, denn nicht lange nach diesem Gespräche kam Herrn Vietors Neffe, Herr Karl Vietor, selbst nach Keta, und wir hatten Gelegenheit, ihm unsere Bitte persönlich vorzulegen. Er kam uns in der freundlichsten Weise entgegen, und wir erhielten nicht nur einen Teil des großen Gartens, der sich an der rechten Seite unseres Hauses ausdehnt, sondern das ganze Land bis an die nächste Querstraße wurde unser. Dort fand sich später Raum für das neue Schulhaus und neben diesem tummeln sich auf dem großen Spielplatze jetzt täglich die hundert bis hundertund-



Das von Herrn Victor dem Diakonissenhause überlassene Land.

fünfzig Knaben und Mädchen der Kleinkinderschule. Unsere Freude war sehr groß. In einem Briefe vom 21. Oktober 1891, der das frohe Ereignis in die Heimat meldet, heißt es: „So sind wir Schwestern jetzt Großgrundbesitzerinnen. Die abscheuliche Kaktushecke, die rechts unser Land begrenzte, ist gefallen, und wir haben einen schönen, großen Garten, der freilich vorläufig noch Wildnis ist. Augenblicklich wird an der Einzäunung des neuen Platzes gearbeitet. Sobald die fertig ist, kann ein Anfang zur Ordnung in unserer nächsten Umgebung gemacht werden. Allerdings muß uns die Regenzeit dabei helfen, denn jetzt ist die Erde so hart, daß man nicht daran denken kann, sie umzugraben. Es hat nämlich vier Monate nicht geregnet. Seit einigen Tagen donnert es täglich, aber der Regen läßt noch auf sich warten." Sobald die Regenzeit eintrat, wurde mit der Bebauung des neuen Gartenlandes begonnen. Wir pflanzten siebenundfünfzig junge Palmen. Das hieß das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Denn außer dem guten Ertrage, den wir von den Kokospalmen erwarten durften, erfüllte uns die Aussicht auf die Spaziergänge in unserem Palmengarten mit froher Hoffnung. Doch auch hier sollten wir's erfahren: „Ungestraft wandelt man nicht unter Palmen."

2. In Feuersgefahr.

Am Montag, den 28. März 1892, saßen wir vier Schwestern fröhlich am Mittagstisch, als sich plötzlich auf der Straße ein großes Geschrei erhob. Die schrillen Töne des bei großen

Gefahren angewandten Notsignals der Eingeborenen trafen unser Ohr. Dieses wird hervorgerufen, indem beim Ausstoßen heftigen Jammergeschreies beständig mit der Hand auf den Mund geschlagen wird. Man sah viele Menschen in großer Verwirrung und mit lautem Jammern durcheinanderlaufen. Besonders laut schrien die Marktleute, die aus den umliegenden Dörfern zu dem alle vier Tage abgehaltenen Markte nach Keta gekommen waren. Sie hatten in großen Kalabassen, mächtigen Kürbisschalen, ihre sämtlichen Verkaufsartikel auf dem Kopfe und liefen, so schnell sie konnten, auf dem Vodzawege oder am Meeresstrande zur Stadt hinaus. Wir glaubten, die Fetischleute hielten einen Umzug, denn es war ein sinnverwirrender Lärm. Aber bald überzeugten wir uns, daß es sich um etwas anderes handele. Es war in der Stadt Feuer ausgebrochen. Was das sagen will, ein Großfeuer in einer Stadt, deren Dächer alle mit Gras gedeckt sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, dazu zur Mittagszeit bei afrikanischem Sonnenbrande und ohne eine wohlorganisierte Feuerwehr, — das kann der Leser sich schwer vorstellen. Der um elf Uhr morgens täglich aufkommende Seewind wehte außerdem an diesem Tage besonders heftig. Da war Gefahr, und einen Augenblick lähmte der Schreck alle Glieder. Dann aber hieß es handeln. Erst galt es, die heulenden und weinenden Kinder zu beruhigen. Jedes glaubte, sein Elternhaus sei getroffen, und sie wären am liebsten alle zusammen davongelaufen in den Wirrwarr hinein. Die Angst und Furcht machte sie ganz kopflos. „Seid stille," hieß es, „wir wollen Gott bitten, daß er unser Haus beschützt, aber wir müssen auch arbeiten." Jedes erhielt einen Wassereimer, deren zum Glück ein guter Vorrat da war, und dann mußten sie Wasser schöpfen. Eine Wasserleitung gab's im Schwesternhause nicht. Sollte das Feuer näherkommen, so war es gut, Wasser bereit zu haben. So wurden nun die beiden Ziehbrunnen im Schwesterngarten tüchtig in Bewegung gesetzt und große Kübel voll Wasser unter der Dachluke aufgestellt. Zunächst war das Feuer ja noch in ziemlicher Entfernung, aber es nahm mit rasender Geschwindigkeit seinen Fortgang. Von einer Seite der Straße sprang es zur anderen, von einem Hause zum anderen. Nur ein Funken fiel in das Grasdach, sofort zündete es, die Flamme ergriff die hölzernen Dachsparren, und lichterloh brannte das Dach, und sofort war auch das von der Hitze ausgedörrte Holzwerk der Hütte ein Raub der Flammen. Von der Veranda des Diakonissenhauses sah man in ein großes Flammenmeer, das sich mit furchtbarer Gewalt näher und näher wälzte. Es war ein grausig schöner

Anblick. Der Wind trieb einen Sprühregen brennender Strohstücke und anderer Stoffteile vor sich her, die, weithin leuchtend, die ganze Luft mit Glut erfüllten. Hoch ragte die rote Flamme in die Lüfte. Kaum hatte sie eine Hütte in ihre glühende Umarmung gefaßt, da deutete schon das Knistern und Krachen der Balken den Untergang an. Majestätisch schritt sie in ihrer Naturkraft daher, alles verzehrend, was ihr in den Weg kam. Für uns schien die Gefahr aufs höchste gestiegen. Die Straße, in der das Feuer wütete, lief gerade auf das Diakonissenhaus zu. Wenn es so fortging, war es nicht zu retten. Jedenfalls mußte man es räumen. Schwester Anna Kähler lag mit Fieber im Bette. Man hatte sie bis jetzt beruhigt. Aber nun mußte sie aufstehen und in das Strandhaus, das Missionshaus am Meere, gehen. Ich ging mit ihr und brachte alle wichtigen Papiere und Wertsachen dort in Sicherheit. Inzwischen hatten Christenfrauen von den gefährdeten Straßen ihren ganzen Hausrat in den Hof des Diakonissenhauses geschleppt. Da sah man Kisten und Kasten, Kalabassen und Schalen und deren Besitzerinnen im bunten Durcheinander. Schwester Emmy war hinausgegangen, um zu sehen, wie viele Häuser das Schwesternhaus noch von der Brandstätte trennten. Da kommt sie atemlos zurück, das Dach des letzten Hauses war in Flammen. Nur die schmale Straße und zwei Reihen Bäume waren zwischen der brennenden Hütte und unserem Hause, das mit seinem alten Holzwerk und dem Holzdach mit geteerter Dachpappe gewiß nicht Widerstand leisten konnte. Und das allerschlimmste war, daß neben jener Hütte ein Schuppen voll Sprit und Pulver war. Schon brannten die Palmen über diesem, und jetzt fingen auch die Schattenbäume, unser letzter Schutz, an zu brennen. Schwester Emmy flog ins Tor hinein und rief Schwester Christine zu, eine große Leiter, die gerade im Garten lag, mit anzufassen, damit man vom Hofe aufs Dach könne. Ich war inzwischen zum Lehrer Andreas Aku hinübergelaufen, um ihn zu bitten, die Mittelschüler zu senden. Er kam sofort und stellte die großen Knaben als regelrechte Löschmannschaft an. Einige standen oben auf dem Dache, das beständig begossen wurde, während andere die Leiter hinauf und hinunter das Wasser und die leeren Eimer schleppten. Auch die Missionare griffen helfend ein. Das war eine angstvolle Stunde. Immer wieder machten die Mittelschüler den beschwerlichen Weg die Leiter hinauf und hinunter. Der Kommissar von Keta war inzwischen eifrig bemüht, mit den Leuten, die sich als Zuschauer eingefunden, den Pulverschuppen zu schützen. Alle müßigen Zuschauer wurden mit

Wassereimern ausgesandt, während andere beschäftigt waren, das Dach des Schuppens beständig zu begießen. Und das war nicht umsonst. Der Herr wendete in Gnaden die Gefahr. Der Pulverschuppen blieb unverletzt, das Feuer im Nebenhause wurde gelöscht, die Feuersbrunst hielt inne, und wir konnten wieder unser liebes Haus beziehen. Mit großer Dankbarkeit legten wir uns abends in dem uns wie neugeschenkten Hause zur Ruhe

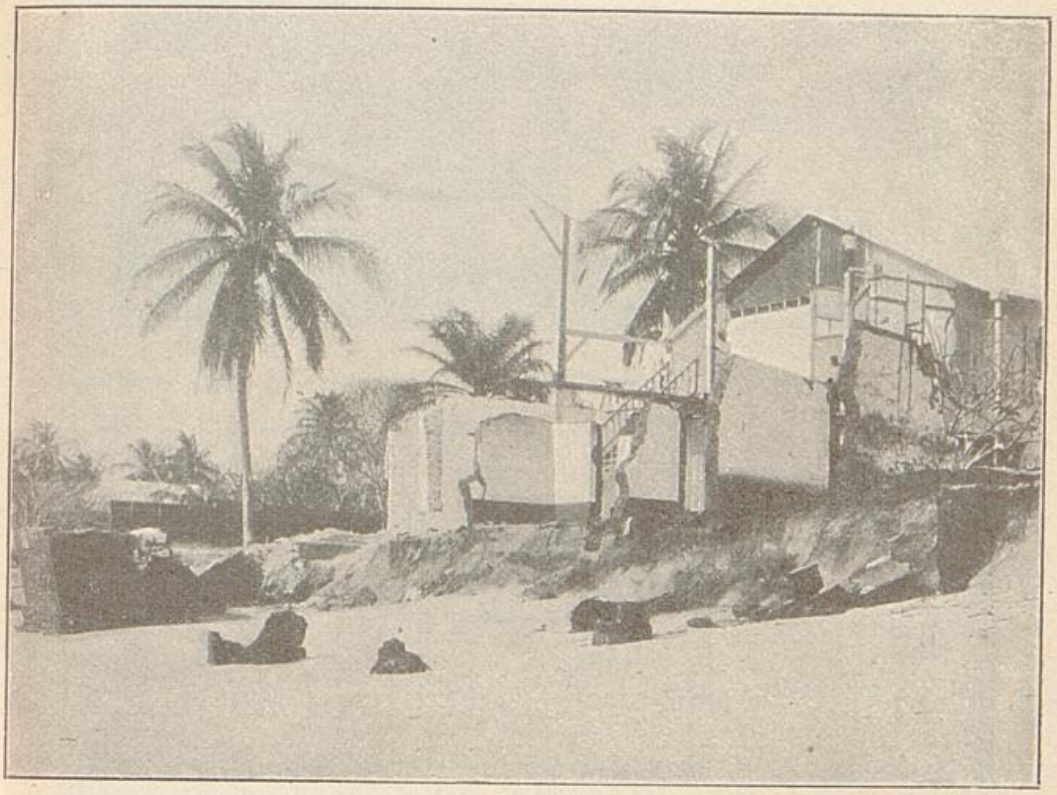
Am 19. September desselben Jahres brach wieder Feuer aus, und zwar in ganz demselben Hause, das im März zuerst brannte. Der Wind war sehr stark. In allen Häusern hörte man ein lautes Schreien und Klagen. Zum Glück war aber diesmal Militär in Keta. Die Soldaten gingen tapfer an die Löscharbeit und wurden bald Herr des Feuers. Als bald darauf, in der Nacht vom 21. September, abermals ein Haus niederbrannte, das dicht hinter dem Garten des Diakonissenhauses lag, wurde Brandstiftung festgestellt. Man vermutete, daß ein von auswärts zugezogener Mann der Täter sei, welcher unter dem Verdachte stand, auch der Anstifter der früheren Feuersbrünste zu sein.

Im Innern des Landes findet im Januar und Februar auf den großen, brachliegenden Landstrecken zwecks Bedüngung jährlich ein Grasbrand statt. Nach der vom Häuptling erteilten Erlaubnis wird das Feuer abends angezündet. Geht alles regelrecht zu, dann sind die Dörfer dadurch vor Gefahr geschützt, daß die Einwohner weit um ihren Ort herum das Gras abgemäht und den Platz umgegraben haben. Bei der Gewalt des Feuers, wenn es über die ausgetrockneten Savannen dahinfegt, kann gleichwohl leicht eine Gefahr entstehen, wie die Station Ho es einmal erlebt, als das Dach eines ihrer Wohnhäuser in Brand geraten. Durch rechtzeitige Löschversuche konnte aber die Gefahr abgewandt werden. Von einem gefahrlosen Grasbrande erzählt Frau Knüsli in einem Briefe vom 19. März 1904. Sie schreibt: „Ende Februar hatten wir den Grasbrand in nächster Nähe. Da wir auf etwa 50 Schritt Entfernung um das Gehöft her vorher alles Gras hatten umhacken und wegschaffen lassen, konnten wir mit einem wohltuenden Gefühle von Sicherheit das großartig schöne Schauspiel genießen, das in seiner elementaren Wucht doch einen ganz anderen Eindruck macht als ein künstliches Feuerwerk daheim. Man könnte es am ehesten mit einer großen bengalischen Beleuchtung vergleichen; nur hat diese stilles, friedliches Licht, während beim Grasbrand alles Leben und Bewegung ist. In wunderbaren Schlangenlinien sieht man in großer Entfernung die Flamme sich durch

die Savannen wälzen. Man hört und sieht das Feuer näherrücken. Dann züngeln die Flammen hell aufleuchtend zwischen den Bäumen empor. Im Nu hat die Glut das Laub versengt und in den Kronen der Bäume steigt die Flamme aufflackernd hoch empor, sich weit darüber erhebend. Das Knacken des Reisigs, das eigentümliche Rauschen, das die Luft erfüllt, hat etwas Spannendes, Nervenaufregendes. Ich konnte den Blick nicht von dem Schauspiel wenden, bis das Feuer weitergezogen war und wir es nur noch in weiter Ferne leuchten sahen. Der Nachttau, der in den Tropen sehr stark fällt, löscht, was noch leise fortglimmt. In den nächsten Tagen hat man dann das weniger schöne Gegenbild. Unsere Orangenbäume stehen mit versengten, braunen Blättern da, etwas an den deutschen Herbst erinnernd und darum heimatlich berührend; aber der Boden ist kahl und schwarz, nur hier und da stehen noch einige dürre, versengte Halme, die vor dem Brande wohl besonders saftig gewesen. Der Wind führt immer wieder kleine, schwarz verkohlte Grashalme auf die Veranda und in die Zimmer. Bei der leisesten Berührung zerfallen sie in Staub und machen besonders den Plätterinnen viel Not. Aber auch das geht vorüber. Nach einigen Tagen kommt ein kräftiger Regen, der die leichten Luftschiffer zu Boden schlägt und mit der Erde vereinigt. Die Bäume kleiden sich bald wieder in junges Grün, und aus dem Boden sprießen zartes Gras und mancherlei Blumen."

3. Allerhand Wassersnot.

Einen Monat nach der großen Feuersbrunst kam Keta in Wassersnot. Der meist von Kokospalmen besetzte Sandstreifen, welcher die Küste bildet, ist zur Zeit der Springfluten immer in Gefahr, sich selbst an den atlantischen Ozean zu verlieren. Die Eingeborenen erzählen, daß das alte Keta sich bis dahin ausgedehnt, wo jetzt die Dampfer liegen. Und in neuerer Zeit ist ein ganzer Stadtteil, alata genannt, zum Teil im Meer verschwunden. Bei einer Sturmflut, die im Jahre 1900 große Verwüstungen an der Küste von Keta anrichtete, wurde das Strandhaus, das größte und schönste der Missionshäuser in Keta, zur Hälfte ein Raub der Meereswellen. Im Jahre 1892 war das Meer besonders unruhig, und seine wilden Wogen drangen weit ins Land hinein. Als ich mich am 26. April nach Europa einschiffen mußte, war der ganze Strand weithin eine große Wasserfläche, und das Wasser stand bis in das Gehöft der Bremer Faktorei. Dort stand auch das Boot, das



Das im Jahre 1900 durch Sturmflut zerstörte Strandhaus.

mich an Bord des Dampfers „Eduard Bohlen" bringen sollte, auf allen Seiten von Wellen umspült. Auf Negerarmen mußte ich durch das Wasser bis ins Boot getragen werden. Leicht lösten die Ruderer es vom Sande, und dann begann die stürmische Fahrt durch die aufgeregten Wellen. Zwei Tage später stieg die Sturmflut so, daß das Wasser bis zum Tore unseres Gartens kam und sich in Strömen hinein ergoß. Die ganze Bremer Straße vom Diakonissenhause bis zum Meere stand unter Wasser. Nicht nur durch das Tor, sondern auch unter dem Zaune bahnte sich das Wasser einen Weg in den Garten, der bald bis zur Hälfte überschwemmt war. Der schöne Grasplatz, den wir mit vieler Mühe angelegt hatten, war vom Seewasser gänzlich vernichtet. Viele von den jung gepflanzten Palmen, die wir so sorgsam gepflegt, waren verwelkt und vom Salzwasser verdorben. Ein Weg im Garten, den die Kinder „Sisterstreet" nannten, war vom Erdboden verschwunden. Das Wohnhaus der Bremer Faktorei war bis auf einen kleinen Rest vom Meere abgerissen.

Die Briefe in die Heimat erzählen von der durch das Wasser verursachten Zerstörung. Dort heißt es: „Wir hatten so

Die überschwemmte Bremer Straße.

schöne, kleine Palmen in unserem Garten und träumten schon von Palmenwäldchen und Palmenallee. Da kam das unruhige Meer und hat rechten Schaden angerichtet; aber schließlich ist auch aus dieser Zerstörung etwas Gutes hervorgegangen. Das Meerwasser hatte längere Zeit im Garten gestanden und zog nur langsam in die Erde. Als jetzt die großen Regen kamen, — wir sind eben in der Regenzeit, — war die Erde im Garten so hart, daß das Regenwasser nicht einzog. Gerade in der Mitte entstand ein kleiner Sumpf, der durch die wiederholten Regen immer neue Nahrung erhielt. Diese feuchte Stelle verschaffte uns jede Nacht ein unentgeltliches Konzert. Ein Riesenfrosch hatte sich dort eingefunden, der ganz allein jeden Abend ein ochsenartiges Gebrüll hören ließ. Um unsere Nachtruhe war es geschehen, und wir berieten, wie diesem Uebel abzuhelfen sei. Wir ließen Sand vom nahen Meeresufer in den Sumpf tragen, und so wurde dieser trocken gelegt. Unser Störenfried ist sofort verschwunden, denn er gebraucht Wasser zu seiner Existenz. Unseren Kindern ist aber dieser Sandplatz im Garten zur besonderen Freude geworden. Sie spielen und liegen nämlich gern im Sande am Meere. Jetzt haben sie dies Vergnügen ganz nah, und es ist zu nett, wie sie sich dort zusammenfinden, sobald die Stunden um fünf aus sind. Einige sitzen dann im Sande mit ihrer Handarbeit, die anderen spielen. Einmal belauschte ich sie. Eins der Mädchen schlug mit einem Stocke den Takt auf einer alten Blechkanne, die übrigen hüpften jubelnd umher. Plötzlich erschien Zokplame. Sie war mit Blumen und Grün aufs schönste geputzt und stellte wohl einen König dar; denn alle Kinder stoben mit lautem Geschrei auseinander. Später war dieser König offenbar gestorben, denn sie begruben ihn."

Nicht selten wurde eine Ueberschwemmung auch dadurch hervorgerufen, daß die jährlich wiederkehrende Regenzeit zuviel Regen brachte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In normalen Jahren beginnt die sogenannte große Regenzeit im März oder April und dauert drei bis vier Monate. Von Ende Juli oder Anfang August bis Ende September ist verhältnismäßig trockene Zeit. Im Oktober und November ist die kleine Regenzeit. Während unseres europäischen Winters herrscht die große trockene Zeit, welche die heißeste zu sein pflegt. Man nennt sie Harmattanzeit. Ein trockener, von Nordosten kommender Wind läßt Lippen und Hände aufspringen. Die Bücher werden verbogen, die Holzsachen krummgezogen, Fenster und Türen schließen nicht mehr, der Himmel ist mit Dunst bedeckt und auf den Zimmermöbeln findet sich überall feiner Staub. Diese trockene Zeit und die Regenzeit vertreten dort unsere Jahreszeiten. Einen Winterschlaf kennt die Natur in der heißen Zone nicht und daher auch nicht das Erwachen zu neuem Leben, wie es uns der Frühling bringt. Jahraus, jahrein tragen die Bäume ihr grünes Kleid, und zwar nicht nur die Palmen und Koniferen, auch die Laubbäume. Einmal im Laufe des Jahres wechselt jeder der letzteren allerdings seinen Blätterschmuck, aber jeder in seiner eigenen Zeit. Man kann in jedem Monat Bäume ihren Frühling feiern sehen. Die alten Blätter fallen ab und sofort knospen die neuen wieder hervor. Nach acht oder vierzehn Tagen steht der Baum im neuen, hellgrünen Kleide da. Nur der Affenbrotbaum und die Poentiana bleiben einige Monate kahl, ehe das neue Laub hervorsprießt. Eine kleine Erinnerung an unseren Frühling bringt der Eintritt der Regenzeit aber doch, denn das Land bedeckt sich mit frischem Grün, und die Feldfrüchte beginnen zu wachsen.

Gewöhnlich machen sich Europäer von der Regenzeit in den Tropen eine falsche Vorstellung, indem sie wähnen, daß es wochenlang beständig regne. Das ist nicht der Fall. Es handelt sich nur um häufig und sehr heftig auftretende Gewitter, sogenannte Tornados, die von sehr starken Regengüssen begleitet sind, wie ich sie ebenso nur in den Schweizer Bergen erlebt habe. Dort sagt man anstatt „es regnet" „es schüttet". Das paßt für einen afrikanischen Regen auch. Auch ohne vorhergehendes Gewitter tritt der Regen ein, und zwar öfters am Nachmittage als am Morgen. Hat es aber ausgeregnet, dann scheint bald wieder die Sonne vom klaren, blauen Himmel und trocknet die Ströme auf den Straßen. Merkwürdig war es, was für einen Einfluß ein einziger solcher Regenguß damals noch auf das öffentliche Leben hatte. Der Regen hob fast alle Geschäfte auf. Alles um sich vergessend, kauerte der Neger in einer Ecke seiner Hütte, schlug das Landestuch um sich und wartete, bis es auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hörte zu regnen. In Keta machte freilich das Leben schon mancherlei Ansprüche. Hier und da sah man einzelne Leute, einen dicken Sack umgewickelt als Schutz gegen den Regen oder einen riesengroßen Hut auf dem Kopfe, vorbeilaufen. Auch die wunderbarsten Regenschirme tauchten auf. Die kleineren Schulkinder konnten nicht zur Schule kommen, weil sie nicht mit durchnäßtem Kleide auf der Schulbank sitzen konnten. Von den größeren hielten einige das Gewand wie ein Segel über den Kopf, um sich vor dem Regen zu schützen, andere liefen fröhlich durch den Regen, das Kleid zum Knäuel gedreht unter dem Arme oder auf dem Kopfe. Wir Schwestern fühlten uns bei der kühlen Luft, als welche wir 19° + R. empfanden, äußerst wohl, hatten wir doch gewöhnlich schon morgens 22°, mittags 26°, abends 22° + R. Wir zogen uns, um uns vor der „Kälte" zu bewahren, wollene Kleider an und hatten einen ungekannten Tatendurst, Appetit und Schlaf.

Ein Freudenfest war es immer, wenn die Regenzeit eintrat, nicht nur für uns, die wir uns freuten, daß unsere Wasserkästen wieder neu gefüllt wurden, sondern auch für die Kinder. Es ist ein lustiger Anblick, wie dieser Himmelssegen eingeheimst wird. Ueberall laufen die Kinder in dem strömenden Regen umher und stellen Eimer und allerhand Gefäße unter das triefende Dach. Dabei wird dann immer mit dem höchsten Wohlbehagen von dem Himmelswasser getrunken. Es ist ein Fest, wie die Ueberschwemmung des Nils in Aegypten. Hängt doch auch der Preis von Jams und Mais sehr vom Regen ab.

Im Jahre 1893 fiel der Regen so anhaltend, daß man von der großen Regenzeit gleich in die kleine überging, ohne eine trockene Zeit dazwischen zu haben. Infolgedessen waren die Flüsse und Ströme im Innern übergetreten, und auch die Ketalagune hatte ihre Ufer weit überschritten. Schwester Lottchen erzählt davon. Sie schreibt am 17. Oktober 1893: „Unser liebes Keta ändert sein Aussehen täglich; denn das Meer reißt nicht allein fortgesetzt große Mengen Sand ab, die es nachher wieder ansetzt, sondern auch die Lagune dehnt sich ungebührlich aus. Ich schrieb schon früher, daß das Meer während meines Urlaubs in Europa so große Veränderungen hervorgerufen, daß ich mich zuerst gar nicht zurechtfinden konnte. Das Wohnhaus der Bremer Faktorei ist vollständig verschwunden, die Mauern sind niedergerissen. Das frühere Hospital ist zum Teil verfallen und liegt ganz verödet da. In dem Hospitalgarten ist viel Sand angeschwemmt. Gestern morgen besuchte ich eine kranke Frau und ging von da an die Lagune, um die Verheerungen einmal anzusehen. So weit vorgedrungen habe ich sie noch nie

gesehen. Fast der ganze Marktplatz ist unter Wasser. Kürzlich ist das Haus eines Eingeborenen eingestürzt. Die Kaufleute sind gezwungen, ihre Läden am Markte auszuräumen. Wunderbar ist der Blick auf die große weite Wasserfläche. Auch im Innern sind große Ueberschwemmungen; der Volta, ein großer Fluß der Goldküste, welcher bei Adda in den Atlantischen Ozean mündet, ist weit aus seinen Ufern getreten. Das Reisen im Innern ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft."

Dieselbe schreibt am 3. Dezember 1893: „Die Lagune ist sehr hoch gestiegen, und das Wasser hat in den Faktoreien der Kaufleute vielen Schaden angerichtet. Da das Wasser immer noch im Steigen war und der durch die Ueberschwemmung verursachte Schaden immer größer wurde, wandten sich die Kaufleute an die Regierung mit der Bitte, eine Verbindung der Lagune mit dem Meer herstellen zu dürfen, da sie hofften, dadurch ein Ablaufen der Lagunengewässer ins Meer zu bewirken. Diese Bitte wurde ihnen gewährt. Bei Kedzi, einem zwei Stunden von hier entfernten Dorfe, war die Lagune nur durch einen schmalen Sandstreifen von dem Meere getrennt. Kedzi selbst hatte stark von der Ueberschwemmung gelitten, es stand ganz unter Wasser, und einige Häuser waren eingestürzt. Hier machte man den Durchstich, indem man hoffte, die Lagune würde nun allmählich abfließen. Doch wer beschreibt den allgemeinen Schrecken, als der anfangs schmale Abfluß der Lagune in kurzer Zeit zu einem reißenden, breiten Strom anschwoll, der viele Palmen mit sich fortriß und große Zerstörung anrichtetete. Der Weg von hier nach Lome zu Lande war dadurch unterbrochen. Einige Eingeborene wagten es, auf ihren kleinen Böten (Kanoes) über den Lagunenstrom bei Kedzi zu fahren, wurden aber von dem Strudel erfaßt und fanden ihren Tod in den Wellen. Ein kleines Kind aus Kedzi kam dem Wasser zu nahe, fiel hinein und verschwand. Die Mutter des Kindes wollte es retten und sprang in den Strom; doch um beider Leben war es geschehen; sie verschwanden im Strudel. So hatten die Leute in Kedzi nach und nach elf Tote zu beklagen. Außer den weggeschwemmten Palmen hatten sie auch ihren hauptsächlichsten Ernährungszweig, den Fischfang in der Lagune, eingebüßt. Eines Morgens wurden wir durch ein merkwürdig eintöniges Geläut aufmerksam, daß etwas Besonderes vor sich gehe. Es war das Gerichtsglöcklein der Heiden. Wir sahen eine große Schar Männer, die von weither gekommen waren, vorbeiziehen. Alle Häuptlinge der Umgegend waren versammelt, um über die Kedzi-Angelegenheit zu beraten. Wohl

acht Tage dauerten hier die Palaver. Sie forderten eine Entschädigung für den erlittenen Schaden. Die Lagune ist nach dem Durchstich sehr schnell in ihre Ufer zurückgekehrt."

Der so hergestellte Durchbruch zwischen Lagune und Meer erwies sich später als unpraktisch. Die schmale Landenge zwischen beiden wurde künstlich wieder hergestellt.

4. Reiseerlebnisse.

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen." Das haben wir Schwestern reichlich erfahren, wenn wir auch nicht um des Erzählens willen das Reisen gewählt haben. Besonders die Seereisen boten eine Fülle von neuen Eindrücken und ließen uns die Wunder des Meeres und fremder Länder schauen.

a) Die Seereisen von Hamburg nach Keta.

Im Mai und Juni 1890 waren die Schwestern Ida Schultz und Christine Bernhard mit dem Dampfer „Marie Woermann" auf der Reise von Hamburg nach Keta. Sie reisten in Begleitung von Frau Duisberg, die für die Basler Mission nach Accra, der Hauptstadt der Goldküste, ging. Schwester Ida Schultz erzählt von allerlei Ereignissen unterwegs: „O, es ist gar nicht langweilig; in jeder Hinsicht viel angenehmer, als ich mir gedacht. Ein blauer, sonniger Himmel über uns, das große, weite, blaue Meer rings um uns, frisch bewegt von einer Brise, die uns sehr willkommen ist. Ich stehe meistens um fünf Uhr auf; noch ist's dämmerig, aber bald ist der helle, freundliche Tag da. Die Morgenstunden sind schön zu Lande und zu Wasser noch schöner. Alles stimmt zum Loben und Danken. Nach sieben Uhr nehmen wir zusammen unseren Kaffee und ziehen uns dann zurück zur Morgenandacht. Wir sind unser drei, aber der Herr will auch sein, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen. Das erfahren wir hier recht. Dann beschäftigen wir uns, falls wir einmal alle wohl sind, was selten vorkommt, auf Deck mit Schreiben, Vorlesen, Zeichnen, Handarbeit oder unterhalten uns mit einander. Unsere Reisegefährten erzählen oft recht belehrend und interessant, drei sind schon weit gereist. Land in Sicht! Durch Ferngläser können wir es deutlich sehen. Man mißt, daß das Schiff nicht auf Felsen und Sandbänke gerät, — ein Pfiff, ein Schuß, und wir halten. Da kommt auch schon die Gesundheitsbehörde. Bevor sie dagewesen, darf niemand an Land. Laut

grüßend und schwatzend umschwärmen uns Neger in ihren Kanoes. Sie bringen Fische, Früchte, Affen und andere Dinge zum Verkauf. Auf unserem Schiffe geht's bunt her. Die Afrikaner lieben das Feilschen, sind aber höflich und bescheiden, besonders uns gegenüber. Endlich sind die Herren der Faktorei mit ihren Leuten befriedigt, und die Post ist erledigt. Man nimmt noch zusammen ein Frühstück ein; oben sitzt der Kapitän, links wir, rechts die Herren, unten die Häupter der Schiffsmannschaft und, wenn sie teilnehmen, zwischen diesen und mir die Fremden. Der Kapitän ist uns ein väterlicher Beschützer. Oft nimmt er uns mit an Land. Das ist, abgesehen von der großen Freude, die wir von diesen Streifzügen in die fremde Welt haben, für die Seekranken immer eine gute Kur. Nun kommt der Abschied; die Fahnen vermitteln die Grüße, ein Schuß, ein Pfiff, und die Maschine keucht weiter. Das Meer empört sich ein wenig und rauscht mächtig, läßt uns aber doch ziehen. Wir haben auch schwarze Reisegefährten; leider können sie nur einzelne englische Worte. Ein kleiner niedlicher Junge ist dabei, der sich schon ganz zutraulich allerlei Schönes von uns abholt. Eine siebzehnjährige Negerin, Charlotte, fuhr mit nach Monrovia. Sie will sich dort durch Waschen und Plätten ernähren, weil sie sich zu Haus nicht mit der Stiefmutter vertragen kann. Sie ist Christin. Ich versuchte mit ihr ins Gespräch zu kommen und ihr das Stricken beizubringen. Sie ist gelehrig, und es schien ihr Spaß zu machen. Ich ließ sie lesen im englischen neuen Testamente. Sie wählte das Gleichnis vom Säemann und las das Kapitel zu Ende. Christine hat viel von der Seekrankheit zu leiden. Da zieht man denn mit allerlei Kissen von unten nach oben, und wieder von oben nach unten, und kann doch so wenig helfen, denn das Schiff kehrt sich nicht daran, sondern wackelt immer weiter. Nach dem Essen, abends nach sieben Uhr, hat der Tag sich abgekühlt, und man verbringt die Abendstunden plaudernd und singend an Deck. Es gibt fliegende Fische, Meeresleuchten oder den schönen Sternenhimmel zu bewundern. Zwei Tage hat Christine auch mit großer Geduld versucht, Fische zu angeln, aber umsonst; die Kruboys verstehen es besser. Um acht Uhr gibt es noch ein Täßchen Tee, und um zehn Uhr suchen wir unsere Kabinen auf. Zur Ruhe kommt man noch nicht so bald, denn erstens fehlt die Arbeit und zweitens oft das Wohlbefinden. Auch gibt's immer noch etwas zu hören."

In Bathurst, an der Küste von Senegambien, besuchten wir eine Kirche, wo der Prediger mit wenigen Worten so schön über das Licht des Evangeliums sprach. Auch in Konakri, etwas

südlicher als der erste Ort gelegen, landeten wir und durchstreiften Busch und Dorf und Feld. Es war Regenzeit, nicht zu warm, und die Vegetation üppig. Ein Naturforscher begleitet uns meist und erklärt uns manches, während Frau Duisberg uns in alles einführt, was Kirche und Schule betrifft. Sie weiß auch immer gleich mit den Eingeborenen anzubinden. Hier fand sie einen Araber mit seinem Koran bei sich in der Hängematte; seine Frauen und Kinder kauerten um ihn herum in der Hütte. Es war ein älterer Mann und wie die Frau Duisberg auch schon in Jerusalem gewesen. Das war für beide interessant. In Sierra Leone besuchten wir Freetown. Die Zeit der Ebbe verhinderte die Anfahrt; so ließen wir uns von den Negern an Land tragen. Die Stadt liegt bequem und hübsch, mit breiten, grün bewachsenen Straßen bis in die Berge hinein. Eine nette Führerin hatten wir in einer Ida St. Sie sagte uns immer wieder, wie sehr sie sich freue, Deutsche zu sehen — und konnte selber doch nur vier Worte Deutsch! Sie war in Weiß gekleidet mit vieler Stickerei; ihre Hautfarbe war gelblich-weiß; sie war in der Post angestellt. Wir mußten auch in ihr Haus kommen.

Soeben landeten wir bei Winneba. Freundlich liegt der Ort im Sonntagsnachmittagssonnenschein vor uns. Die Neger sind fleißig beim Löschen der Ladung. Rings umher sieht man kleine weiße Segelboote. Frau Duisberg ist glücklich. Sie durfte soeben telegraphieren, daß sie, will's Gott, morgen mittag in Accra sei."

Schwester Christine erzählt in einem Briefe vom 16. Juni: „Schon in der Nacht kamen wir in Accra an, doch lief das Schiff erst am Morgen in den Hafen. Ein Schuß verkündete unsere Ankunft. Ein Augenblick, da kamen auch schon die Boote von drüben, Menschen und Waren zu holen. Frau Duisberg freute sich unsagbar, ihren Mann wiederzusehen, und wieder in ihre Arbeit einzutreten. Wir waren in der Kabine. Plötzlich ertönt eine starke Stimme: „Frau Duisberg, ihr Mann kommt!" Da ging es schnell hinaus. Welch freudiges Wiedersehen für beide! Wir fuhren in einem Boote mit hinüber nach Accra in ihre Heimat und ihr ganz mit Palmen geschmücktes Haus. Bis zum Abend durften wir bei ihnen bleiben. In der Nacht machte Ida Bekanntschaft mit den Moskitos. Am folgenden Morgen dampfte unsere ‚Marie' fröhlich weiter. Endlich kam Adda und dann bald das langersehnte Keta."

Wie oft haben die Schwestern die Seereise von Hamburg nach Keta und später nach Lome sowie von dort zurück nach der Heimat machen müssen! In der Regel war es nicht möglich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

länger als drei Jahre hintereinander in der Arbeit zu bleiben. Wie manche Schwester hat schon früher die Heimreise antreten müssen.

Auf den Seereisen war das Interessanteste das Meer. Man wurde nie müde, es in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit anzuschauen, ob es in dem Grau der Nordsee oder in der tiefblauen Färbung des Südens unser Schiff umgab. Schön war es, wenn beim Sonnenaufgang, als hätte die Sonne flüssiges Gold über die Wellen ausgegossen, ein Strahlenweg vom Horizont bis zu unserem Schiffe auf der weiten Meeresfläche erglänzte. Schön war es, wenn es wie eine spiegelglatte Fläche ruhig im Sonnenscheine dalag und wir darüber hinglitten, als führen wir in einem Alsterdampfer. Aber schöner war es, wenn die dunkelblauen Wellen neckend ihre Köpfe erhoben und sich mit weißen Schaumkronen schmückten, oder wenn die mächtigen, grünlich-grauen Wogen im Sturm dahinjagten, als wollten sie sagen: „Sollen wir euch mal zeigen, was wir können?"

Nicht jedem allerdings war das Anschauen dieses großartigen Naturschauspiels gegönnt. In den bewegten Gewässern der Nordsee und des Golfs von Biskaya gab es bei unruhiger See auch mancherlei zu leiden. Die Schwankungen des Schiffes brachten die Reisenden oft in die wunderbarsten Lagen. „Seit einigen Tagen schaukelt das Schiff ganz bedenklich," erzählt eine der Schwestern. „Bei Tisch hat jeder seine eigene Abteilung, mit Rahmen eingefaßt, um das Verschütten der Speisen zu verhüten. Doch dessenungeachtet ergießt sich öfters die Suppe des einen auf das Gemüse des anderen. Eines unverhofften Ueberfalls von seiten des Nachbars hat man sich auf diese Weise immer zu versehen. Die Speisen kommen uns unaufgefordert entgegen, doch will man sie fassen, so entgleiten sie nach der entgegengesetzten Richtung, und man hat sich alle Mühe zu geben, ihnen nicht nachzufolgen. So kann man aus eigener Erfahrung dem Tantalus seine Qualen nachfühlen. Aehnlich geht es auf dem Verdecke zu. Da liegen die Reisenden behaglich auf den bequemen Stühlen, um sich von der Seekrankheit zu erholen. Auf einmal legt sich das Schiff auf die Seite, und gehorsam folgen die Passagiere. Ehe sie sich's versehen, haben sie die schönste Rutschpartie bis ans Schiffsgeländer gemacht. Um das Zurückkommen braucht man sich keine Sorgen zu machen. Die nächste Schwankung führt alle wieder auf die alten Plätze zurück. Doch nun sind wir klüger geworden und binden die Stühle fest."

Einen tiefen Blick in das Elend der Seekrankheit hatte bei der Fahrt durch den Golf von Biskaya eine andere Schwester

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

getan. Sie schreibt: „Jetzt habe ich etwas zu erzählen. Ich war nämlich seekrank und kann nun aus eigenster Erfahrung eine Beschreibung dieses geradezu entsetzlichen Zustandes machen. Ob ich es tue? Hungrig, aber man darf nichts essen, durstig, aber man hat nichts zu trinken, — besonders, wenn man wie ich, „oben" wohnt, und alles, was man haben möchte, unerreichbar ist, — jämmerlich elend, mit tausend Schmerzen, keines vernünftigen Gedankens fähig, gänzlich kraftlos, sich diesem Elende zu entreißen, und vollkommen gleichgültig gegen alles, was in der Außenwelt geschieht, liegt man da und glaubt, nie wieder aufstehen zu können. Als wir am Freitag abend Southampton verließen, hatten wir sehr unruhige See. Es wurde immer schlimmer, und endlich am Sonntag erreichte die Sache ihren Höhepunkt. Das Wasser kam fortwährend über Deck. In der Kapitänskajüte schwamm alles, und der Kapitän konnte nur noch mit Wasserstiefeln darin umhergehen. Er hatte deshalb seine Wohnung vorübergehend oben im Kartenhause aufgeschlagen, weil ihm die Wasserfluten zu schlimm waren. „Sturm haben wir nicht," behauptete der Kapitän: „die See ist etwas grob, und wir haben eine starke Brise," sagte er. Dabei brausten die Wellen und ergossen Ströme über das Vorderdeck, der Wind heulte, und das Schiff krachte in allen Fugen, legte sich einmal auf die rechte und einmal auf die linke Seite und rüttelte und schüttelte seine Insassen nach Kräften. Alles lärmte und klapperte und polterte, das war das Begleitgetöse zu dem Meeresbrausen und Windessausen draußen. Koffer rückten hin und her, Türen flogen auf und zu, Tassen und Teller klirrten, die Planken ächzten und stöhnten, und der Wind sauste zum Wellengebrause. Drinnen aber in den Kojen lagen die armen Opfer der Seekrankheit mit schwerem, heißem Kopfe und schmerzenden Gliedern. Fast sämtliche Passagiere waren in ihren Kabinen geblieben, und auch wir wagten uns nicht aus unseren Kojen heraus. Am Montag morgen schien es noch nicht viel besser. Aber es war mein fester Entschluß, möge es kosten, was es wolle, aus der jegliche frische Luft entbehrenden Kabine einen Ausweg zu suchen. Bei der beständigen Bewegung des Schiffes war es schwer, irgendwo einen festen Punkt zu finden. Man taumelte beständig hin und her. Da plötzlich macht unser Schiff eine bedeutende Schwankung, wie von unsichtbaren Händen ergriffen, fliege ich über den Korridor in die Nachbarkabine, wo ich einer alten Dame einen unfreiwilligen Besuch machte. So komisch die Situation auch war, zunächst waren wir beide ganz starr vor Ueberraschung. Kaum konnte ich mich wegen meines plötzlichen

Eindringens entschuldigen, da mußte ich schon eine entgegengesetzte Bewegung zum Rückzug benutzen. Nach mancher Anstrengung war ich oben im Damenzimmer angelangt und freute mich meines Sieges. Der Seegang wurde allmählich etwas ruhiger. Man konnte oben schon ein Fenster öffnen, und die frische Luft wirkte belebend auf alle die von der Seekrankheit so mitgenommenen, bleichen Gestalten. Und heute, da ich diesen Brief etwa in der Höhe von Lissabon schreibe, sind alle Spuren der ausgestandenen Schrecken verschwunden. Wir sitzen den ganzen Tag an Deck, das Meer ist blau, die Wellen spielen fröhlich mit einander, und im Sonnenstrahle erglänzen die weißen Schaumperlen. Ruhe und Frieden umgeben uns wieder nach dem entsetzlichen Gepolter, welches bei der großen Schaukelei im ganzen Schiffe herrschte. Der einzige Gedanke, den ich in all dem Getose fassen konnte, war: „Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen greulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe."

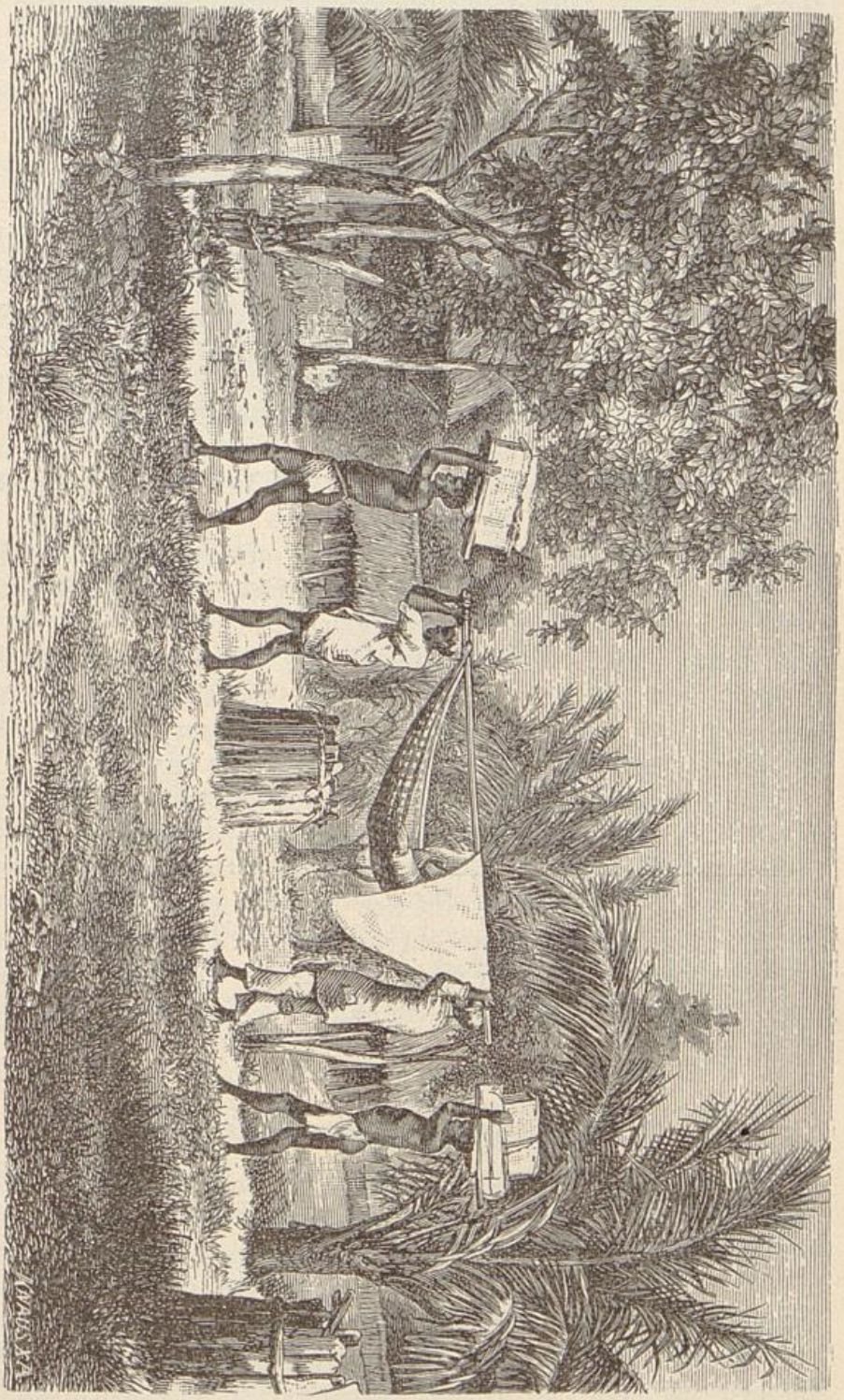
Blieb man auch von der Seekrankheit verschont, so konnte man oft während der ganzen Reise sehr an Appetitlosigkeit leiden. Das zeigt folgende kleine Episode. Im Jahre 1893 machte ich die Reise von Hamburg nach Afrika auf der „Lulu Bohlen". Trotz der reichen Auswahl, welche die Küche am Dampfer bot, befand ich mich in einer schlimmen Lage, weil mir die Fähigkeit zum Essen fast verloren gegangen war. Je näher wir unserem Reiseziele kamen, je weniger war ich imstande, Speise zu mir zu nehmen. Da wurde eine afrikanische Pfeffersuppe meine Rettung. Und das ging so zu. Als wir vor unserer letzten Station, Accra, angelangt waren, — in Adda hielt der Dampfer nicht — fuhren die uns begleitenden Missionare schon ganz früh hinüber ans Land, weil man annahm, der Dampfer würde etwa um neun oder zehn Uhr weitergehen. Als aber eine Verzögerung in seiner Weiterreise eintrat, kam Missionar Spieth, um uns drei, Frau Spieth, Fräulein Kies und mich auch noch zu holen. Die Brandung war gut, aber der Weg war sehr weit, weil der Dampfer so weit vom Lande lag. Endlich kam der große Augenblick, wo wir nach fast vier Wochen zum erstenmal wieder den Fuß auf festen Boden setzten. Wir gingen in das erste Basler Missionshaus und begrüßten die Missionare. Es wurde gemeinsam gebetet und gesungen. Auch in dem anderen Hause machten wir einen Besuch. Da stand schon ein gedeckter Tisch, und vor uns eröffnete sich die wonnevolle Aussicht, eine afrikanische Pfeffersuppe mit Fufu (Jamsklößen) zu essen. Aber plötzlich — ehe wir's gedacht — ertönt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

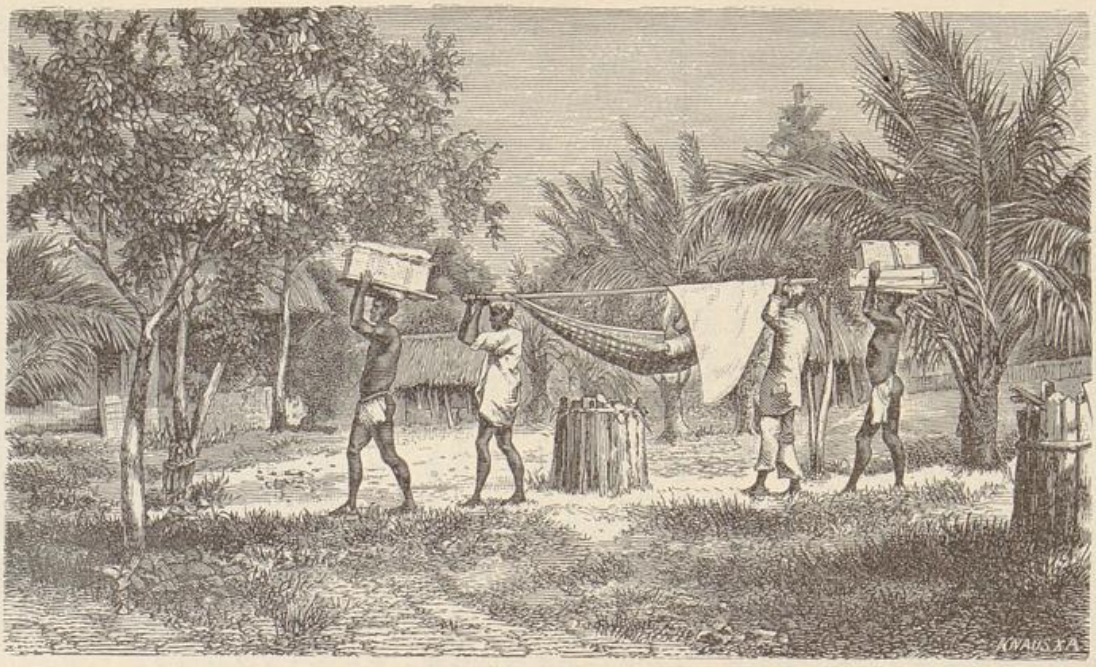
das verhängnisvolle Tuten des Dampfers, und ohne Murren müssen wir zurück auf die „Lulu". Nur wer weiß, was die Aussicht auf einen guten Fufu bedeutet, wenn man schon lange nicht recht hat essen können, kann sich unsere Gefühle ausmalen. Wir trennten uns betrübten Herzens. Da kam Missionar Thal der herrliche Gedanke, der Fufu wird eingepackt und mitgenommen. Gesagt, getan. Der afrikanische Suppentopf wurde mit einem guten Deckel versehen und ihm ein sicherer Platz im Boote gesucht. Obwohl die Wellen hoch gingen, kamen wir doch glücklich damit an Bord, und er hat uns gut geschmeckt.

b) Hängematten-Reisen.

In dem heißen Keta war für den Europäer von Zeit zu Zeit eine Luftveränderung geboten. Für uns Küstenbewohner war ein Aufenthalt auf den Bergen sehr erfrischend. Wir suchten zu dem Zwecke die schön gelegene Bergstation Amedzowe auf. Die Reise dorthin wurde in der Hängematte gemacht, denn diese war damals für Europäer das einzige Beförderungsmittel auf Reisen. Zu Pferde konnte man nicht weit ins Innere vordringen, eine oder zwei Tagereisen von der Küste war die Tsetsefliege dem Pferde todbringend. Auch das Rad, auf dem man jetzt viel schneller den Bestimmungsort erreichen kann, war auf den schlechten Wegen nicht brauchbar. Denn wo jetzt breite Wege ins Innere führen, auf deren Anlage die deutsche Regierung besonders bedacht ist, schlängelte sich vor zwanzig Jahren zwischen Gestrüpp und Buschwerk der schmale, unebene Buschpfad, nicht einmal für zwei Menschen nebeneinander breit genug. So mußte man sich tagelang in der Hängematte tragen lassen. Eine Strecke, die man jetzt in fünf Stunden mit der Bahn durchfährt, erforderte für die Hängematte drei bis vier Tagereisen. Was brachte solch eine Reise für Situationen mit sich! Fangen wir einmal gleich mit der schwankenden und wackeligen Lage in der Hängematte an. Da schwebt man also zwischen Himmel und Erde in der Matte von Segeltuch, die mit starken Stricken an einer Stange befestigt ist, deren vorderes Ende mit einem kleinen Querbrett auf dem Haupte des voranschreitenden Negers ruht, während das hintere Ende, ebenso mit einem Querbrett versehen, von dem nachfolgenden Träger gravitätisch auf dem Kopfe gehalten wird. Allerdings ist das Negerhaupt durch ein turbanähnliches Tuch von ziemlicher Dicke geschützt Nur dann und wann erhebt der Träger die Hand, um der Last auf seinem Haupte die richtige Lage zu geben, gewöhnlich hat der Kopf



Reise in der Hängematte.



Reise in der Hängematte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allein zu tragen. Dies geschieht allgemein mit solcher Geschicklichkeit, daß man ganz ohne jegliches Bangen da oben schwebt, wenn es auch manchmal im Trabe geht, manchmal durch so tiefe Wasser, daß die Träger halb drinn stecken, manchmal den Berg hinauf oder hinunter mit dem Blick in einen tiefen Abgrund.

Sehr umständlich wird eine solche Reise durch die vielen Leute, die zu ihrer Ausführung notwendig sind. Man gebraucht vier Träger für die Hängematte, von denen abwechselnd zwei zurzeit tragen, während die beiden anderen leer nebenhergehen. Das Gepäck wird in Lasten von je dreißig Kilo verpackt, die von einzelnen Leuten auf dem Kopfe getragen werden. Einer von diesen trägt eine Kiste mit Eßwaren, denn man muß sich für die Zeit der Reise mit Lebensmitteln versehen. Wasser in Flaschen, eine Spritmaschine, Eier, Milch, Brot, gebratene Hühner usw. werden mitgenommen. Auf der ersten Raststation werden dann alle diese Herrlichkeiten aus der Kiste geholt, die Spritmaschine in Gang gebracht, Wasser gekocht, Kakao bereitet, Eier gesotten, kurz, die Mahlzeit zugerichtet. Auch alles nötige Geschirr muß der Reisende mitnehmen, wenn er nicht in die Lage kommen will, seine Speise wie die Eingeborenen mit den Fingern direkt aus dem Topfe zu essen. An einigen Raststätzen kann man sich auch ein Huhn mit Pfeffersuppe kochen lassen und einen ordentlichen Fufu, d. h. Jamsklos, dazu.

Auf der alten Missionsstraße von Keta nach Ho hatte die Mission auf jeder Station einige Reisezimmer, die mit europäischen Betten und einigem Mobiliar versehen waren. Boten sie auch nicht die Bequemlichkeiten unserer Hotels, so ließ es sich für einige Stunden doch gut dort rasten. Um weniger lange den glühenden Sonnenstrahlen am Tage ausgesetzt zu sein, brach die Reisekarawane meistens schon in sehr früher Morgenstunde auf.

c) Reisen zur Bergstation Amedzowe.

Die erste von uns, welche eine afrikanische Reise machen sollte, war Schwester Lottchen Rohns. Sie war kaum vier Monate im Lande, als sie im März 1890 zur Pflege von Frau Missionar Spieth nach Ho reiste, und im Oktober desselben Jahres ging es ins schöne Avatimeländchen auf die Bergstation Amedzowe. Missionar Seeger machte dort damals die ersten Anlagen und baute das große Wohnhaus. Die Reise führte zunächst über die Keta-Lagune nach Anyako. Von da über Wute nach

Schwester Lottchen Rohns auf der Rast in Wute.

Waya drei Tagereisen in der Hängematte nach Ho und weiter über Matse und Wane den Berg hinauf nach Amedzowe. Missionar Bürgi begleitete Schwester Lottchen bis Waya, von wo aus er einen anderen Weg zur Rückreise wählte, um in verschiedenen Orten den Heiden zu predigen. Am 8. Oktober wurde aufgebrochen.

Ueber die Abreise von Keta lesen wir in einem Briefe von Schwester Ida vom 9. Oktober: „Gestern ist Schwester Lottchen zu Frau Seeger nach Amedzowe abgereist. Möge der Herr mit ihr und ihrem Dienste dort sein! Es war gestern ein freundlicher Tag und eine frische Brise für die Segelfahrt über die Lagune. Das Wasser in der letzteren hat schon wieder etwas abgenommen. Man hatte zunächst eine weite, wüstenähnliche Ebene, das ausgetrocknete Lagunenbett, zu durchschreiten, ehe man an den Wasserrand kam, wo sich das Boot befand. Missionar Bürgi konnte den nicht ganz trockenen Weg zu Fuß zurücklegen, indem er über die Pfützen sprang, nur die letzte Strecke trug ihn der lange John durchs Wasser ins Schifflein. Lottchen mußte in der Hängematte hingetragem werden. Wir haben noch lange gestanden und den Lieben nachgeschaut und herüber und hinüber gegrüßt mit Schirmen und Tüchern. Die Sonne schien zwar heiß, aber ein frischer, kühlender Wind kam über die Lagune. Ein drolliger Zwischenfall kommt mir in den Sinn. Also, unsere größeren Mädchen waren mit einigem Handgepäck vorausgeschickt zur Lagune. Dort angelangt, patschen sie gleich voll Wonne durchs Wasser hindurch zum Boot. Wir

ahnen es aber nicht und sehen sie nicht am Ufer. Ein Junge wird zurückgesandt, um die Mädchen zu holen. Der geht, von einem Mißverständnis geleitet, direkt zur Schule und räumt die Mädchenklasse aus. Bald erscheint er wieder, begleitet von der jubelnden Schar, die noch einmal fröhlich Schwester Lottchen begrüßte und dann eilig zur Schule zurückgesandt wurde."

Diese Reise wurde für Schwester Lottchen insofern verhängnisvoll, als sie einmal aus Versehen von den brennend heißen Sonnenstrahlen getroffen wurde. Sie bekam einen Sonnenstich, an dem sie noch jahrelang zu leiden hatte. In einem Briefe aus Amedzowe vom 28. Oktober schreibt sie selbst folgendes: „Nach glücklich zurückgelegter Reise erreichten wir am 10. Oktober Waya. Die letzte Tagereise bis Ho reiste ich unter dem Schutze eines alten eingeborenen Lehrers. Der 11. Oktober war ein recht heißer Tag, und leider passierte es mir, daß ich einmal beim Aussteigen aus der Hängematte meinen Kopf nicht schnell genug gegen die Sonne schützen konnte. Es war gerade in der Mittagsstunde, und nach Schatten sah ich mich vergeblich um, fühlte aber im Kopfe einen empfindlichen Schmerz. Ich war froh und dankbar, als ich die Hängematte wieder besteigen durfte. In Ho angekommen, fühlte ich mich freilich sehr müde und körperlich schlecht, worauf ich aber zu Anfang nicht achtete, gab es doch dort gleich alle Geschwister zu grüßen und viel zu erzählen. Tags darauf am Sonntag, den 12. Oktober, wurde die schöne, neu erbaute Kirche in Ho eingeweiht. Von nah und fern waren dazu die Festgäste zusammengeströmt. Wohl fast sämtliche Christen aus den näheren und ferneren Ortschaften waren gekommen. Auch die Schuljugend war stark vertreten. Es war ja ein Fest, wie man noch keins in unserer Mission feiern durfte, was gewiß für alle, die daran teilgenommen haben, unvergeßlich sein wird. Frühmorgens war ich mit Frau Knüsli und Frau Oßwald noch im Gotteshause, um beim Schmuck des Altars und der Kanzel zu helfen. Wie festlich prangte das Kirchlein schon, verziert mit

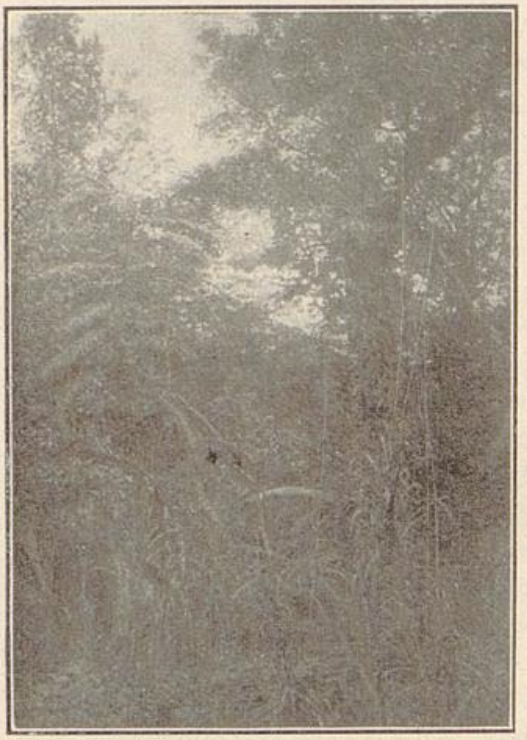
Rasthaus in Waya.

grünen Palmenzweigen, denen wir noch Blumen hinzufügten. Um neun Uhr etwa begann die schöne Feier. Unter Spieths Veranda, wo bis jetzt die Gottesdienste gehalten wurden, sprach Missionar Spieth ein Gebet, worauf sich die Gemeinde in feierlichem Zuge der Kirche nahte. Voran schritten die Missionare, dann die Frauen, dann die Gemeindeältesten, Lehrer und Schulkinder. Nachdem mit feierlicher Anrede der Schlüssel vom zeitweiligen Baumeister an Missionar Spieth übergeben war, zog die Gemeinde in das schöne Gotteshaus unter dem Gesange: „Tut mir auf die schöne Pforte." Viele schöne Reden wechselten mit Gesang von Kindern und der Gemeinde. Es war gar so lieblich, zu sehen, welche Freude es den Kindern war, daß auch sie durch ihren Gesang zur Erhöhung der Festfreude beitragen durften. Besonders schön klang der Doppelgesang der Avatimeer, von Erwachsenen ausgeführt. Die Avatimeer sollen überhaupt ein sangeslustiges Volk sein. Große Freude hatte ich auch an der Begeisterung verschiedener Festredner. Besonders gefiel mir ein Lehrer aus Matse, Samuel Newell, der mit großer Freudigkeit über das Wort: „Gott ist die Liebe", sprach, daß man ihm anmerken konnte, welch fröhlicher Christ er sein muß. Ein Evangelist von der Basler Mission erzählte von seiner Gefangenschaft in Asante. Es wäre noch viel von dem schönen Feste zu sagen, aber die Zeit reicht nicht.

Am nächsten Tage mußte ich mich legen. Ich hatte heftige Kopfschmerzen und war mehrere Tage recht krank. Die Folgen eines leichten Sonnenstichs machten sich bemerkbar. Endlich am Montag, den 20. Oktober, konnte ich zur Weiterreise nach Amedzowe rüsten. Es war alles bereit, um zwei Uhr sollte aufgebrochen werden. Da brach ein solcher Regen los, daß an Fortgehen nicht zu denken war. Es galt für mich einen schweren Kampf, um mich mich Geduld da hineinzufinden. Als aber am Abend ein heftiges Gewitter mit tüchtigem Regen kam, da erkannte ich, wie gut das Warten war. Am nächsten Morgen reichte ich Frau Oßwald, die mich mit rührender Sorgfalt während meiner Krankheit gepflegt hatte, die Hand zum Abschied.

Missionar Oßwald ging auf Predigtreisen und begleitete mich. Nach dem erquickenden Regen hatten wir in den Morgenstunden eine schöne Reise. Durch herrliche Gefilde führte unser Weg. Wir kamen durch das liebliche Tavievetal, wo im Jahre 1888 der Krieg war. In Matse wurde bei den freundlichen Lehrersleuten Samuel Newell und seiner

Frau Josephine die Nacht zugebracht. Josephine hatte abends Tee gekocht und für alles freundlich gesorgt. Sie ist ein lebendiger Beweis von der neuschaffenden Kraft des Wortes Gottes; denn sie war früher Fetischpriesterin. Wer sollte das für möglich halten, wenn man sie so liebevoll in ihrem Hause walten sieht! Endlich kam nun der letzte Teil der Reise. Bis Wane wurde die Gegend immer gebirgiger, dann ging es beständig bergan. Rauschende, klare Bergwässerlein mußten überschritten werden, hohe, steile Felswände sahen auf uns herab. So schritten wir durch den afrikanischen Hochwald hin. Wunderbar erschienen mir seine Baumriesen. Noch wunderbarer aber die Lianen, welche sich von Baum zu Baum durch die Lüfte schlingen. Fast armdick sind sie zuweilen, und hier und da sah man dunkelrot leuchtende Blüten an ihnen. Das war ein schöner Aufstieg. Missionar Seeger kam mir ein kleines Stück Weges entgegen, und auch seine liebe Frau bewillkommnete mich sehr freundlich. Am nächsten Morgen um neuneinhalb Uhr schenkte der Herr den glücklichen Eltern ein gesundes Töchterlein. Wie freundlich hatte der Herr es gefügt, daß ich trotz aller Hindernisse noch so schön zur rechten Zeit kam. Der kleine Siegfried, Siegerle genannt, ist ein lieber, munterer Bub von fünfviertel Jahren. Er hat große Freude an seinem kleinen Schwesterchen, betrachtet es freilich noch immer mit einer gewissen Scheu, aber doch mit Wohlgefallen.



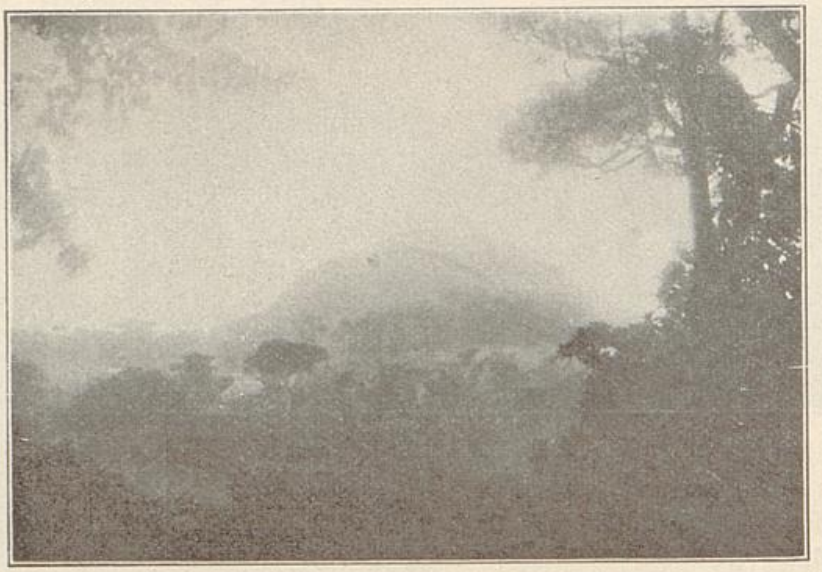
Lianen im Walde bei Amedzowe.

Hier oben in den schönen Bergen ist es unbeschreiblich schön. Amedzowe hat etwa eine Höhe von 600 Meter. Vom Fenster aus hat man einen geradezu großartigen Blick hinüber nach den fernen Bergen, die ein weites Tal abschließen. Bei klarem Wetter sieht man ein Stück des Voltaflusses, das seeförmig erscheint und silberhell leuchtet. O, und die nächste

Landschaft bei Amedzowe.

Umgebung ist so wunderschön! Der herrliche Baumwuchs, die schönen Blumen und Farnkräuter am Wege! Selbst Moos gibt es hier, und die Luft ist so wohltuend frisch."

In Keta sahen wir im November erwartungsvoll dem Dampfer entgegen, der die Weihnachtssachen für die Kinder bringen sollte. Leider erlebten wir seine Ankunft sowie die Freuden des Weihnachtsfestes nicht zusammen, denn ich sollte eine Erholungsreise auf die Berge machen. Im Vorjahre hatte ich vier Wochen nach unserer Ankunft in Keta gerade zu Weihnachten mein erstes Fieber. Es war deshalb für mich sehr traurig, daß ich auf diese Weise das zweitemal Weihnachten nicht mit den Kindern erleben sollte. Aber die Missionsgeschwister fanden, daß ich schlecht aussehe und erholungsbedürftig sei und hatten beschlossen, mich nach Amedzowe zu schicken. Man sagte immer wieder, es sei besser, nicht zu lange mit einer Luftveränderung zu warten. So gehorchte ich denn, wenn es mir auch herzlich schwer wurde. Wir nahmen uns in jener Zeit vor, niemals zu sagen „es ist zu schade" oder „es tut mir leid", sondern uns still in das Unvermeidliche zu fügen. Aber freiwillig war die Reise nicht. Am 25. November gab es wieder einen Abschied an der Lagune. Niemand von uns drei Schwestern ahnte, daß es eine Trennung für Monate und Jahre werden sollte. Von Anyako aus mußte ich mit der Hängematte reisen. So lange die Sonne noch nicht zu hoch stand, war meine Lage erträglich; je mehr wir uns aber der Mittagszeit näherten, desto heißer wurde es in meiner Hängematte, und es war mir nicht unlieb, als wir gegen 12 Uhr einen Rastplatz erreichten. Diesmal stieg ich in einem Negergehöft ab. Es war in Akati, halbwegs zwischen Anyako und Wute. Meine beiden Begleiter, Mago, eins unserer Mädchen, und



Blick auf den Gemi.

Aditsu, ein Schüler, der als Dolmetscher mitging, und ich setzten uns unter einen großen Schattenbaum mitten in den Hof. Aditsu suchte mir den schönsten Schemel, der im ganzen Gehöft zu finden war, damit ich nicht auf der Erde zu sitzen brauchte. Dann wurden die mitgebrachten Vorräte hervorgeholt und verzehrt. Bald stand eine ganze Schar Frauen und Kinder, neugierig zuschauend, um uns, und ein Ausruf der Verwunderung folgte dem anderen. Ich suchte, so gut ichs mit meiner geringen Kenntnis der Ewesprache konnte, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, aber es gelang nicht, und die Kinder erwiesen sich als sehr furchtsam und scheu. Nur einmal auf meiner ganzen Reise ist es mir begegnet, daß ein kleines Kind vom Arme seiner Mutter auf meinen Schoß kam. Allmählich wurde es mir zu heiß, im Freien zu sitzen, und ich bat eine Negerfrau, die eben mit ihren drei Kindern ihre Mahlzeit beendet hatte, wobei sie einmal mit der rechten Hand ein Stück Fufu (Jamsklos) nahmen und dann mit diesem in den schwarzen Suppentopf tauchten und es zum Munde führten, mir Aufnahme in ihre Hütte zu gewähren. Sogleich wurde der Raum schön gefegt, Mago legte mir eine Matte hinein, und ich schlief bald, auf ebener Erde liegend, fest ein. Ich hatte nicht gedacht, daß man à la Neger so vortrefflich schlafen könnte. Kaum war ich erwacht, als es hieß: „Es sind Boten aus Ho da!" Es waren zwei Männer, die Briefe nach Keta bringen sollten. Von diesen erfuhr ich, daß Missionar Spieth mir bis Toda, einem Orte,

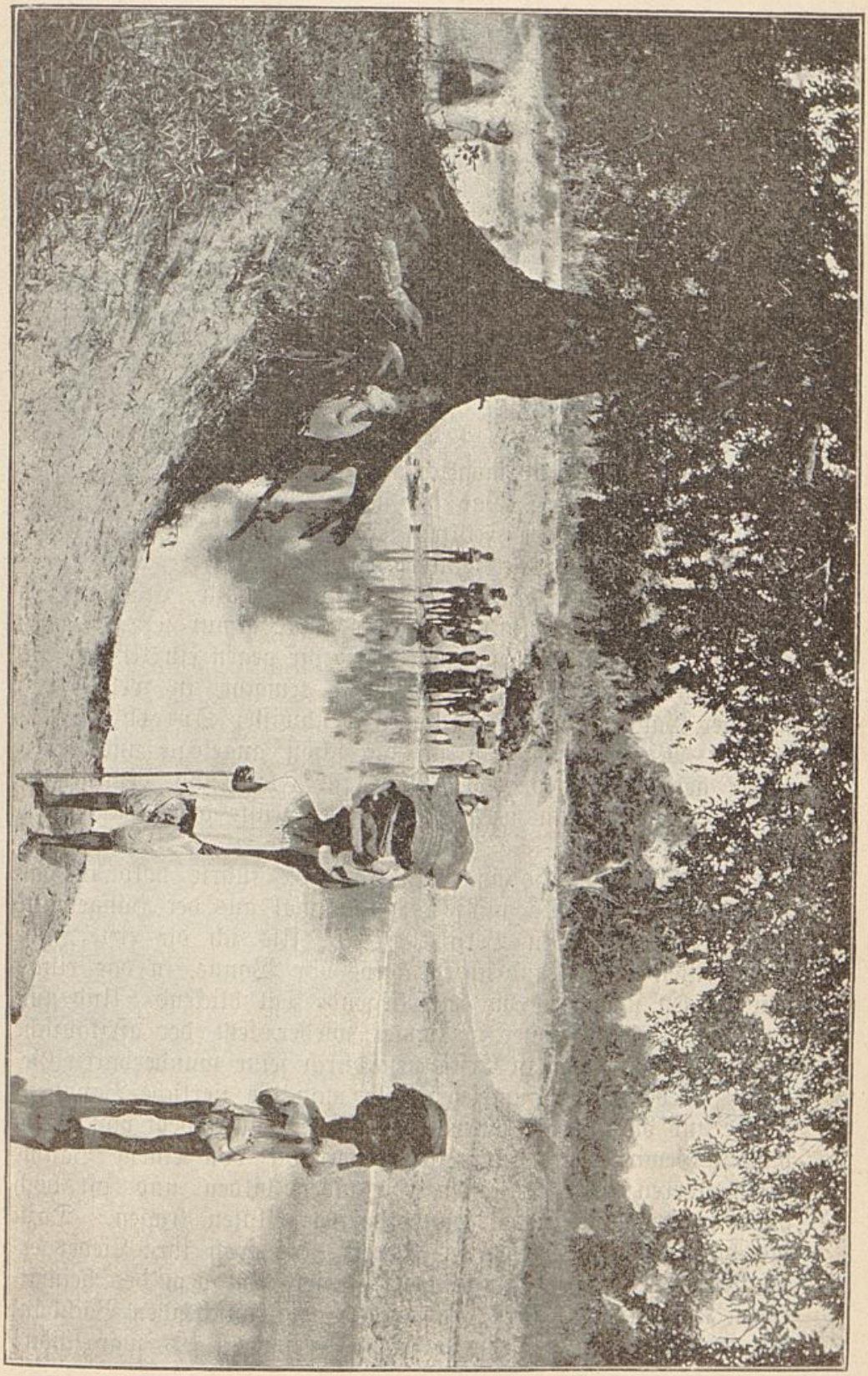
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den ich am nächsten Tage erreichen sollte, entgegenkommen würde. Das war für mich eine Freudenbotschaft, und die wollte ich doch gleich den Schwestern in Keta senden. Ich setzte mich also auf die Matte und schrieb ihnen den ersten Gruß von meiner Afrikareise. Jetzt wurde bald wieder aufgebrochen. Mein Weg führte nun durch eine Einöde, in der man weit und breit nichts erblickte als Fächerpalmen, deren große Blätter im Winde eigentümlich klapperten. Außer diesem wunderbaren Geräusch hörte man nur hier und da einen Vogel rufen oder die Grillen zirpen. Am Wowobach traf ich den englischen Beamten Mr. Inglefield, welcher den Wegbau dort beaufsichtigt. Ich hatte unterwegs schon einige Strecken des fertigen, mehrere Meter breiten Weges gesehen. Wir kamen jetzt unserem Reiseziele immer näher, und es war gut, denn die schwebende Bewegung in der Hängematte hatte mich so müde gemacht, daß ich mir zuletzt ihren Deckel dicht über den Kopf zog und sanft einschlummerte. Da plötzlich mitten auf dem Wege wurde ich von derber Stimme angerufen. Der Postbote von Ho war da, auf dem Wege nach Keta begriffen. Dieses war ein von der Mission angestellter Bote. Er hatte mir einen Brief von Frau Oßwald aus Ho zu geben, welcher einen herzlichen Willkommensgruß enthielt. Ich kroch, so schnell es gehen wollte, aus meiner schwanken Behausung, setzte mich mitten auf den Weg und schrieb ein zweites Brieflein nach Keta an die Schwestern, in dem ich ihnen vom Schluß des ersten Reisetages Kunde gab. Da lag schon Wute dicht vor uns. Ich legte das letzte Stück Weges zu Fuß zurück. Das Reisehäuschen war erreicht, die Türen werden geöffnet, Kisten und Kasten ausgepackt, ein guter Kaffee gebraut, und bald saß ich gemütlich am Tisch und ließ mir alles herrlich munden. Aber so ungestört sollte die Mahlzeit nicht vorübergehen. Obwohl das Reisehäuschen ein Stück von der Stadt entfernt liegt, so ist doch der Wasserplatz von Wute in dessen Nähe. Einzelne kamen, um Wasser zu holen und bemerkten, daß jemand eingekehrt sei. Bald wurde ich von einer Menge von Leuten förmlich belagert, sie wollten sich alle Dinge genau ansehen. Da gab es große Verwunderung, die sie in lauten Ausrufen kund werden ließen. Nachdem die Mahlzeit beendet und die Zuschauer sich zurückgezogen, ging es bald zur Ruhe; denn da der Mond hell schien, konnten wir am nächsten Morgen schon früh aufbrechen. Ganz allein war ich als einzige Europäerin in dem Heidendorfe mehr als eine Tagereise von der Küste entfernt. Auch meine Träger, die mit mir im Reisehäuschen

schliefen, waren Heiden. Aber ganz unangefochten und ohne Furcht konnte ich mich den Eingeborenen anvertrauen. Wie Eberhard von Württemberg, der von sich sagt, daß in Wäldern nach so groß er sein Haupt kann kühnlich legen jedem Untertan in Schoß, so konnten auch wir getrost uns in den Schutz der Eweer begeben. Am nächsten Morgen stand ich um drei Uhr auf und weckte die ganze Reisegesellschaft. Bald ging es in die mondhelle Nacht hinaus. An Stelle des immer gleichen Buschwerks trat jetzt mehr Hochwald, und die Gegend wurde etwas weniger einförmig. Wahre Riesen von Bäumen erhoben sich hier und da, unter ihnen war der Seidenbaumwollenbaum durch seine Höhe besonders ausgezeichnet. Ohne weiteres Ereignis kamen wir etwa um zwölf Uhr in Toda an. Ich stieg in einem Negergehöfte ab, in dem ich auch Missionar Spieth fand. Ich war sehr froh, ihn zu begrüßen. Er war eben angekommen und wollte gerade in dem noch heidnischen Orte predigen. Da ich noch nie eine Heidenpredigt gehört, bat ich, zuhören zu dürfen. Auf dem großen freien Platze von Toda, wo sonst die Gerichtssitzungen gehalten werden, waren schon viele Leute versammelt, die einer von Missionar Spieths Trägern durch eine Glocke zusammengerufen hatte. Da saßen an einer Seite unter großen Bäumen, die hinreichend Schatten gaben, die älteren Männer auf der Erde, in ihre Landeskleider gehüllt. An einem besonderen Platze saßen die jüngeren, wie es schien weniger angesehenen Männer, auf der anderen Seite standen die Frauen und Kinder. Sie bildeten einen großen Kreis um Missionar Spieth, der mit seinem Begleiter in der Mitte stand und zu ihnen sagte, was es ihnen nütze, daß sie immer zu ihren Götzen laufen und da Ruhe und Trost finden wollten. Wenn sie sich aufrichtig fragten, ob sie glücklich seien, so müßten sie gestehen, daß ihnen immer etwas fehle, daß sie mit allen ihren Opfern keine wahrhafte Vergebung der Sünden hätten und deshalb keinen Frieden. Unbewußt suchten sie immer etwas, das sie glücklich machen solle. Und das, was sie suchten, sei nur in Jesus. Dann hat er ihnen noch von dem Heiland erzählt. Einige erhoben Einwände, und es folgte ein längeres Hin- und Herfragen.

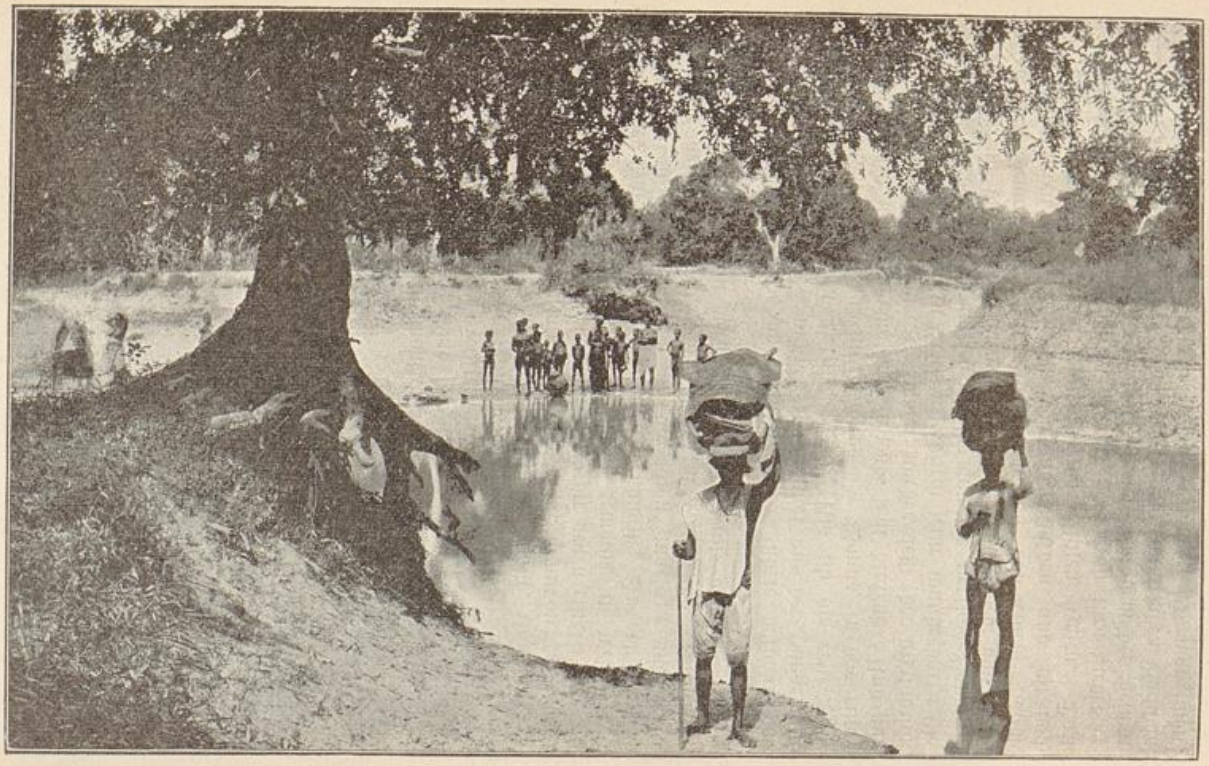
Als wir dann, nachdem ich noch vorher Aditsu mit einem Briefe an die Schwestern nach Keta zurückgeschickt hatte, unsere Reise fortsetzten, kamen wir bald an den Todzie-Fluß. Ich kam aus der Hängematte heraus, und drei Männer trugen mich durch den Fluß. In der Mitte bot dieser einen herrlichen Anblick, Riesenbäume senkten ihre Zweige ins Wasser, und Lianen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Flußübergang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

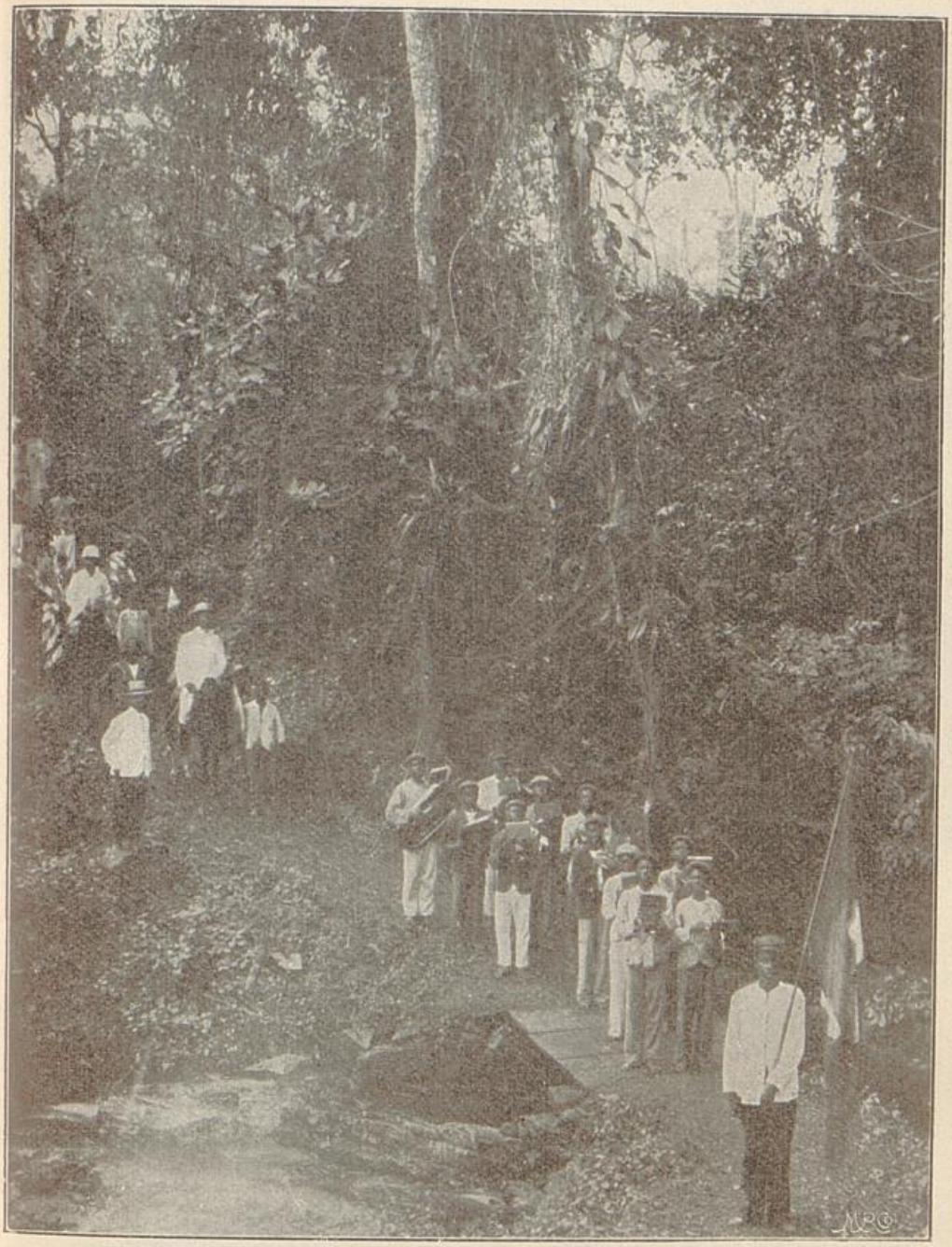


Flußübergang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

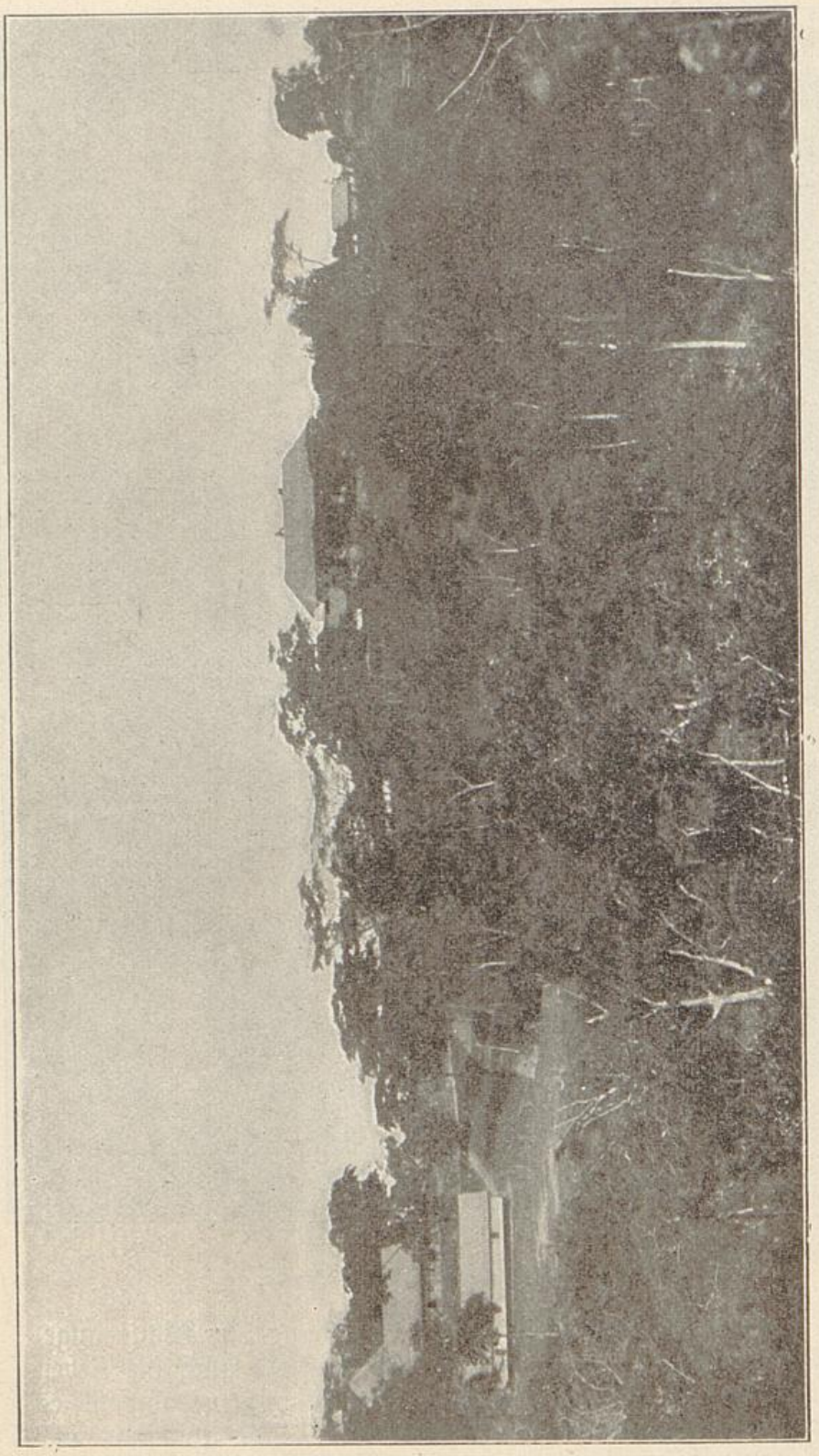
wanden sich von der einen Uferseite zur anderen. So ein afrikanischer Fluß mit seiner üppigen Vegetation an beiden Seiten sieht schön aus. Als wir eben in Waya ankamen, entlud sich ein heftiges Gewitter, das uns aber nichts mehr anhaben konnte, da wir eben vorher das Haus erreichten. Am anderen Morgen wurde ich schon um zwei Uhr geweckt. Ich war so müde, daß ich mich gar nicht besinnen konnte. Es sollte aber noch ein schwieriger Reisetag werden. Der Weg von Woya nach Ho führte uns an dem 590 Meter hohen Adakluberge vorüber, der sich einsam aus der Ebene erhebt. An seinem Fuße war ein Sumpf zu durchschreiten, in dem sich von dem heftigen Regen am Tage vorher so viel Wasser gesammelt hatte, daß die Träger wohl eine Stunde lang bis fast unter die Arme im Wasser maschieren mußten. Meine Hängematte wurde vorher so hoch wie nur irgend möglich an die Stange gebunden, damit ich kein unfreiwilliges Bad zu nehmen brauchte. Aber wie leicht hätte ein einziger Fehltritt eines der Träger mich in Berührung mit den dunkeln Fluten bringen können. Ich überlegte mir, daß ich im Falle eines Falles versuchen wolle, gleich auf den Füßen zu stehen. Selbstverständlich ging es nur sehr langsam vorwärts, und endlich, endlich kamen wir gegen ein Uhr in Ho an. Hier wurde eine achttägige Rast gemacht, in welcher ich mich der Gastfreundschaft der lieben Geschwister Spieth erfreuen durfte. Mit Staunen sah ich die schön angelegte und regelmäßig gebaute Station Ho. Was für Fleiß und Mühe hatte es gekostet, bis man so weit von der Küste diese Häuser errichtet hatte.

Der Weg von Ho nach Amedzowe führte bald in das Bergland hinein. Da mußte ich manchmal aus der Hängematte heraus und über den Berg klettern. Als ich die erste Höhe überschritten hatte, stand ich sprachlos vor Wonne, in das rings von Bergen umgebene vor mir liegende Tal blickend. Und nun wurde es immer schöner. Immer wieder setzt der afrikanische Wald den Beschauer in Erstaunen durch seine wunderbaren Gebilde. Neben den Baumriesen sieht man die zierliche Bananenstaude und die schlanke Palme, und alles ist durchwebt von einem bunten Gewirr von Schlinggewächsen, die von einem Baume zum anderen die herrlichsten Girlanden bilden und oft hoch oben in den Lüften die wunderbarsten Blüten tragen. Dazu die buntfarbigen, gefiederten Sänger, die froh ihre Lieder erschallen lassen, der Stundenvogel, dessen Ruf dem des heimatlichen Kuckucks ähnlich ist, und andere, die rauschenden Bächlein, die fröhlich über Felsgestein dahin springen. Es war schön!



Empfang eines Gastes vor Amedzowe.

Kaum waren wir am Fuß des letzten Berges in Wane angekommen und rasteten dort im Königshause, als auch die lieben Leute auf dem Berge von unserer Ankunft wußten, obwohl es dort weder Telegraph noch Telephon gab. Wie ging das zu? Das kleine Häuschen, welches Missionar Seegers bewohnten,



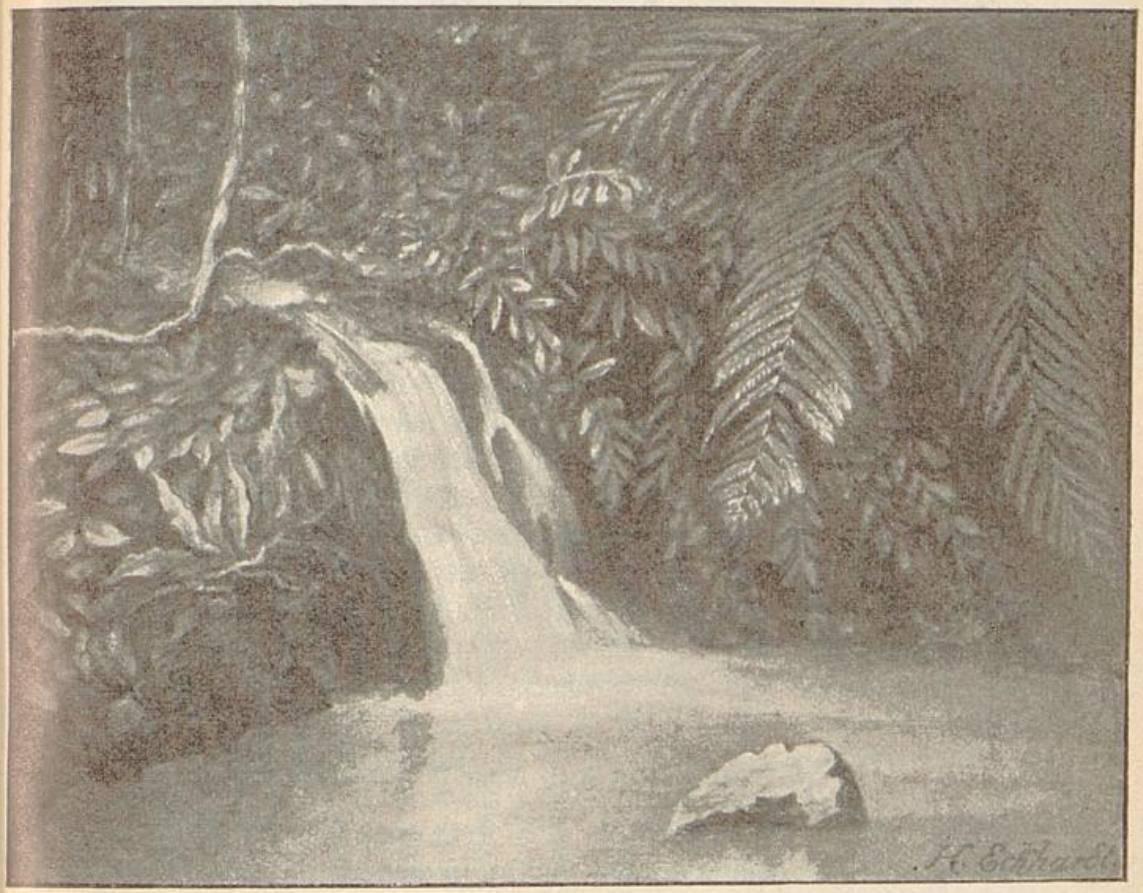
Kapelle und Schulhäuser. Missionshaus. Seminar.

Die Station Amedzowe.

Kapelle und Schulhäuser. Missionshaus. Seminar.

Die Station Amedzowe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wasserfall bei Amedzowe.

bot einen freien Blick auf den kahlen Kopf des Gayiberges, der nach Wane zu als senkrechte Felswand in das Tal hinabfällt. Von seiner Höhe sieht man Wane aus der Vogelperspektive wie eine Stadt aus der Spielzeugschachtel liegen. Eine deutsche Flagge winkte uns vom Gayi herab einen Willkommengruß zu. Die Fahnenträger, zwei Schulknaben, waren Abgesandte von Missionar Seeger, dem die flatternde Fahne im Missionshäuschen von Amedzowe gleichfalls die Ankunft der Reisegesellschaft drunten im Tale meldete. Lottchen wußte nun ganz genau, wann ich oben sein konnte und kam mir auf dem Wege entgegen. Das war eine freudige Begrüßung in der schönen Gebirgswelt. Missionar Seeger stand oben am Wege an der kleinen Pforte. Nun ging es hinein zu Frau Seeger und den Kindern. Das kleine Klärchen blühte wie ein Bergröschen, und Siegerle sprang schon lustig umher. Es waren schöne, ungetrübte Wochen, die wir zusammen da oben verlebten, wir durften viel Liebe und Freund-

lichkeit erfahren. Als ich siebzehn Jahre später wieder nach Amedzowe kam, wurde mir beim Anblick des großen Platzes vor dem Hause plötzlich die vergangene Zeit wieder lebendig. Ich sah mich wie damals von den lieben Gestalten umgeben, die zum Teil schon lange nicht mehr hienieden weilen und konnte mich der Tränen nicht erwehren.

In eine neue Welt fühlten wir Bewohner der sandigen Küste von Keta uns versetzt. Die Besteigung des 800 Meter hohen Gemi, der Felsenweg nach Gbadzeme, die weißen Lilien am Bach auf dem Akomewege, die Palmenliane an der Wasserquelle, der sonntägliche Kirchgang zur Lehmhütte am Bergeshang — wie war das alles schön! Und dann die Abendspaziergänge mit den Kindern, Siegerle auf den Armen des Vaters, Klärchen abwechselnd von uns oder der Mutter getragen, das Weihnachtsfest mit seinen mancherlei Freuden! Es war schön! „Wie freue ich mich, wenn ich erst auf der Rückreise bin und in meine geliebte Arbeit zurückkehre," hatte ich in die Heimat geschrieben, ehe ich Keta verließ. Aber diese Reise hatte doch unvermutet viele Freude gebracht.

d) Eine Reise auf dem Voltafluß.

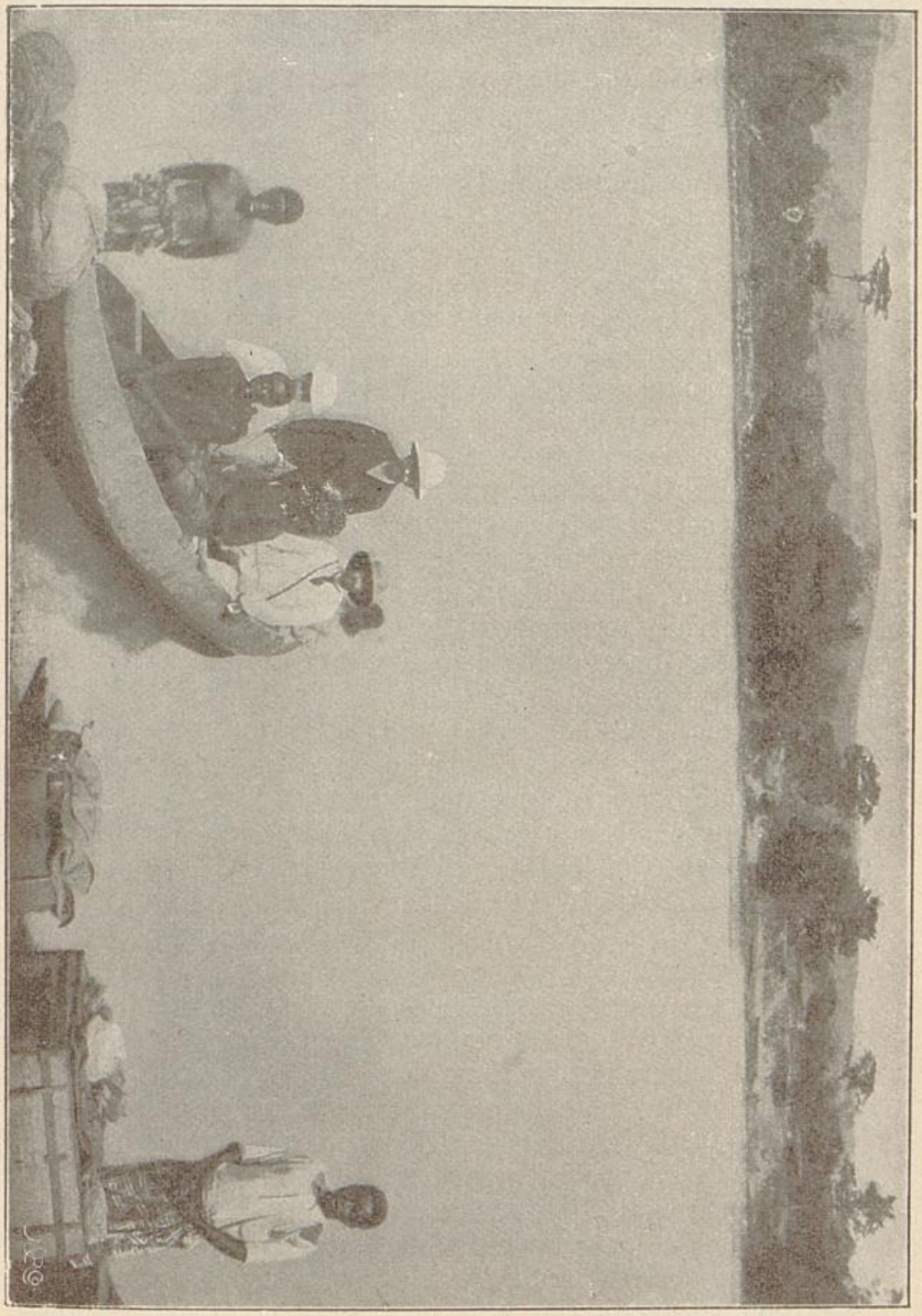
Die nächste Dampferstation von Keta nach der Goldküste ist Adda, an der Mündung des Volta in den Atlantischen Ozean gelegen. Seeartig hat der mächtige Strom sich erweitert, ehe er seine Wellen mit denen des Meeres vereinigt, und deutlich zeigt eine Linie den Zusammenfluß der beiden Gewässer. In Adda ist die Brandung meistens so unruhig, daß man eine Reise dorthin gewöhnlich zu Lande macht. Schwester Sophie Schmidt brachte einmal ihre Ferien in Odumase auf der Goldküste bei ihrer Schwester zu und erzählt von dieser Reise. „Diesmal kommt mein Brief nicht aus dem Ewelande, sondern aus der Ga-Ebene, da ich die Weihnachtsferien bei meinen Geschwistern zubringen darf. Freitag, den 16. Dezember, nachts 11 Uhr, verließ ich Keta in der Hängematte. Ein Mann mit einer brennenden Laterne ging allen voraus. Diesem folgten der Kofferträger und die Ersatzträger, die Hängematte machte den Schluß. So bewegte sich der kleine Zug durch die lautlose Stille der Nacht dahin. Es ging auf und ab durch ein sehr unebenes Gelände, dann durch Sümpfe, mit denen meine Hängematte zum großen Nachteil ihrer Sauberkeit öfters in Berührung kam, dann durch hohes Gras, dann durch eng zusammenstehende niedrige Palmen, deren betaute Zweige oft mein Gesicht streiften. Weder Mond noch

Sterne waren sichtbar, so ging es bei der herrschenden Dunkelheit oft in die Irre, was nicht gerade zur Abkürzung der Reise beitrug. Um halb zwei Uhr morgens langten wir in Woe an. Der Lehrer wurde aus dem Schlaf geweckt und brachte Speise und Trank für die Träger, die hier eine kurze Rast hielten. Für mich war diese Unterbrechung weniger angenehm, obwohl ich vergeblich versucht hatte, in der Hängematte zu schlafen. Weiter ging's durch verschiedene Städte und Dörfer nach Atoko, wo abermals Rast gemacht wurde. Der Tag war inzwischen angebrochen. Im Hause des Königs wurde mir ein hübsches Zimmer angewiesen, in welchem ich mich mit Speise und Trank aus meinen mitgenommenen Vorräten erquickte. Von allen Seiten kamen Kinder und Frauen, um mich zu sehen. Aber einer der Träger postierte sich, Zuckerrohr kauend, vor die Tür, um ungebetene Gäste und neugierige kleine Afrikaner fernzuhalten. Nachher fand Audienz beim König von Atoko statt. Er saß, von seinem Hofstaat umgeben, auf seinem Königsstuhl und war mit einem bunten Landestuch bekleidet. Seine Majestät erkundigte sich angelegentlich nach den Europaleuten und den Bewohnern von Keta, dann fragte er mich nach dem Zwecke meiner Reise. So gut meine Kenntnis der Ewesprache es zuließ, stand ich ihm Rede und Antwort. Wir setzten nun unseren Weg fort, und zwar am Meeresufer. Es war nun heller Tag. Fröhlich singend marschierten die Träger dahin. Sie freuten sich der Tageshelle. Von Zeit zu Zeit kam eine vorwitzige Welle über ihre Füße gelaufen; das war ihnen offenbar gar nicht unangenehm. Ganz prächtig war das Meer anzuschauen, die Sonnenstrahlen spiegelten sich in seinen Wellen. Ein kühler Wind strich durch die Hängematte und ließ keine allzugroße Hitze aufkommen. Um elf Uhr kam Atiteti in Sicht. Die Träger bogen nun landeinwärts, und ein unbeschreiblich schöner Anblick bot sich bald meinem überraschten Auge. Vor mir breitete sich die große, weite Wasserfläche des Volta aus. In den letzten vier Stunden hatte ich nur eine sandige Ebene, mit wenigen Kokospalmen besetzt, gesehen. Und nun erblickte ich die mit prächtigem Grün bewachsenen Voltaufer. Es kam mir vor, als wäre ich plötzlich in die schönste Frühlingslandschaft versetzt. Das Auge konnte sich gar nicht satt sehen an der herrlichen Pracht. Und dort lag auch schon das Boot, das mich über den hier meerartig erweiterten Fluß an das jenseitige Ufer bringen sollte. Die Bootsleute hatten schon lange gewartet. So fertigte ich schnell meine Träger ab, und fort ging's. Von kräftigen Armen gerudert, flog das Boot pfeilschnell durch die klare Flut. Aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Mangrovenhainen hörte ich das fröhliche Gezwitscher munterer Vögelein. Die Großartigkeit der Szenerie ließ mich meine Müdigkeit vergessen. Um zwei Uhr landeten wir in Adda, wo ich bei Geschwister Finke freundliche Aufnahme fand. Ich durfte zwei Tage ihre Gastfreundschaft genießen.

Den schönsten Teil meiner Reise hatte ich noch vor mir, die Dampfbootfahrt flußaufwärts von Adda nach Akuse. Am Dienstag morgen um drei Uhr mußte ich mich wieder reisefertig machen. Nach rasch eingenommenem Frühstück wurde der Weg nach dem Volta eingeschlagen. Dort harrte das Boot schon dampfend und pustend meiner. Bald ertönte das Zeichen zur Abfahrt, der Dampfer setzte sich in Bewegung, und ich richtete mich in der hübschen Kabine, die mir alleine zur Verfügung stand, häuslich ein. Die Fahrt war sehr interessant. Die Flußufer boten ein beständig wechselndes Bild. Bald waren sie von dichten Mangrovenwäldern eingefaßt, dann von Palmen, zwischen deren Stämmen Negerhütten hervorlugten. Gebüsch und blühendes Strauchwerk wechselte mit lang hingestreckten Sandbänken. Kanoes, mit den Erzeugnissen des Landes beladen, fuhren den Fluß hinauf und hinunter. Langbeinige Fischreiher holten sich ein leckeres Frühstück aus dem Wasser. Es gibt viele Krokodile und Seekühe im Volta, leider konnte ich keine entdecken, obwohl ich jeden am Ufer liegenden Baumstamm gründlich ansah, ob er nicht etwa ein schlummerndes Krokodil sei. Nach einiger Zeit brach die Sonne durch den Morgennebel, sie stieg in glänzendem Bogen am Horizonte auf und tauchte die ganze Landschaft in rosiges Licht. Es war wunderschön, und unwillkürlich kam mir das Lied in den Sinn: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Gegen Mittag brannte die Sonne sehr heiß. Ich zog in der Kabine die Vorhänge herab und versuchte, die gestörte Nachtruhe nachzuholen. Doch das wollte nicht recht gelingen, denn bei jedem vorüberfahrendem Kanoe entspann sich eine längere Begrüßungsszene der beiderseitigen Bootsleute. So freute ich mich, als um zwei Uhr mein Schwager auf das Dampfboot kam. Er hatte die Schulen am Flusse geprüft und machte nun mit mir die Reise heimwärts. Die letzten Reisestunden vergingen rasch unter gegenseitigem Erzählen. Um halb sechs Uhr abends waren wir am Ziele unserer Flußfahrt, doch noch nicht unserer Reise. In Akuse wurde übernachtet, und am Mittwoch morgen kamen wir nach Odumase. Dieses ist rings von Palmenwäldern umgeben. Durch das Fenster blicke ich auf die Berge. Hier und da erblickt man schmale



Eine Hochfahrt über den Volta.

Pfade, kaum breit genug für zwei Füße. Das gibt hübsche Spaziergänge, wenn man erst die Furcht vor den Schlangen überwunden hat."

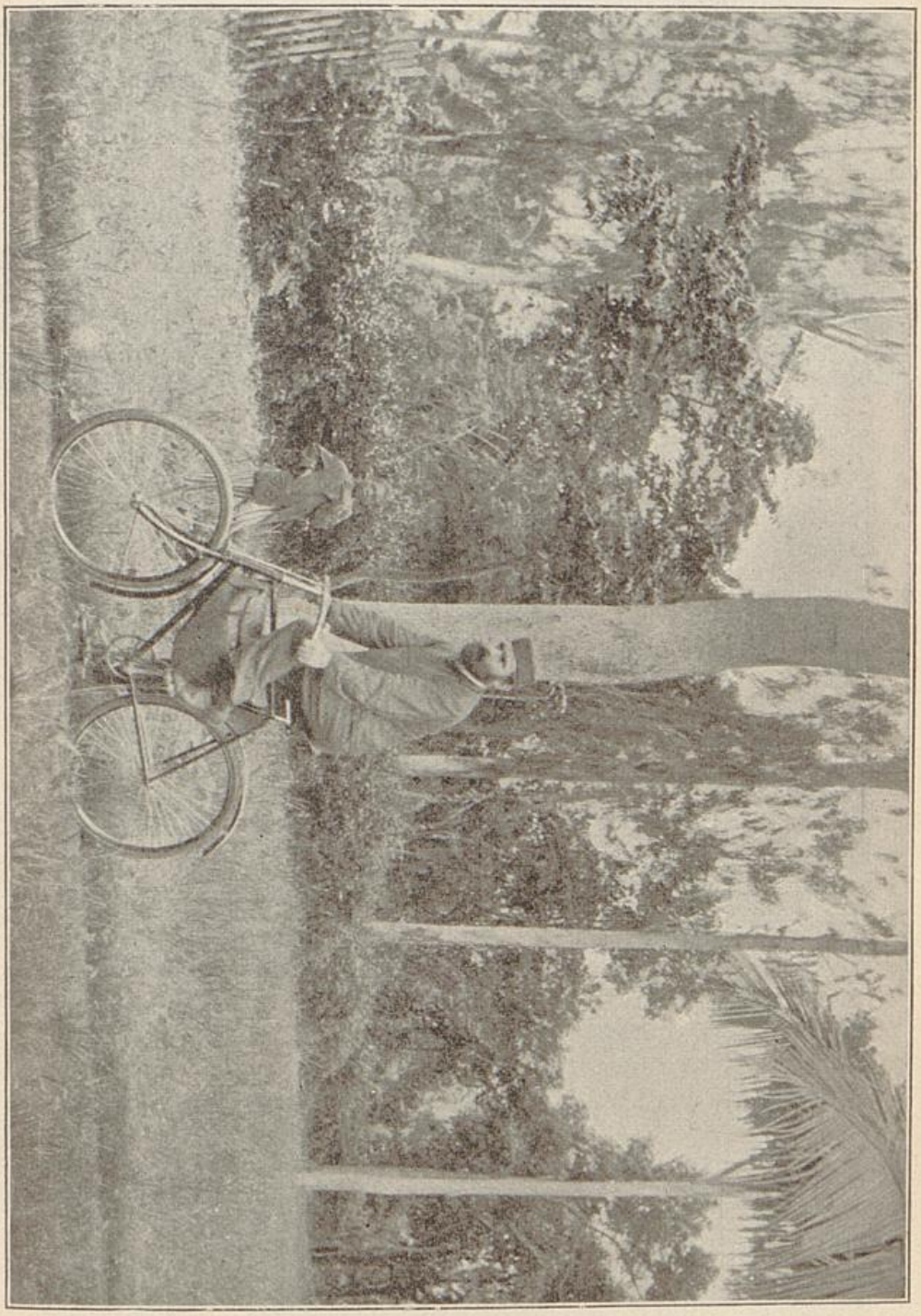
e) Fahrrad- und Eisenbahnreisen.

Eine Hängematten-Reise im alten Stile wird man heute kaum noch in Süd-Togo machen, obwohl die Hängematte noch nicht ganz überflüssig geworden ist. Da, wo die von der Regierung angelegten Fahrstraßen und Wege das Innere schon erschlossen haben, kommt das Fahrrad zur Anwendung und in neuester Zeit kann man auch die Eisenbahn benutzen. In drei Richtungen führt die Bahn den Reisenden rasch seinem Ziele entgegen, an der Küste von Lome nach Anecho, in nordwestlicher Richtung nach Palime, in nördlicher nach Atakpame. Es ist merkwürdig, wie rasch die Eingeborenen sich an die Benutznng des ihnen bis dahin unbekannten Verkehrsmittels gewöhnt haben und wie sie auch sofort einen passenden Namen dafür gefunden haben. An was erinnert wohl das dampfende und prustende Ungestüm, die Lokomotive, mehr als an den Dampfer, den die Eweer schon jahrelang an ihrer Küste verkehren sehen? Darum hat sie einfach den Namen „Landdampfer" erhalten.

Wie in einer Großstadt sieht man in Lome die Marktleute am Morgen etwas nach acht Uhr dem ersten von Anecho kommenden Zuge entsteigen. Eier, Hühner, Mais, Bananen, Ananas tragen sie in großen Kalabassen auf dem Kopfe in die Stadt, wenn sie überhaupt so weit kommen, denn viele Händlerinnen kaufen ihnen schon unterwegs ihre Ware ab.

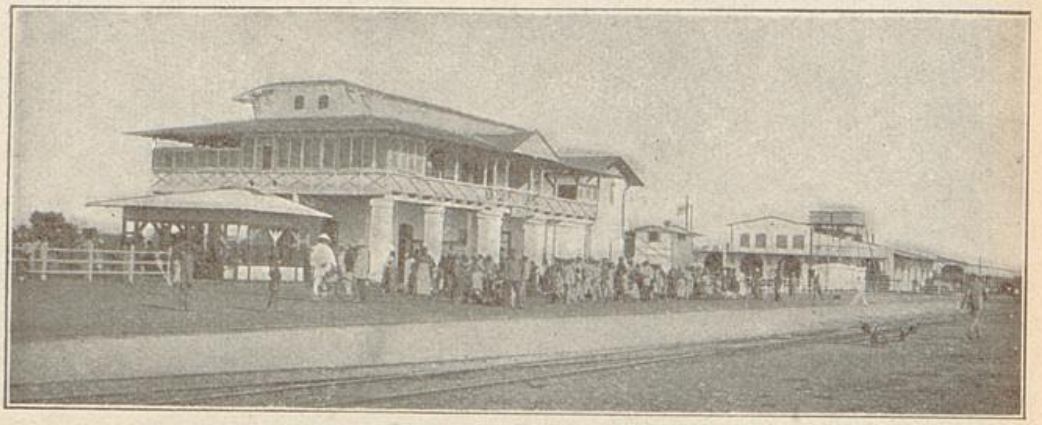
Es ist unglaublich, was für ein Leben und Treiben beim Ankommen und Abfahren eines Zuges auf dem Bahnhofe von Lome herrscht. Wohl eine Stunde vor Abgang des Zuges nach Palime ist der Bahnhof schon mit Menschen überfüllt. Die Eingeborenen gehen meistens auf Handelsreisen, darum hat jeder mehrere Lasten bei sich. Da steht der weiße Zugführer, welcher das Gepäck zu wiegen hat, neben seiner Wage. Alles stürzt mit lautem Geschrei und lebhaften Bewegungen auf ihn zu. Jeder und jede redet in der Landessprache auf ihn ein, denn jeder will zuerst bedient sein. Er aber schaut mit eiserner Ruhe in das bunte Gewirr und erhebt von Zeit zu Zeit einen langen Stock, den er die Aufdringlichen und Lärmenden fühlen läßt. Es ist für ihn das einzige Mittel, um Ordnung zu schaffen. Dabei läuft ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn. Er aber läßt unentwegt eine Kiste nach der anderen auf die Wage setzen und teilt einen Gepäckschein nach dem anderen aus. Man merkt es ihm an, so geht es hier alle Tage zu. Endlich, endlich ist alles erledigt, aber noch ist der Zug nicht eingelaufen. Es ist noch zehn Minuten Zeit. Damit die Ungeduldigen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



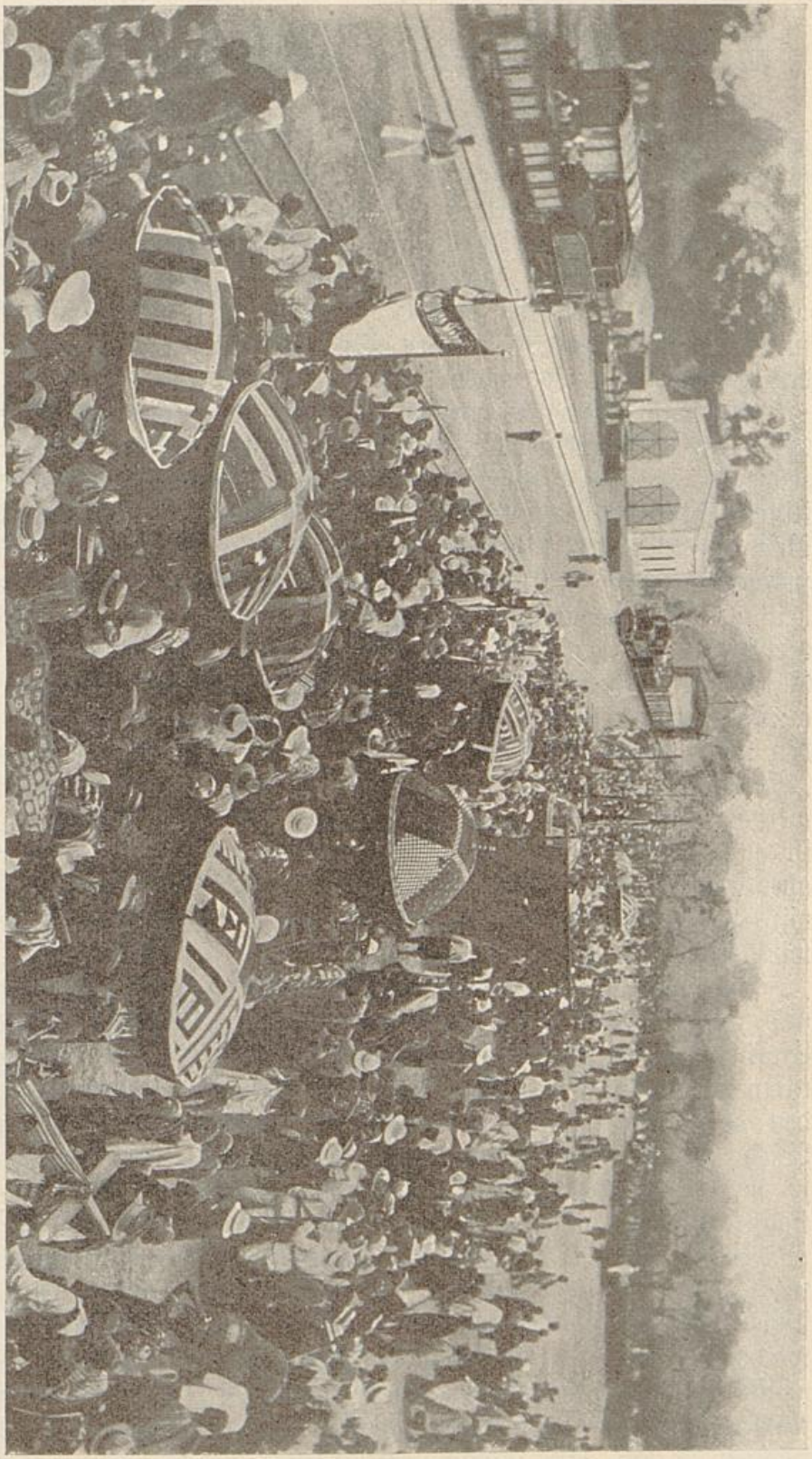
Auf dem Zweirad in Ho.

Ueberhastigen den Ankommenden Zeit zum Aussteigen lassen, sind sie durch einen Kordon abgesperrt, also noch immer in der Angst, ob sie auch mitkommen und ob sie einen guten Platz für sich und ihr vieles Gepäck finden. Da braust der Zug



Bahnhof in Lome.

heran. Geschrei und Unruhe beginnen von neuem, jetzt aber in verdoppeltem Maße, denn die Ankommenden rufen nach ihren auf den Bahnhof bestellten Lastträgern. Kaum sind die ersten Leute ausgestiegen, da läßt es denen hinter dem Kordon keine Ruhe mehr. Einer wagt es zuerst, die Absperrung zu überschreiten, und sofort folgt ihm die ganze Schar mit lautem Rufen. Alles stürzt sich auf die leergewordenen Wagen und sichert sich und seinen Sachen den besten Platz. Bänke gibt es nur in der I. und II. Klasse, in der III. sitzt jeder auf seiner Kiste inmitten seiner Herrlichkeiten. Auf den Zwischenstationen werden Erfrischungen zum Verkauf angeboten, Maisbrot, gekochter Reis, Jams, Hühner, Früchte und Palmwein. Zur Zeit, da der Zug ankommt, ist die Ware, frisch gebacken und gekocht, am Platze. Nachdem die flache Küstenlandschaft mit Mais, Jams und Erdnußfeldern hinter uns liegt, auch die Oelpalmenebene durchfahren ist, wird die Landschaft hügeliger und die Vegetation reicher. Da erhebt sich vor uns der 1014 Meter hohe Aguberg, ein Gebirgsstock, der wie der Adaklu einsam aus der Ebene aufsteigt. Wundervoll heben sich die merkwürdigen Bergformen vom blauen Himmel ab. Wir sind ihm so nah, daß wir meinen, ihm seine Geheimnisse ablauschen zu können. In fünf Stunden sind wir in Palime. Mit dem Fahrrad kommen wir noch nach Kpedze und von da wandern wir in zwei Stunden auf die Höhe von Amedzowe, wo wir am Abend ankommen. Wer das Fahrrad nicht handhabt, übernachtet in Palime bei den freundlichen Lehrersleuten und läßt sich am nächsten Tage in der Hängematte nach Amedzowe tragen. So wird jetzt in einem oder zwei Tagen erreicht, was früher vier währte.



Einfahrt des ersten Eisenbahnzuges in Kalime am 22. Januar 1902.

Einfahrt des ersten Eisenbahnzuges in Palime am 27. Januar 1907.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.

„Navigare necesse est, vivere non est." „Zur See fahren ist nötig, zu leben nicht." Also steht über dem Seefahrtshause in Bremen geschrieben. Man könnte das Wort auch so prägen: „Mission treiben ist notwendig, leben nicht." Schifffahrt kann nicht ohne Darangabe des Lebens getrieben werden, Mission auch nicht. „Er ist es wert, daß man ihn ehrt und sich in seinem Dienst verzehrt!" Ohne diese Gesinnung kann niemand in der Mission arbeiten. Sie fordert das Ganzopfer eines Lebens.

Als wir, meine Schwester Lottchen und ich, im Oktober 1889 vor versammeltem Vorstande in Bremen unsere Instruktion erhielten, da sagte unser verehrter Herr Präses Schröder in seinem Abschiedsworte an uns: „Mission ist Passion." Von der Wahrheit dieses Wortes haben wir Schwestern in den zwanzig Jahren ein gut Teil erfahren. Es ist durch viel Krankheit und Not gegangen, ja auch der Tod hat unser Haus nicht verschont. Es hat Zeiten gegeben, in denen es schien, als ob die Arbeit wegen Mangels an Arbeiterinnen nicht fortgeführt werden könne. Aber in all diesen Trübsalszeiten tönt uns aus den Briefen der Schwestern immer wieder die Bitte entgegen: „Gebt unsere Arbeit nicht auf!" Sie darf nie aufgegeben werden. Gott wird uns zur rechten Zeit Hilfe senden. Das ist ganz gewiß." Es ist durch manche dunkle Tiefe gegangen, aber immer wieder hat uns Gottes starke Hand errettet, und wir konnten getrost sprechen: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben."

Vor zwanzig Jahren erforderte das Klimafieber in Togo und auf der Goldküste sehr viel mehr Opfer als jetzt nach der Einführung der prophylaktischen Chiningabe. Der Gesunde nimmt jeden Tag 0,2 gr oder jeden siebenten Tag 1 gr und den darauffolgenden noch einmal 1 gr oder 0,5 gr Chinin. Wird dadurch einem Fieberanfall auch nicht ganz vorgebeugt, so wird seine Wirkung doch abgeschwächt. Der Erfolg ist erstaunlich. Von großer Bedeutung ist es auch, daß überall die Moskito, welche den Fieberstoff von Mensch zu Mensch überträgt, durch Entziehung ihrer Brutstätten, Pfützen und Tümpel, soviel als möglich unschädlich gemacht wird. Sanitätsbeamte wachen über die Reinlichkeit in Gehöften und Häusern. Nirgends darf stehendes Wasser gefunden werden, sei es in offenen, flachen Gefäßen oder Wasserlachen. Die für den Haushalt nötigen Tanks sind immer mit einem Deckel versehen, auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind sie zu tief, um gefährlich zu sein. Moskitonetze und Moskitodraht bieten einen Schutz vor dem gefährlichen Stich, der hauptsächlich nachts erfolgt. In Lome gibt es fast gar keine Moskitos, da die Lagune eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt und manchmal gänzlich ausgetrocknet ist. Eine der Schwestern hatte während ihres ersten Aufenthaltes in Lome nicht ein einziges Fieber und erfreute sich der besten Gesundheit. Die Furcht vor dem Klima braucht niemand von der Missionsarbeit in Togo zurückzuhalten. Es gibt Europäer, die sich jahrelang sehr wohl dort befinden.

Dennoch ist durch das Klima von Zeit zu Zeit eine Rückkehr in die Heimat geboten. Alle drei Jahre muß ein Jahr Urlaub in Europa verbracht werden. Der hierdurch entstehende häufige Wechsel der europäischen Arbeiter ist eine große Schwierigkeit in der westafrikanischen Missionsarbeit. Am schwersten traf uns immer eine unvorhergesehene Krankheit und die plötzlich notwendig werdende Rückkehr einer Schwester nach Europa.

Wenn ich in dem Folgenden meine Leser einen Blick tun lasse in die mancherlei schwierigen Lagen, in welche Krankheitszeiten uns brachten, so darf man dabei nicht vergessen, daß sie zu den Ausnahmen gehörten, sie waren nicht Regel.

a) Erste Proben.

Während meine Schwester Lottchen und ich Ende des Jahres 1890 in Amedzowe weilten, blieben die Schwestern Ida Schultz und Christine Bernhard in Keta zurück. Wir hofften, schon nach wenigen Wochen wieder mit ihnen vereinigt zu sein. Aber ehe ich von Amedzowe zurück war, hatten sie beide die Reise nach Europa antreten müssen. Am 23. Dezember erkrankte Schwester Ida am Fieber. Es stellten sich so heftige Herzbeklemmungen ein, daß der hinzugezogene Arzt, Dr. Gunn, erklärte, ihre Herztätigkeit sei zu schwach. Soweit Menschen sehen könnten, würde sie einen zweiten Anfall oder ein stärkeres Fieber nicht überstehen. Er riet daher zu schleuniger Heimkehr. Das war ein schwerer Schlag. Schwester Lottchen wurde auf der Rückreise in Ho von dieser Trauerbotschaft überrascht. Frau Knüsli, die damals noch in Keta war, und Frau Bürgi hatten der einsamen Christine in den schweren Tagen treulich beigestanden. Schwester Lottchens Rückkehr nach Keta wurde unter diesen Umständen um so freudiger begrüßt. Die beiden Schwestern hofften nun, bis zu Idas

Abreise, die für Mitte Januar in Aussicht genommen war, sich in die Pflege zu teilen und dann die Arbeit einstweilen gemeinsam fortführen zu können. Aber noch Schwereres kam. Schwester Lottchen mußte sich mit Fieber und heftigem Kopfschmerz infolge eines Sonnenstichs legen, und wieder halfen Frau Knüsli und Frau Bürgi mit großer Hingebung, bis es Lottchen wieder besser ging. Schwester Ida hatte tapfer den schweren Kampf gekämpft und sich aus der ihr so lieb gewordenen Arbeit losgerissen. Wie oft hatte sie es ausgesprochen: „Mein ganzes Leben möchte ich hier arbeiten dürfen!" Nun fügte sie sich still und gehorsam in diese schwere Führung des Herrn. Ihr Leiden kehrte, nachdem es einige Tage besser war, mit doppelter Heftigkeit wieder. Eines Tages, es war am 16. Januar nachmittags drei Uhr, glaubte sie ihr Ende gekommen. Die Missionare kamen mit ihren Frauen, um von ihr Abschied zu nehmen. Da plötzlich kommt ein Bote, der die Ankunft des Dampfers „Adolf Woermann" meldet. Die todkranke Ida wird in eine Hängematte gepackt und an den Strand getragen. Dort nimmt das Boot sie auf, das sie durch die Brandung zum großen Dampfer hinüber bringt. Weinend stehen die Kinder umher, sie können der scheidenden Aweno, d. h. Herrin, nicht einmal mehr die Hand zum Abschied reichen. Aber schon seit mehreren Tagen hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß Schwester Ida in solcher Schwäche nicht allein reisen darf. Schwester Christine soll sie ein Stück begleiten, bis eine Aenderung zum Besseren eintritt. An Bord angelangt, erklären Kapitän und Schiffsarzt, sie übernähmen keine Verantwortung, die Begleitung müsse für die ganze Reise sein. Das war für alle Beteiligten schwer, aber es war so, wie Schwester Lottchen am 31. Januar an die Hausmutter in Bethlehem schrieb: „Der Herr hat uns mit allerlei Trübsal heimgesucht, und wir müssen ihm stille halten, wenn es auch recht, recht wehe tut." Schwester Ida erreichte nach schweren Tagen auf dem Dampfer glücklich die Heimat und hat dort dem Mutterhause noch zehn Jahre in Treue gedient. Am 5. August 1900 ist sie nach langer, schwerer Krankheit heimgegangen. Unvergessen ist ihr die Treue, Liebe und Hingebung, die sie in den wenigen Monaten ihres Aufenthaltes in Afrika der Arbeit erwiesen.

So rasch als möglich eilte ich nun meiner vereinsamten Schwester zu Hilfe, mußte aber die Reise wiederholter Fieberanfälle wegen immer wieder aufschieben. Fünfmal hatte ich mich in Keta angemeldet und immer umsonst. Fünfmal mußte der Ankunftstag verändert werden, was Wunder, daß man der Anzeige des letzten, der nun wirklich eintraf, keinen Glauben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schenkte. Niemand war an der Lagune zum Empfang. Aber um so freudiger war die Begrüßung im Hause. Lottchens freudige Ueberraschung, als ich ihr plötzlich oben auf der Veranda des Hauses entgegentrat, war groß. Was hatten wir uns von den Erlebnissen der letzten Zeit alles gegenseitig mitzuteilen! So recht aus eigener Anschauung hatten wir es erfahren, „die Wege des Herrn sind wunderbar." Und wir getrösteten uns nun des Schlußwortes, „aber er führt es herrlich hinaus." Die durch Krankheit so lange unterbrochene Arbeit wurde wieder aufgenommen. Unter den Kindern gab es eine Sichtung; es mußten zwei entlassen werden. Nachdem alles wieder in rechten Gang gebracht, auch Schwester Christine am 28. März mit Freuden wieder in Keta begrüßt werden konnte, feierten wir drei Schwestern am 29. März dankbaren Herzens ein fröhliches Osterfest.

b) Schwere Fieberzeiten.

Es gab Zeiten, in denen das Klimafieber häufiger auftrat und mehr Erkrankungen unter den Europäern vorkamen. In eine solche schwere Zeit trat Schwester Emmy Buhr, Schwester Idas Nachfolgerin, ein. Am Tage ihrer Ankunft in Keta, am 20. September 1891, war in Keta ein katholischer Pater gestorben, bei dessen Pflege wir Schwestern behilflich gewesen. Und als Schwester Emmy am zweiten Morgen in Keta erwachte, erfüllte lautes Weinen das Haus. Missionar Längle war gestorben, im Jahre 1891 unter den Missionaren in Keta schon das zweite Opfer des Klimas, denn am 28. Mai war Missionar Knüsli mitten aus seiner reichen Arbeit abgerufen. So war der neuen Schwester erster Ausgang in Keta der Weg nach dem Kirchhof zur Beerdigung des heimgegangenen Missionars. „Der Herr tut die Arbeit hier auf eine wunderbare Weise, — aber er tut sie," lesen wir zu dieser Zeit in einem Briefe. Und an anderer Stelle: „Sie können immer an uns denken, als an solche, die mit dem ganzen Harnisch Gottes gerüstet stehen müssen. Aber, der uns zu diesem Kampfe berufen, ist bei uns im Streit."

Auch das Jahr 1893 hatte eine besonders ungesunde Zeit. In Togo und an der Goldküste kamen viele Fiebererkrankungen vor, die tödlich verliefen. Die Eingeborenen suchten die Ursache dieser Erscheinung in den Wasserverhältnissen jenes Jahres. Die Regenzeit brachte ganz außergewöhnlich viel Regen. Eine der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwestern, Schwester Luise Peper, erkrankte schwer am Fieber. Der Arzt verlangte einen sofortigen Luftwechsel. So wurde beschlossen, die Kranke nach Aburi auf der Goldküste zu schicken. Die Reise führte auf dem Dampfer bis Accra und von da eine Tagereise in der Hängematte auf die Berge von Aburi. Da Schwester Luise zu schwach war, allein zu reisen, mußte Schwester Anna Kähler sie begleiten, und es vergingen einige Wochen, ehe letztere zurückkehren konnte. Missionar Treinies schiffte sich mit beiden in Keta ein, da er die Heimreise nach Europa antrat. Zu der Zeit der Sturmfluten ist die Brandung oft so stürmisch, daß das Ein- und Ausschiffen in den kleinen Böten, welche Passagiere und Waren an den Dampfer bringen, gefährlich ist. Nicht ahnend, welch schweres Unglück sie treffen sollte, hatten die beiden Schwestern am ersten Abend ihre Kabinen aufgesucht. Als sie am nächsten Morgen an Deck kamen, sahen sie ein kleines Boot dem Lande zufahren, und sie hörten, daß Missionar Treinies an Land gehe, um einen Besuch in der Basler Mission zu machen. Jetzt nahte das Boot der Brandung, die plötzlich in wilden, stürmischen Wellen emporbrauste. Die Ruderer zögerten. Man hoffte am Dampfer, sie würden sich nicht in die tosenden Wellen hineinwagen und umkehren. Aber das Gegenteil geschah. Sie fuhren weiter, und im nächsten Augenblick schlug das Boot um. Die Schwestern sahen durch das Fernrohr die Eingeborenen nacheinander aus dem brausenden Gischt ans Land kommen, aber Missionar Treinies nicht. Er hatte in den Wellen den Tod gefunden. Vier Tage später meldete ihnen ein Telegramm, daß die Leiche geborgen sei. Das war ein schweres Erlebnis.

Inzwischen ging es in Keta durch mancherlei Krankheitsnöte. Das erste war, daß sich Schwester Emmy einige Stunden nach Abreise der beiden Schwestern mit hohem Fieber legen mußte. Sie kam nicht so schnell davon, da es sich nach neun Tagen wiederholte. Auch bei einem der Pfleglinge, der kleinen zweijährigen Rut, trat heftiges Fieber auf. Sie hatte die Pocken, die damals in Keta auftraten. Die Regierung hatte eine Pocken-Isolierstation errichtet, es war eine kleine Hütte am Vodzawege. Dahin wurde die Kleine gebracht und der Pflege einer alten Frau übergeben. Ruts Erkrankung brachte große Trauer, denn sie war der Sonnenschein im Hause. Nur dann und wann brachte ein Polizist, der das Essen für die Kranke besorgte, Nachricht über das Ergehen der Kleinen. Das Kind genas und durfte nach Wochen der Sorge und der Angst mit Freuden wieder ins Haus aufgenommen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es war eine gnädige Bewahrung, daß keins der übrigen Kinder, — es wurden damals zwanzig im Schwesternhause erzogen, — von der Krankheit ergriffen wurde.

Schwester Luise hatte in Aburi ein neues Fieber, so daß schon damals Dr. Fisch die Notwendigkeit ihrer Rückkehr in die Heimat erklärte. Nach Keta zurückgekehrt, erkrankte sie aufs neue. Sie war dem Tode nahe, und es kamen schwere Tage für uns. In einem Briefe vom 24. Januar 1894 lesen wir: „Der Herr macht im Meere Weg und in starken Wassern Bahn," sagt die heutige Losung. Es ist aber ein Unterschied, diese Worte lesen und sagen: ‚Ja, das ist wahr!' oder sie selbst Stunde für Stunde erleben. In der Nacht vom 18. bis 19. Januar erkrankte unser liebes Luischen am Schwarzwasserfieber. Mit großer Angst und Sorge sahen wir die schreckliche Krankheit immer heftiger auftreten und Luisens Kräfte immer mehr abnehmen. Wir blickten dem Tode in die Augen, und sahen unsere liebe Schwester mit Schmerzen die Leiden dieser Todeskrankheit kosten. Was waren das für Leidenstage für uns alle! Wir durften aber auch viele herzliche Teilnahme von den Hauskindern und aus der Gemeinde erfahren. Josephine Newell, die Frau des Lehrers von Matse, und Emilia, eine Christin unserer Gemeinde, boten sich an, uns bei den Nachtwachen zu helfen. Erstere ist mit ihrem Manne hier zum Besuch. Andere Frauen brachten Eier und Früchte für die Kranke, und viele beteten für die Erhaltung ihres Lebens. Ein alter Mann kam eines Morgens und sagte: „Ich bete immerfort für euch, ich bete abends, wenn ich mich niederlege, ich bete nachts um zwölf Uhr, ich bete, wenn die Hähne krähen, ich bete, wenn ich aufstehe." Gott erhörte die treuen Gebete. Schwester Luise blieb am Leben, mußte aber, sobald sie sich ein wenig erholt hatte, die Reise nach Europa antreten. Da sie auf dem Schiffe noch der Pflege bedurfte, mußte Schwester Anna Kähler, deren Rückkehr in die Heimat für Frühjahr geplant war, einige Monate früher aufbrechen und mit ihr reisen. Am 2. Februar schifften sie sich ein.

Gerade in dieser Zeit hatte Schwester Lottchen in ihrem Berufe auswärts zu helfen. Sie reiste am 28. Februar nach Adda, während die beiden zurückgebliebenen Schwestern sich in die Arbeit teilten. Mit großer Freude wurde sie am 10. April im Schwesternkreise wieder begrüßt. „Unvorhergesehenes geschieht in Afrika immer," heißt es in einem Briefe vom 12. April, „manchmal sehr Trauriges und Schweres, manchmal auch Erfreuliches. Das letztere ist uns diesmal begegnet. Denn vorgestern, am 10. April, kam auf einmal mittags ein Tele-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gramm aus Adda, welches unseres lieben Lottchens Rückkehr für denselben Nachmittag meldete. Das war denn also eine Riesenfreude. Der Oleander mußte seine schönsten Blumen hergeben, ebenso die rote Akazie und die blaue Winde. Alles war aufs schönste vorbereitet, und siehe, zwischen fünf und sechs Uhr kam der stattliche englische Dampfer ‚Angola' und brachte uns Lottchen ganz wohlbehalten wieder. Am Abend hatte Missionar Spieth uns versprochen, eine gute Pfefferſuppe mit uns zu essen, und wir verlebten gemütliche Stunden im Austausch der gegenseitigen Erlebnisse." Wir hofften nun, die Arbeit wieder fröhlich aufnehmen zu dürfen.

Da brachte der Monat Mai eine noch schlimmere Krankheitszeit als der Januar. Zwar waren wir Schwestern weniger betroffen, die Erkrankungen traten im Kreise der Missionare auf. Hier forderte sogar der Tod ein Opfer. Am 16. Mai wurde Missionar Schneider nach schweren Krankheitstagen aus diesem Leben heimgerufen. Aber wir beteiligten uns, soviel wir konnten, mit an der Pflege und teilten Angst und Sorge um die Kranken. So fiel in dieser Zeit meistens einer allein die ganze Arbeit im Hause zu, und ein Brief vom 4. Juni sagt mit Recht: „Wir haben noch immer eine schwere Zeit, es scheint aber, als wäre die schwerste hinter uns. Wenigstens behaupten die eingeborenen Lehrer Senage und Hermann Yoyo, es liege nur am Monat Mai, in diesem sterben immer die meisten Europäer. Vom „wunderschönen Monat Mai" können wir hier also nicht reden. Jedenfalls hat er uns in diesem Jahre so viel Krankheit im Geschwisterkreise gebracht, wie ich zu gleicher Zeit es kaum früher erlebt habe. Es war infolgedessen, da auch Schwester Lottchen gerade in ihrem besonderen Berufe außerhalb des Hauses beschäftigt war, eine solche Notzeit, daß die ganze Arbeit im Hause und unter den Kindern, in der Schule und unter den Kranken vier Wochen lang nur auf einer Schwester ruhte. Wochenlang ist es immer nur so gegangen, daß wir morgens beim Beginn des neuen Tages zum Abend hinaufschauten, wie wenn man einen hohen Berg ersteigen soll und denkt: „wie kommst du da hinauf?" Wir kamen aber durch all die Tagesarbeit glücklich zum Abend hin, und wußten dann nicht, wieviel Lob, Preis und Dank wir Gott, unserem lieben Vater, bringen sollten, der unser Gebet erhört und uns bei allem geholfen hatte. In solchen Zeiten lebt man nur von Gnade, was man ja immer sollte." Wie erleichtert atmeten wir auf, und wie zuversichtlich blickten wir in die Zukunft, als am 5. Juni in Schwester

Lina Patras eine neue Hilfe aus Europa kam. Nun konnte so vieles, was wegen mangelnder Kräfte in der Arbeit hatte liegen bleiben müssen, nachgeholt werden. Am 14. Juni trat Schwester Lottchen die für sie so notwendige Erholungsreise nach Aburi auf der Goldküste an. Nach ihrer Rückkehr sollte dann Schwester Emmy bald zur Heimreise nach Europa rüsten. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Am Tage nach Schwester Lottchens Abreise erkrankte Schwester Lina und zwar so ernst, daß sich schon nach wenigen Wochen die Notwendigkeit ihrer Rückkehr nach Europa herausstellte. Das war nach der kurzen Freude ein harter Schlag. Schwester Emmy mußte ihre Heimreise beschleunigen, damit die beiden zusammen reisen konnten, und schon am 7. Juli verließen sie Keta. Wieder stand ich für Wochen allein in der Arbeit, denn durch mancherlei Umstände verhindert, konnte Schwester Lottchen erst Ende August aus Aburi zurückkehren. Diesmal ging es leichter als im Mai, denn im August waren Schulferien. Die schweren Erlebnisse der letzten Wochen hatten auch auf die Kinder einen Eindruck gemacht. Sie waren bemüht, mir durch Gehorsam Freude zu machen. Ja, auf ihre Weise suchten sie hier und da ihre Liebe zu beweisen. Als ich nach der Abreise der Schwestern vom Strande zurückkam und ganz allein wieder in unseren Garten eintrat, überkam mich ein eigentümliches Gefühl. Die Kinder waren noch nicht zurück, nur Anna Quist, ein etwa zehnjähriges Mädchen, kam mir entgegen. Sie wollte mich offenbar trösten. Ihr Trost bestand in einem Händedruck und einem Blick ohne Worte, aber es war ein Trost. Der andere Tag war Sonntag. Mit aller Macht kam jetzt die Trübheit der letzten Ereignisse über mich, und ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Da kam Hanna in mein Zimmer und sagte ganz schlicht: „Aweno, weine nicht, vertraue fest." Rührend war auch die Teilnahme der Frauen nach Schwester Lottchens Rückkehr von Aburi. Sie kamen alle und freuten sich mit uns, daß wir beiden Schwestern nun wieder vereint waren, und Julia sagte: „Hier ist Leiden und Krankheit und Tod, droben bei Jesu im Licht ist das Leben." Am 6. Oktober 1894 kam durch Schwester Anna Reinecken willkommene Hilfe aus der Heimat.

c) Neugeschenkte Kräfte.

Am 1. Oktober 1897 kam ich von meinem zweiten Urlaub in Europa nach Keta zurück. Als ich eintraf, war meine Ver-

treterin, Schwester Anna Reinecken, wegen Erkrankung schon in die Heimat zurückgekehrt, und nicht nur sie, auch Schwester Anna Kähler hatte, am Fieber erkrankt, nach Europa reisen müssen. Es liegt auf der Hand, wie schwer die Schularbeit bei dem häufigen Wechsel fortzuführen war, besonders auch aus dem Grunde, weil die Neuangekommenen immer erst wieder die Sprache lernen mußten. Denn die Mädchenschule wurde in Ewe geführt. Schwer auch war es für das Diakonissenhaus Bethlehem, die immer wieder nötig werdenden Ersatzschwestern zu stellen. Es sollte deshalb von nun an davon abgesehen werden, diese aus den Reihen der Bethlehemsschwestern zu senden. Nur solche, die mit der ausgesprochenen Absicht, auf dem Missionsfelde zu arbeiten, in das Diakonissenhaus eingetreten waren, sollten zukünftig in der Missionsarbeit Verwendung finden. Uns Schwestern erschien es, als sei unserer Arbeit damit der Todesstoß gegeben, und wir zitterten für sie im Blick auf die Zukunft, war doch eben keine einzige solche Schwester in Bethlehem. Unsere Sache erschien uns als eine sterbende, aber sie sollte leben. Schon sechs Monate später, im April 1898 konnte Schwester Sophie Schmidt ausgesandt werden, die am 3. Mai des genannten Jahres in Keta ankam. Sie war uns auf ganz wunderbare Weise zugeführt worden. Im September 1897 reiste Schwester Anna Reinecken für einige Wochen nach Freudenstadt in Württemberg, um in dem schönen Schwarzwald neue Kräfte für die Arbeit zu sammeln. Auf der Hinreise verfehlte sie durch irgend ein Mißgeschick in Pforzheim den Zug nach Freudenstadt. Betrübt saß sie auf dem leer gewordenen Bahnhof, über die Folgen der nun eingetretenen Verspätung nachdenkend, als ein Herr sie anredete. Es war Herr Oberlehrer Schmidt aus Pforzheim. Er gab ihr freundlichen Rat über die Abfahrt des nächsten Zuges und erkundigte sich dann nach Schwester Annas Mutterhaus und Arbeitsfeld. Sie erzählte von unserer Arbeit in der Mission, worauf Herr Schmidt ihr mitteilte, daß eine seiner Töchter, die augenblicklich als Erzieherin in einer englischen Familie in London weile, ihm den Wunsch ausgesprochen, in der Mission zu arbeiten. Sie interessiere sich zwar besonders für China, da aber seine ältere Tochter auf der Goldküste an einen Missionar verheiratet sei, würde er für Westafrika seine Einwilligung lieber geben. Kurz, die Folge des verfehlten Zuges war, daß Sophie Schmidt in London von unserer Arbeit in Keta hörte und sich entschloß, in diese einzutreten. So war zunächst die entstandene Lücke ausgefüllt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

d) Sein oder Nichtsein.

Eine noch schwerere Krisis machte die Diakonissenarbeit in Keta im Jahre 1899 durch. Damals wurde von seiten Bethlehems eine gänzliche Aufgabe der Arbeit ernstlich erwogen. Mit Sehnsucht erwarteten wir draußen in Afrika Schwester Anna Reineckens Rückkehr aus Europa, war sie doch eine ganz besonders befähigte Arbeiterin. Aber immer neue Hindernisse traten ihrer Reise entgegen. Zweimal gingen wir umsonst an den Strand, um sie vom Dampfer abzuholen. Zuletzt hielt sie noch eine schwere Erkrankung ihrer Mutter in der Heimat zurück, und als letztere kaum genesen, erkrankte sie selbst. Endlich, am 31. März 1899, kam die Langerwartete in Keta an. Auch in ihr war der Wunsch, in ihre geliebte Arbeit zurückzukehren, so groß gewesen, daß sie, nur ungenügend von einer schlimmen Influenza genesen, die Seereise antrat. Und das wurde ihr Tod. Wir sehr wir uns auch auf ihre Mitarbeit gefreut hatten, wir sahen bald, daß wir darauf verzichten mußten. Ein beständiger Husten quälte sie und legte sie schon nach zwei Monaten auf das Krankenlager, von dem sie nicht wieder aufstehen sollte. Das waren ernste Sorgenzeiten für uns Schwestern. Die eigene Not der unausreichenden Hilfe in der Arbeit trat bald ganz hinter der Sorge um die Kranke zurück. Wir konnten bei Schwester Annas zartem Körper die Ueberzeugung nicht mehr von uns weisen, daß für sie eine Rückkehr nach Europa geboten sei. Von Tag zu Tag warteten wir, daß das Fieber weichen möge, aber es war immer dasselbe. Die lange Andauer des Fiebers und die große Schwäche der Patientin waren für uns das am meisten Sorgenerregende. So verlebten wir vier traurige Wochen. Der englische Arzt forderte mit aller Entschiedenheit Schwester Annas Heimreise mit dem nächsten Dampfer. Diese wurde auf den 7. Juli festgesetzt. Wir wagten es aber nicht, der Kranken diese trübe Tatsache mitzuteilen. Heimlich waren ihre Koffer nach draußen gestellt, und heimlich wurden sie gepackt. Da, eines Morgens, als wir beiden Schwestern am Kaffeetisch saßen, und eins unserer Mädchen für kurze Zeit den Dienst im Krankenzimmer tat, wurde ich eilig ans Krankenbett gerufen. „Wo ist mein Kabinenkoffer?" sagte Anna ganz aufgeregt. „Muß ich nach Hause reisen?" Es war nun keine Möglichkeit mehr, ihr die traurige Wahrheit vorzuenthalten. Sie mußte von unseren Plänen erfahren. So schonend wie möglich teilte ich ihr alles mit, und es war bewundernswert, wie sie sich darin fand. Das war ein trauriger Abschied. In der

Hängematte wurde die Kranke an den Strand und in das Boot gebracht. Wir hatten Herrn Kapitän Held benachrichtigt, und dieser ließ in seiner Fürsorge für die Kranke das ganze Boot an der Längsseite des Dampfers hinaufziehen. So konnten wir nun unsere liebe Schwester noch selbst in der luftigen und geräumigen Kabine betten. Wir wußten sie wohl geborgen in der Pflege von Frau Missionar Beck, die mit in die Heimat reiste. Gewöhnlich tut die Seeluft schon Wunder an denen, die krank unser Klima verlassen haben. Auch für Schwester Anna hofften wir auf Genesung in der Heimat. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Sie erreichte den heimatlichen Boden, aber nur, um, nachdem sie eine Stunde in unserem lieben Mutterhause geweilt, in die ewige Heimat abgerufen zu werden. Es war uns sehr schmerzlich, daß wir sie nicht bis zu ihrem Ende hatten pflegen dürfen. Schwerer aber war uns noch das Vermissen der tüchtigen Mitarbeiterin. Durch ihre treue, aufopfernde Arbeit lebt Schwester Anna Reinecken noch in der Erinnerung derer, an denen sie gearbeitet. Liebe und Wahrheit reden eine beredte Sprache, deshalb hat auch alles, was sie getan, so zu den Herzen der Leute gesprochen. Sie tat alles mit ganzem Herzen.

„Sind es nicht der Opfer zu viel?" hieß es damals von mancher Seite. Aber wir Schwestern wehrten uns tapfer gegen solche Gedanken und baten immer wieder, man solle nicht an Aufgabe der Arbeit denken. „Ist etwa Westafrika von dem Missionsbefehl des Herrn: ‚Gehet hin in alle Welt!' ausgeschlossen?" heißt es in einem Briefe an den Vorstand von Bethlehem. „Nein, und deshalb ist unsere Mission ganz ebenso berechtigt und von Jesus geboten, wie jede andere. Ist aber unsere Mission Gottes Wille, so ist es auch unsere Mädchenerziehung und Krankenpflege in der Mission. Folglich hat niemand ein Recht, unsere Arbeit aufzugeben. Sie ist ein notwendiges Glied der Missionsarbeit überhaupt und ebenso Gott gewollt, wie diese." Und ein andermal heißt es: „Die nötigen Arbeiterinnen werden wir zur rechten Zeit immer haben. Gott weiß, wann wir ihrer bedürfen. Wir werden seinerzeit mit Josua rühmen dürfen: ‚Es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr dem Hause Israel geredet hatte. Es kam alles'."

Und so ist es auch in all den Jahren gewesen. Es kam alles. Zwar durch manche Not ging es dann und wann. So war das Jahr 1903 besonders schwer, da die Schwestern durch viele Krankheiten heimgesucht wurden. Aber es ging vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über, es kamen wieder bessere Zeiten, und die Arbeit wächst und gedeiht in der Stille, wie die Fächerpalme in unserem Garten in Keta. Mit dieser hat es folgende Bewandtnis. In den ersten Jahren hatten wir, wie oben erzählt, in Keta nur einen ganz kleinen Garten und Hofraum vor unserem Hause. In diesem wurde nun jedes Fleckchen bepflanzt, von dem man nur irgend einen Ertrag hoffen konnte. Besonders waren wir sehr darauf aus, Fruchtbäume zu pflanzen. Nicht weit von dem Mangobaum, der noch jetzt die Mitte dieses Platzes ziert und groß und klein jährlich durch seine Früchte erfreut, stand ein Limonenbaum, den wir mit vieler Mühe gezogen hatten. Als er anfing, seine ersten Früchte zu tragen, wurden sie mit vielen Freuden eingeerntet. Ist doch gerade diese kleine Zitrone für den afrikanischen Haushalt eine fast unentbehrliche Frucht. Sie findet nicht nur in Speisen Verwendung, sondern sie ist einfach Mädchen für alles, indem sie den Wasserkrug reinigt, die Plätteisen vom Rost befreit, den Holztisch scheuert und die Messingschale putzt. Auch gibt ihr Saft in der Hitze ein erquickendes Getränk. Es läßt sich also aus seiner großen Nützlichkeit unsere Liebe für diesen Baum erklären. Da erwuchs ihm plötzlich eine Feindin in einer Fächerpalme, die sich ganz in seiner Nähe

Die Fächerpalme im Garten zu Keta.

mächtig auszubreiten anfing. Ihre schönen, dunkelgrün glänzenden Blätter gefielen uns sehr. Sie war wirklich eine Zierde unseres kleinen Gartens. Aber für sie den Limonenbaum aufgeben, konnten wir nicht. So wurden jedes Jahr aufs neue ihre frisch ausgesandten Blätter abgehauen. Zeitweise war die Fächerpalme ganz vom Erdboden verschwunden. Aber sie ließ sich in ihrem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Wachstum nicht irre machen. Jedes Jahr erstand sie, wie ein Phönix aus der Asche, in neuer Schöne. Sie behauptete, unentwegt durch alle ihr entgegengesetzten Schwierigkeiten, ihren Platz, allerdings zum Schaden des Limonenbaumes, der später einging. Und heute ist sie gewiß das schönste Exemplar einer Fächerpalme, das man weit und breit sehen kann, ein hervorragender Schmuck des Diakonissenhausgartens. Mächtig erhebt sich die prächtige Palmenkrone aus einem üppigen Blättergebüsch, das den wenig schönen Stamm verdeckt und bis zur Erde hinabreicht. Diese Fächerpalme ist mir immer ein Bild unserer Arbeit gewesen. Daß der Tod so oft an sie herantrat, hat ihr zu reicherem Leben verholfen.

6. Ein Leben für den Herrn.

Bis zum Jahre 1911 sind vierundzwanzig Diakonissen in die Missionsarbeit in Westafrika ausgesandt, und zwar auf die Stationen Keta, Ho und Lome. Von diesen stehen fünf augenblicklich draußen in der Arbeit, zwei in Keta, zwei in Lome, eine in Ho, vier weilen in Europa, acht sind in der Heimat wieder in andere Arbeiten eingetreten, vier haben sich verheiratet und drei sind durch den Tod abgerufen. Nur eine von diesen dreien, Schwester Lottchen Rohns, ist in den heißen Sand Afrikas gebettet und auf dem Kirchhof in Keta begraben.

Lottchen war eine rechte Diakonisse, eine Diakonisse von der Fußsohle bis zum Scheitel. Kurz nach ihrem Eintritt in das Diakonissenhaus Bethlehem in Hamburg sagte sie mir einmal: „Wenn ich früh erwache, möchte ich laut aufjauchzen vor Freude, daß ich in diesem lieben Hause sein und diese liebe Arbeit tun darf.“ Sie war früher Lehrerin gewesen und wurde daraufhin einmal gefragt, ob die mancherlei ungewohnte Arbeit ihr nicht zu schwer werde. „Nein,“ antwortete sie glückstrahlend, „ich tue sie ja für den Herrn!“ Wie aus dieser Antwort ihre Demut erhellt, so ist ganz besonders ihre Treue hervorzuheben, ihre Treue im kleinen. Es war rührend, wie sie die großen und kleinen Nöte ihrer Pfleglinge in der Gemeinde in Hamburg mittrug und miterlebte. Abends konnte sie immer erst spät zur Ruhe kommen, weil sie noch so vielerlei für ihre Leute zu tun hatte. Dieses alte Mütterchen mußte notwendigerweise noch einen Spruch zu ihrem Geburtstag gestickt haben und jenes ein Lesezeichen. Ihre Liebe konnte sich

nie genug tun. Das fühlten die Armen, und das zeigte sich, als Lottchen aus der Gemeindearbeit schied, um in die Missionsarbeit einzutreten. Eine arme Frau brachte jeden Sonnabend zehn Pfennige in unser Diakonissenhaus Bethlehem mit der Aufschrift: „Für Schwester Lottchens Reise nach Afrika." Die Liebe zu ihrer Schwester hatte Lottchen bestimmt, in das fremde Land zu gehen. Und es war eine freundliche Fügung Gottes, daß wir zusammen ausreisen und zusammen arbeiten durften, wenn es auch nur sechs Jahre waren. Es war dort, wie hier. Sie konnte sich in der Arbeit nie genug tun. Dabei umgab sie andere beständig mit der liebevollsten Fürsorge.

Am Ende des Jahres 1895 war Lottchen schon längere Zeit nicht recht wohl, so daß man sich einer stillen Sorge nicht erwehren konnte. Wir baten sie wohl, sich in ihrer Arbeit zu beschränken, doch das wurde ihr bei ihrer großen Treue sehr schwer. Am 6. Januar 1896 mußte sie sich mit Fieber legen, aber wir hatten noch keine Veranlassung, uns besonders zu sorgen. Am Abend dieses Tages erhielt ich aus der Heimat ein Telegramm, welches uns die Todesnachricht unseres in Deutschland heimgegangenen Bruders brachte. Die Kranke hat hier auf Erden nichts mehr davon erfahren. Diesen Schmerz durften wir ihr ersparen. Freilich wurde es mir bitter schwer, mein schmerzliches Geheimnis zu bewahren, und wenn ich in jener traurigen Nacht für einige Zeit die Augen schloß, ängstigte mich immer der Gedanke, ich könne im Schlaf laut weinen oder in meinem etwas fiebrischen Zustande den Inhalt des Telegramms laut rufen, und Lottchen könnte es hören. Wie schwer war es mir am anderen Morgen, Lottchen auf ihre liebevolle Frage: „Wie geht es dir?" unbefangen zu antworten. In den beiden ersten Krankheitstagen war Grund zu ernster Besorgnis noch nicht vorhanden. Doch das Fieber stieg höher, und am dritten Tage konnte ich mich der Erkenntnis nicht verschließen, daß es sehr ernst stehe. Auch Lottchen selbst sah offenbar ganz klar, hatte sie doch zu oft solche gepflegt, die an dem tückischen „Ketafieber," wie man es nur an der Küste nannte, erkrankt waren. Und nun geschah etwas ganz Merkwürdiges. Die im gewöhnlichen Leben so Zaghafte sah mit dem Mute eines Mannes und der Ruhe eines Kindes dem Tode entgegen. Alles, alles was ihr Sorgen machen wollte, konnte sie ganz getrost in die Hände ihres Gottes und Heilandes legen. Bis zum letzten Augenblicke sorgte sie auch jetzt noch nicht um sich selbst, sondern um die, welche sie pflegten. „Ich mache euch so viele Mühe," sagte sie manchmal. Besonders ergreifend aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

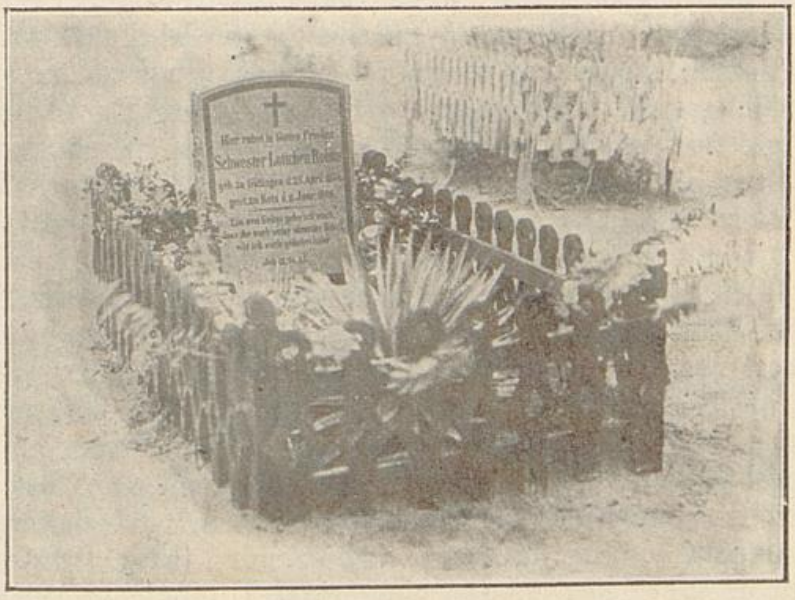
war, wie sie mir bis in die letzte Stunde ihre Liebe erwies. Alles, was äußerlich vor dem Tode zu ordnen war, besprach sie mit Schwester Anna Reinecken, und wenn ich einmal darüber zukam, schwieg sie sofort still. Oftmals sah sie mich traurig an und sagte nur: „Arme Hedwig!" im Gedenken an mein einsames Zurückbleiben. Noch in der Todesstunde hob sie einmal mit aller Mühe ihren Arm, um ihn um mich zu legen. In der letzten Nacht sagte ich ihr den Vers: „Wenn ich einmal soll scheiden," da bat sie: „Nun auch noch den: Nun, was du, Herr, erduldet." Gegen Morgen sprach sie mit großer Freude von ihrem Heimgang. Sie sagte selbst den Vers: „Laßt mich gehen" und auf den Worten „Meine Seel' ist voll Verlangen" lag der Ausdruck innigster Sehnsucht. Den Schluß der Strophe aber: „Und vor deinem Thron zu stehen" sang sie mit vernehmlicher Stimme. „Jesus, Jesus — nichts als Jesus" sagte sie und dann immer wieder die Bitte: „Herr, mach's gnädig, mach's kurz!" einmal: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!" Einmal wollte ihre innere Unruhe überhand nehmen. Da sagte Schwester Anna ihr: „Dein Heiland ist bei dir, der hilft dir." „Der hält mich ganz fest, das weiß ich," antwortete sie. Als die pflegende Schwester einmal einen Augenblick hinausgegangen war, rief die Kranke: „Wasser!" Das schwarze Mädchen Mana verstand nicht gleich das deutsche Wort, eine andere, Rut, kam ihr zu Hilfe und sagte: „Tsi." Mana reichte ihr Wasser, und Lottchen sagte: „Bald werde ich dieses Wasser nicht mehr trinken, sondern Himmelswasser, welches ewig allen Durst löschen wird." Dann ermahnte sie Mana ernst, sie solle immer gehorchen, und diese Worte haben auf Rut und Mana einen tiefen Eindruck gemacht. „Es geht mir besser," sagte die Kranke auf einmal nicht lange nach Tagesanbruch, „laßt doch heute nachmittag alle Kleinen noch einmal zu mir kommen." Dieses Besserfühlen war aber nur das Spüren der nahenden Erlösung. Bald fing das Bewußtsein der Kranken an zu schwinden, und wir erkannten klar, daß sie nur noch für Stunden unter uns sein werde. Alle Missionsgeschwister kamen und knieten betend um das Sterbelager. Missionar Däuble betete laut, doch Lottchen schien nicht mehr recht teilzunehmen. Nur wenn man ihr ein Gotteswort sagte, ging ein sichtbarer Freudenschein über ihr Gesicht. Der Todeskampf begann. Noch einmal, als schon ihre Zunge fast versagte, wollte sie uns etwas sagen. Mit vieler Mühe brachte sie es heraus: „Ich lieg' in seinen Friedenshänden." Um halb zwei Uhr drückte ich der geliebten Toten die Augen zu. Wir legten ihr nun ihr weißes Kleid an, und auch ihr Diakonissen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

kreuz, wie sie es selber gewünscht. Wie eine glückliche Siegerin lag sie auf ihrem Totenbette, ihre Züge trugen einen so friedevollen, seligen Ausdruck, daß man meinte, sie müsse etwas Herrliches schauen.

Am Nachmittage wurde das Zimmer nicht leer von leidtragenden Ewefrauen. Am Abend kamen einige unter ihnen, Julia und Emilia und Salome und baten, ob sie die Nacht bei der Entschlafenen wachen dürften. Auch die größeren Mädchen wollten ihrer geliebten Aweno diese letzte Ehre erweisen. Die Kleinen aber lagen auf der Veranda vor ihrem Zimmer und schliefen auf ihren Matten. Es war ein liebliches Bild, wie Liebe sie so im Tode umgab. In den Tropen erfordert die große Hitze, die Toten oft nur einige Stunden nach eingetretenem Tode zur letzten Ruhe zu bringen. Schon am nächsten Morgen, den 12. Januar, siebeneinhalb Uhr, fand in der Kapelle ein Trauergottesdienst statt, in welchem Missionar Oßwald über das Wort: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben," redete. Dann ging's auf den Friedhof, wo der Eingeborene Hermann Yoyo eine kleine Ansprache hielt. Fast ganz Keta war hier versammelt.

In den nächsten Tagen erfuhr ich reiche Teilnahme und Liebe von den eingeborenen Frauen. Die einen bedankten sich dafür, daß Schwester Lottchen unter ihnen begraben sei; andere ermahnten mich, nicht mehr zu weinen, damit ich nicht auch



Grab der Diakonisse Lottchen Rohns in Keta.

krank würde, sondern bei ihnen bliebe. Es kamen auch Heidinnen, und diese sagten mit dem Fatalismus des Heidentums: „Weine nicht mehr, es schadet nichts, wir müssen ja doch alle sterben." Wieder andere erzählten, was Lottchen ihnen Gutes getan: „Sie hat mein Kind gepflegt, als es schlimme Augen hatte" und „Meinem Kinde hat sie Arznei gegeben" und „Sie war eine gute Aweno, wir werden sie nicht vergessen." Aber nicht nur damals, zehn Jahre nach ihrem Tode haben mir Frauen in Lome noch gesagt: „Deine Schwester war ein Mensch."

7. Die Herrlichkeit des Berufes.

Wenn man die Briefe der Schwestern aus den zwanzig Jahren der Diakonissenarbeit in Keta durchliest, so muß eine Tatsache sofort auffallen, nämlich die, mit welcher Freudigkeit sie fast ohne Ausnahme in ihrem Berufe stehen. In einem der Briefe findet sich der sehnsuchtsvolle Ausruf: „Ach, dürften wir nur ein einziges Mal wieder einen Frühlingstag daheim erleben!" Aber unmittelbar darauf heißt es: „Wir sind uns alle darin einig, daß wir zwar vieles entbehren, was uns lieb ist, aber dagegen doch viele andere Freuden haben, die schöner sind. Nur wenige wissen, wie beseligend und beglückend unser Dienst ist. Es ist, wenn man's genau besieht, gar nicht so, daß die, welche hier arbeiten, etwas Besseres verlassen, als sie hier wiederfinden. Wir stehen in besonderer Weise im Dienste des Herrn, und darin liegt das Geheimnis unserer Glückseligkeit. Es kommt mir vor, daß ich, wenn ich die Herrlichkeit unseres Berufes schildern will, eine andere Sprache nötig hätte, als mir zur Verfügung steht. Es ist so unaussprechlich schön, daß es überhaupt nichts Schöneres in der ganzen Welt gibt. Wir leben den ganzen Tag mit den Kindern, und alles, was wir mit ihnen tun und reden, soll das Bild Jesu dem Kinde verklären und lieb machen. Wenn ich ihnen Jesu Worte aus der Bibel erkläre, oder wenn ich ihnen zeige, ein Zimmer zu fegen oder sie im Nähen, Lesen, Schreiben, Rechnen unterrichte, so hat alle diese Arbeit das gleiche Ziel. Wo in der ganzen Welt gibt es ein seligeres Geschäft, als Jesum zu verkündigen in Wort und Tat! Es ist im Grunde so, daß die, welche hier arbeiten dürfen, Gottes Gnade preisen und ihm täglich dafür danken, anstatt zu sagen: „Sieh nur, lieber Herr, was für ein großes Opfer ich für dich bringe." Zu einer Zeit, da es an Arbeiterinnen fehlte, wird folgende Bitte in einem der

Briefe laut: „Möchte doch der Herr Herzen willig machen, ihm hier zu dienen. Es ist doch eine so köstliche, herrliche Arbeit, unter den Heiden Jesu Namen zu verkündigen. Wie kommt es, daß nur so wenige bereit sind, sich senden zu lassen? Ist es Furcht vor dem Klima? Gibt es denn einen Ort, da man in Gottes Hand nicht sicher und ganz geborgen wäre? Oder ist es zu schwer, die Heimat und alle Lieben zu verlassen? Ich gebe zu, daß das schwer ist, aber es ist ganz gewiß, daß wir nichts, gar nichts entbehren, weil der Herr uns in seiner Liebe täglich so viel schenkt. Niemand soll von einem Opfer reden. Wir sind so glücklich, wie nur irgend jemand auf dieser Erde glücklich sein kann."

Nicht nur in der Arbeit selbst, sondern auch in der Art, wie die Eweleute sie aufnahmen, lag etwas Beglückendes. Es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, was solch eine kleine Afrikanerin in der Schule oder bei uns im Hause hielt. Meistens wurde von ihren Eltern nicht der geringste Druck auf sie ausgeübt. Es war ihr eigener freier Entschluß, zu kommen. Während sie bis dahin in völliger Freiheit gelebt und ihr Leben ganz nach eigenem Willen und Gutdünken eingerichtet, hieß es nun auf einmal, sich in die Hausordnung fügen und sich nach bestimmten Regeln richten. Zwar wurde in den ersten Wochen auf die neu eingetretenen Kinder Rücksicht genommen, sie durften sich allmählich an solches Gehorchen gewöhnen, aber es wurde bald unerbittlich von ihnen gefordert. Warum kamen sie nun, wenn sie einmal fortgelaufen waren, gerne wieder, obwohl sie wußten, daß ihnen Strafe bevorstand? Sie fühlten die Wohltat, die ihnen in der strengen Zucht erwiesen wurde. Und aus diesem Gefühle entsprang ihre Dankbarkeit. Diese Dankbarkeit findet sich noch ausgesprochener bei den Müttern. Die Schwestern bringen ihnen das, was das höchste Glück ihres Lebens wird. Unbewußt empfinden sie das, und darin liegt das Geheimnis des innigen Verhältnisses zwischen ihnen und den Schwestern, das letztere so beglückt.

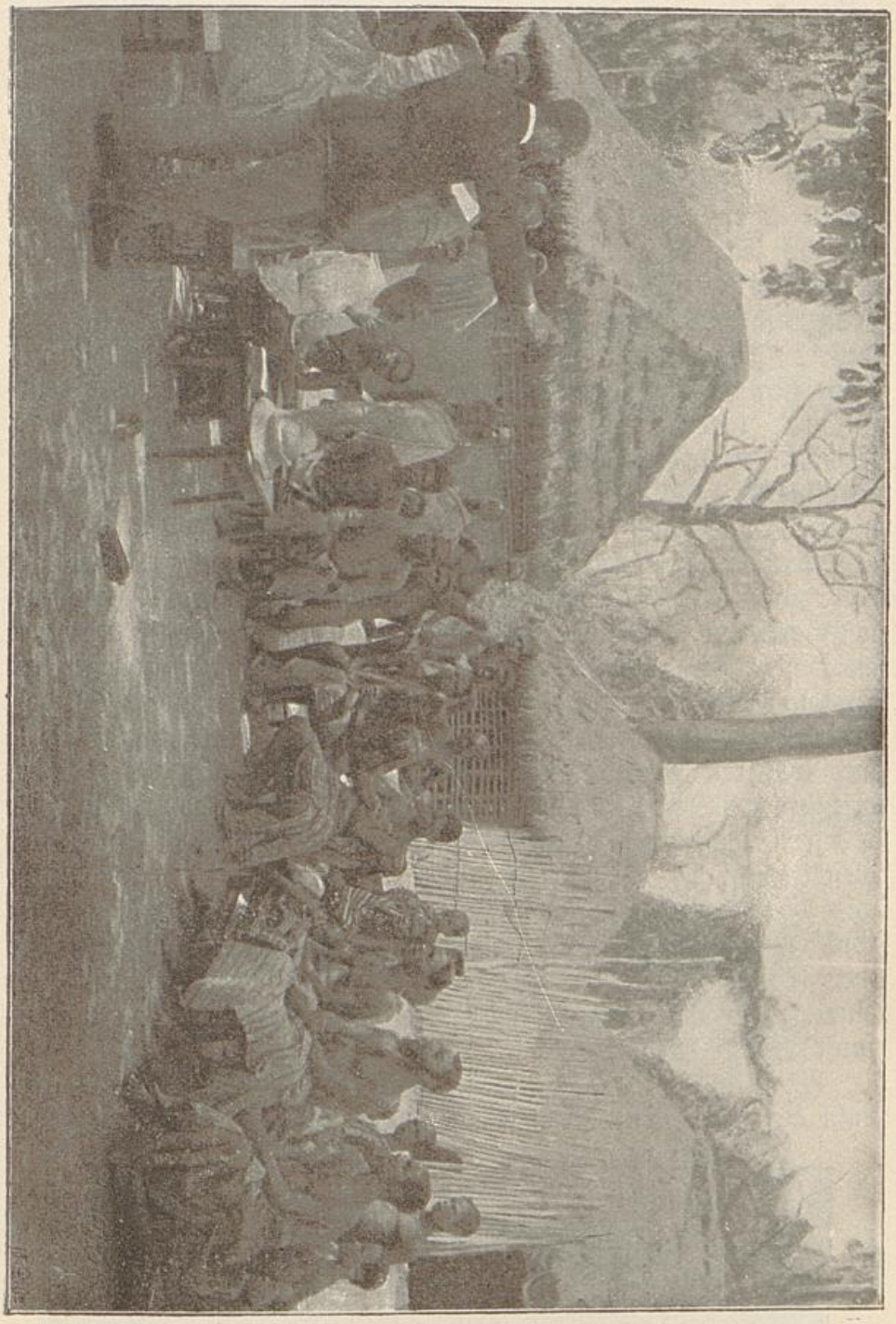
Zwar merkt man im gewöhnlichen Leben nicht viel davon, aber bei besonderen Gelegenheiten kam diese Liebe wohl zum Ausdruck. So z. B. bei der Abreise einer Schwester nach Europa. Da kamen sie alle mit Geschenken und bezeugten ihre Trauer über den Abschied. Ja, wenn wir nur von einer vierwöchentlichen Erholungsreise nach Keta zurückkehrten, wurden wir mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen empfangen.

Einmal hatte in unserer Abwesenheit ein englischer Arzt durch irgendwelche Feinde der Mission aufgestachelt, eine Klage

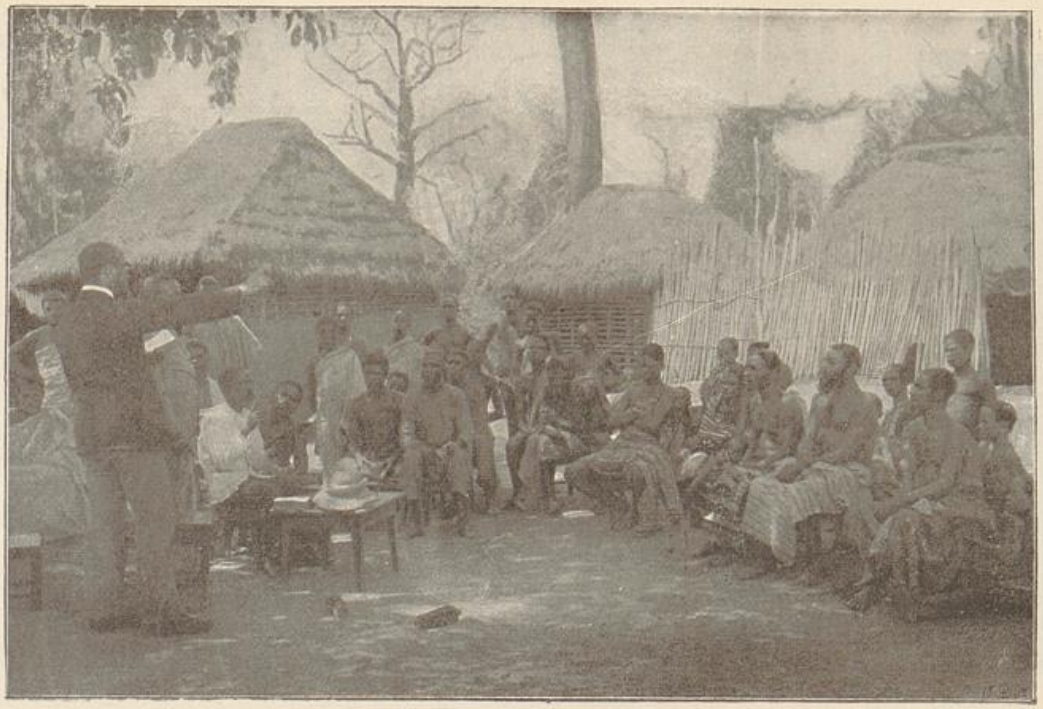
gegen uns angestrengt. Einige Sorgenkinder nahmen wir meistens mit auf die Reise, um sie sicher unter unserer Obhut zu haben. Da behauptete der Doktor, dadurch, daß wir diese Kinder mit nach Lome auf deutsches Gebiet genommen, ohne, wie er meinte, die Erlaubnis der Eltern eingeholt zu haben, hätten wir uns einer Handlung, welche „Kinderraub" gleichkäme, schuldig gemacht. Selbstverständlich wurde unsere Unschuld glänzend erwiesen. Aber eine unendliche Empörung herrschte in ganz Keta. „Ihr seid doch gerade die, welche die Kinder lieben! Wie kann der Doktor nun behaupten, daß ihr sie stehlen wollt?" hieß es von allen Seiten. Schon lange, ehe wir unser Haus auf der Rückreise erreichten, kamen uns die Leute mit Ausrufen der Freude entgegen. Das fing schon in Vodza, einem Dorfe vor Keta, an. Eine dort wohnende Christin empfing uns voll Freude und führte uns in ihr Haus. Dort mußten wir uns an Kokosnußwasser erquicken und dann eine kranke Frau besuchen. „O, Aweno," sagte diese, „vier Wochen bin ich krank und konnte nicht gesund werden, weil ihr nicht hier waret." Die ihr am nächsten Tage zugesandte Arznei bewirkte dann solche Wunder, daß wir schon am dritten Tage Nachricht über ihre Besserung erhielten. In Keta rief es auf den Straßen überall: „Die weiße Frau ist wieder da!" und von allen Seiten tönte es: „Willkommen, willkommen!" Nun kamen die Frauen, eine jede mit dem lange aufgeschobenen Anliegen. „Ich kam an deine Tür, aber sie war verschlossen," sagte die eine, „ich sehnte mich, dein Angesicht zu sehen," die andere.

Auch Krankheitszeiten unter den Schwestern waren solche besondere Veranlassungen. Oft haben die erwachsenen Mädchen Schwestern mit so rührender und treuer Sorgfalt gepflegt, wie nur eine Mutter es kann. Seit Jahren schickt eine Frau den Schwestern jede Woche ein Geschenk von ihrem frisch gebackenen Maisbrot. Zu Weihnachten wurden uns verschiedentlich größere Geldsummen von Eingeborenen anonym zugesandt mit der Bemerkung: „Von solchen, welche die Diakonissenarbeit lieben." Zwar haben diese Blätter auch von Undankbarkeit und Untreue, welche die Schwestern erfahren, zu berichten. Aber sie dienen nicht um Lohn, und ich glaube nicht, daß es unter ihnen eine einzige gibt, die nicht in das Wort einstimmt: „Es ist mit allen Schwierigkeiten ein herrlicher Dienst."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Heidenpredigt im Ewelande.



Heidenpredigt im Ewelande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Ausflüge.

a) Zu Heidenpredigten.

Solange unsere Mädchen noch die Knabenschule besuchten, also in den ersten Anfangsjahren, hatten sie am Mittwoch nachmittag den von der Schule unter Leitung des eingeborenen Lehrers ausgeführten Predigt-Ausflug mitzumachen. Dieser ging entweder nach Vodza oder nach Dzelukowe oder in eins der auf dem Wege liegenden Dörfer. Nachdem eine Glocke die Heiden zusammengerufen, sangen die Schulkinder einige Lieder, denen die Leute sehr gern lauschten, dann redete der Lehrer zu ihnen. Als ihr Landsmann war er im Vorteil und konnte leichter, von ihren Anschauungen ausgehend, sie in neue hineinführen. Uns Schwestern war der schulfreie Nachmittag sehr willkommen, wie wir das aus einem Briefe ersehen. Dort heißt es: „Heute ist Mittwoch nachmittag, und dieser war nicht nur für die Schulkinder zur Zeit Friedrichs des Großen ein freier Nachmittag, sondern ist es auch noch im neunzehnten Jahrhundert für die Schwestern in Keta. Und zwar hängt das so zusammen. Die unteren Klassen der Elementarschule begleiten an diesem Tage den Lehrer in eins der benachbarten Dörfer zur Heidenpredigt, und auch unsere Mädchen nehmen an diesen Gängen mit besonderer Freude teil. Um zwei Uhr wird aufgebrochen und um fünf oder sechs Uhr kommen sie zurück. Gewöhnlich bringen sie Kokosnüsse oder sonstige Früchte, die es in den Dörfern reichlicher gibt als hier, mit und haben an diesen Wegen dieselbe Freude, wie wir sie früher auch hatten, wenn es einmal aus der Stadt auf das Land ging. Ich hoffe immer, den Größeren wird auch die wirkliche Bedeutung des Weges ein wenig verständlich. Bei uns aber ist es an diesen Nachmittagen einmal sehr schön still, und wir kommen zu vielem Nötigen, das sonst unterbleiben muß."

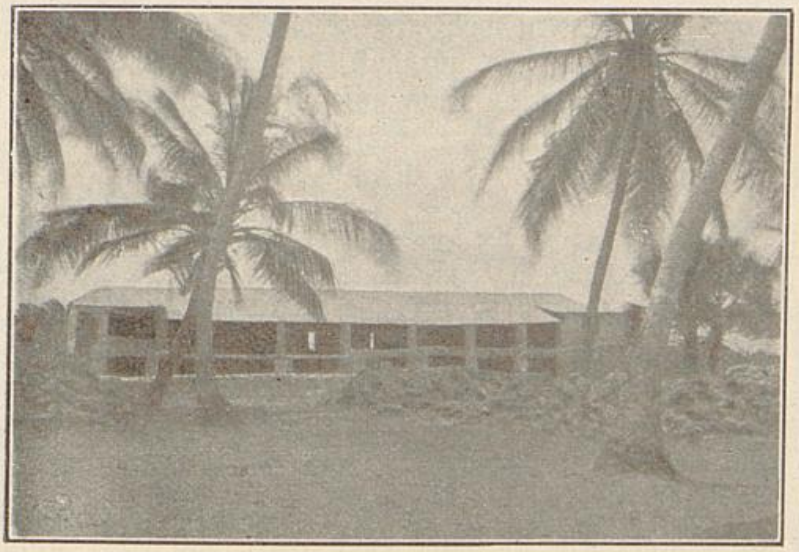
Wenn in Keta am Sonntag nachmittag der Frauen-Unterricht beendet war und die Kinder vom fröhlichen Spiel aus dem

Der Vodzaweg.

Garten kamen, sammelten sich gewöhnlich alle großen und kleinen Hausgenossen zum gemeinsamen Spaziergang. Unser Weg führte uns entweder auf die Dzelukowestraße oder ans Meer, an die Lagune oder auf den Vodzaweg. Es kam auch vor, daß wir in Vodza selbst einkehrten. Von einem solchen Besuche erzählt folgender Brief.

b) Zur alten Sklavenburg in Vodza.

„Am Sonntag nachmittag gehen wir jetzt immer mit allen Kindern spazieren. Heute gingen wir nach Vodza. Auf dem Wege kam ein Haufen wilder Vodzaleute daher. Sie gingen an uns vorbei und fingen ein Gespräch mit den Kindern an. ‚Warum geht ihr mit den Weißen? Sie sind gekommen, um euch zu sagen, daß ein Gott sei, aber das ist nicht wahr, es gibt keinen Gott.' Das ließen aber unsere Kinder nicht so hingehen. Ametoche ergriff das Wort und sagte: ‚Jetzt mögt ihr wohl so sprechen, und ihr denkt, es straft euch niemand; aber es wird ein Tag kommen, an dem Gott alle Menschen auf der Erde richten wird. Dann wird er auch euch richten, und ihr werdet erfahren, daß ein Gott ist. Zwar werdet ihr dann sagen: ‚Lieber Vater, wir bitten dich, richte uns nicht!' Aber Gott wird antworten: ‚Jetzt ist die Zeit zum Bitten vorbei. Ich habe weiße Männer zu euch gesandt, warum habt ihr die nicht gehört?' Die Männer gingen still ihres Wegs.



Die alte Sklavenburg in Vodza.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vodza ist noch nicht für die Missionsarbeit offen. Die Leute haben genug zu essen, darum fragen sie nicht nach dem Christentum. So hat unsere Mission dort unter den Fischern und Bootruderern noch keine Christen. Wir kehrten in einer alten Sklavenburg ein. Diese war ein großes, einstöckiges Haus, in der Art der hiesigen Europäerhäuser gebaut. Es ist jetzt ziemlich in Verfall. Seine schöne Lage unmittelbar am Meere erleichterte die heimliche Einschiffung von Sklaven. Dieses Haus ist die Heimat Julias, unseres Lehrers Christian Frau. Julia ist unsere liebste Christenfrau in Keta. Wir wollten eine Frau von Julias Vater, Giraldo de Lima, besuchen. Als wir in das große Gehöft eintraten, trafen wir Julia und ihre Tochter Henriette dort. Sofort sammelten sich alle Hausbewohner, die hin und her in dem großen Hof verstreut waren, um uns. Einige Frauen blieben am Mahlstein und rieben den Mais weiter. Wir sagten ihnen, daß Gott auch für sie seinen Sohn in die Welt gesandt, und daß auch sie Gottes Kinder sein dürften. Sie möchten doch in die Kirche kommen und Gottes Wort hören und sich erlösen lassen usw. Julia wiederholte ihnen alles und fügte noch einige eindringliche Reden hinzu. Dann sangen wir ihnen in Ewe das Lied: ‚Kehre wieder, kehre wieder, der du dich verloren hast.' Julia las ihnen alle Verse noch einmal vor und erklärte ihren Sinn."

c) Zum Lagunendorf Kedzi.

Wenn nach der Regenzeit in der Ketalagune reichlich Wasser war, konnte man wohl eine Bootsfahrt unternehmen. Im August 1891 fuhren wir auf der Lagune nach Kedzi, einem Dörfe unweit Ketas. Eins unserer Mädchen, Hanna, hatte dort ihre Heimat. Sie war von ihrer kranken Mutter nach Hause gerufen, um ihr in der Krankheit beizustehen. Aber obwohl die Kranke längst wieder hergestellt war, kehrte Hanna trotz vieler Mahnungen unsererseits nicht zurück. So beschlossen wir, an einem Sonnabend nachmittag mit einigen unserer Hauskinder selbst nach Kedzi zu fahren und nach Hanna zu sehen. Ein eingeborener Lehrer begleitete uns, um uns als Dolmetscher zu dienen. In dem schmalen Kanoe saßen wir auf kleinen Korbstühlen und durften uns nicht viel bewegen, sonst verlor unser Fahrzeug das Gleichgewicht. Am Boden saßen die Kinder, eifrig bemüht, das Wasser, welches eine unversehens eindringende Welle mutwilligerweise in unser Boot warf, mit einer Kalabasse gleich wieder auszuschöpfen. Der Ruderer war zugleich Steuer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fetischgehöft in einem Dorfe bei Keta.

mann und bediente sich außer dem Ruder an den seichten Stellen einer langen Stange, mit der er das Boot durch sanfte Stöße weiter schob. Leise glitten wir über die weite Wasserfläche dahin. Es war ein schöner Tag, und obwohl wir vor drei Uhr fortgefahren, war es nicht zu heiß, denn die Sonne verbarg sich öfters hinter Wolken. Am Lagunenrande sah man die Umrisse einiger Dörfer, sonst war ringsum nur Wasser zu sehen. Dann und wann flog ein anderes Kanoe an uns vorüber, und jedesmal entspann sich ein Gespräch mit unserem Ruderer. Nach dem langen Ewegruß kam gewöhnlich die Frage: „Wohin fährst du die weißen Frauen?" „Nach Kedzi!" „Du bekommst wohl viel Geld von ihnen?" In einiger Entfernung sahen wir große Fischreiher sich ihre Beute aus dem Wasser suchen. An einer anderen Stelle waren Fischer beschäftigt, ihre Netze auszuwerfen. In Kedzi angekommen, führten uns der Lehrer und die Kinder nach Hannas Haus. Unser Erscheinen machte großes Aufsehen und wir wurden bald von einer ganzen Schar von Kindern und Frauen geleitet. Hannas Mutter nahm uns sehr freundlich auf. Die schönsten Landesstühle wurden hergeholt, und wir mußten uns darauf setzen. Zwei größere Knaben wurden beauftragt, die Palmen zu erklettern und Kokosnüsse abzuschlagen. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit erklommen sie die schlanken Stämme. Bald hatten sie eine Menge Nüsse zusammen und gingen nun daran, jedem von uns eine aufzuschlagen. Wir tranken den erfrischenden Inhalt aus der Naturschale. Hannas Mutter war sehr zugänglich, als wir unser Anliegen vorbrachten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Hanna selbst wäre am liebsten gleich mit uns gegangen. Es war rührend zu sehen, wie sie sich über unser Kommen freute. Da erschien die alte Großmutter, eine Stockheidin. Die Sache wurde ihr vorgelegt, aber sie wollte nichts von Hannas Gehen wissen. Wir erklärten ihr wiederholt, um was es sich handle und baten sie um ihre Einwilligung. Sie aber blieb gegen alle unsere Bitten taub, ja erklärte rund heraus, Hanna habe nicht nötig, Lesen und Schreiben und Nähen zu lernen. Das seien Beschäftigungen für Männer. Die Großmütter haben im Ewelande das große Wort. Wir sahen ein, daß vorläufig nichts weiter zu machen war und verabschiedeten uns. Als wir abfuhren, stand Hanna noch lange am Strande und winkte und sah uns nach. Aber umsonst war unser Besuch in Kedzi doch nicht, denn nach einigen Tagen erschien Hanna in Keta, um nun endgültig bei uns zu bleiben.

d) Zu Tauffesten.

Zu den schönsten Ausflügen haben sich die Besuche der Tauffeste auf den Außenstationen herausgebildet.

Am 20. November 1898 fand die erste Taufe in Sadame, einem Dorfe, jenseits Anyakos an der Lagune gelegen, statt. Es war das erste Mal, daß unsere Schülerinnen an einem solchen Feste teilnahmen. Am Tage vor der Taufe brachen ihrer zweiunddreißig unter der Führung von Missionar Spieß in Keta auf. Ein kleines Kanoegeschwader führte sie über die Lagune nach Anyako. Dort wurde im Missionsgehöft übernachtet, und am nächsten Morgen wanderte die Schar nach Sadame. Hier verschönten sie die Tauffeier durch ihren Gesang. Am Nachmittag zogen die Neugetauften mit der Anyakogemeinde auf die Dörfer in der Umgegend, wo Missionar Spieß und der Lehrer den Heiden predigten. Da gab es wieder große Verwunderung über die Mädchenschar. Es kamen viele Leute zusammen, um sie singen zu hören, und man konnte einer großen Zuhörerschaft predigen. Besonders die Leute in Tsiame, einem kleinen Dorfe bei Sadame, sprachen immer wieder ihre Verwunderung aus, daß nicht nur Männer und Knaben, sondern auch Frauen und Mädchen Gottes Wort lernen. Am Abend des dritten Tages kehrten unsere Mädchen, fröhlich singend, im Mondenschein nach Keta zurück. Sie brachten uns eine Wildente und einen Ziegenbock als Dankesgeschenke der Sadameer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

weil wir den Mädchen erlaubt, ihnen Lieder zu singen. Beim Schulbeginn am nächsten Morgen wurden den Zurückgebliebenen die Erlebnisse der Tauffahrt von ihrer Lehrerin Mercy Baëta erzählt und zum Schluß ihnen der Gruß des Sadamelehrers überbracht, welcher lautete: „Freuet euch mit uns, daß der Herr Jesus sein Werk unter uns angefangen hat, und gedenket desselben."

e) Zu den Märchenerzählern in Dziavi und Kleve.

Fräulein Binder und Fräulein Bläser, die Mitarbeiterinnen von Frau Knüsli, erzählen von ihrem Besuche in einigen Dörfern in der Nähe von Ho. Im Jahre 1904

Die Regierungsstation Ho.

bedurfte Frau Knüsli dringend einer Ausspannung, scheute aber die Reise nach Amedzowe. Da bot ihr der freundliche Regierungsbeamte, der seine Wohnung nicht weit von Ho auf dem Hügel hat, diese für drei bis vier Wochen zur Benutzung an, da er selbst in dieser Zeit auf Reisen war. „Gegenwärtig sind wir auf luftiger Bergeshöhe, etwa dreiviertel Stunden von unserer Missionsstation entfernt," schreibt Fräulein Binder. „Frau Knüsli tut die kühlere Luft und die köstliche Ruhe sehr gut. Auf dem Bergrücken ist ein prächtiger Spaziergang mit Sand bestreut, und die Aussicht hier oben ist wunderschön. Auf der einen Seite des Berges liegt Ho, und auf der anderen, ganz romantisch im Grünen versteckt, sind Dziavi und Kleve. An

einem schönen Nachmittag gingen wir nach Dziavi. Es ist etwa eine Stunde dahin zu gehen, und der Weg führt über mächtiges Steingeröll hinunter. Die Leute schienen über unseren Besuch sehr erfreut und baten uns, recht oft wiederzukommen. Wir verabschiedeten uns, gegenseitig sehr befriedigt.

Bald darauf machten wir in Begleitung des Lehrers Robert Kwami einen Ausflug in das Dorf Kleve. Wir kamen durch sehr schöne Waldpartien und prächtige Felder, die von viel Fleiß zeugten, und erreichten unser Ziel nach dreiviertel Stunden. Unter den Bäumen auf dem Gerichtsplatze des Ortes waren Sitze von großen Steinen hergerichtet, von denen einer, wagerecht liegend, als Sitz diente, während der zweite, aufrecht stehend, die Stuhllehne vorstellte. Sie waren, der größeren Bequemlichkeit wegen, glatt geschliffen. Wir trafen verschiedene Männer auf diesen steinernen Stühlen und begrüßten sie. Sogleich ließen sie drei europäische Stühle bringen und fragten uns, was für ein Wort wir für sie hätten. „Wir wollen euch nur besuchen," antwortete der Lehrer, „freut ihr euch nicht über den Besuch von zwei weißen Frauen?" „Ja, gewiß," sagten sie, „freut sich ein Kind nicht, wenn die Mutter kommt?" Inzwischen hatte sich eine große Schar von Männern, Frauen und Kindern um uns gesammelt, und es kamen immer mehr Leute. Sie betrachteten uns mit Erstaunen und lauschten dann mäuschenstill den Worten des Lehrers, der ihnen erzählte, warum wir nach Afrika gekommen. „Wir haben rings um das Dorf her nichts als Götzen und Opferplätze gesehen," sagte er, „glaubt ihr denn wirklich, daß diese Dinge aus Holz und Lehm euch Frieden und Freude bringen können?" Und nun erzählte er ihnen von Jesus, dem Heiland der Welt, und ließ zum Schluß das uns begleitende Mädchen Roda den Spruch sagen: „Also hat Gott die Welt geliebt."

Nachdem wir noch einige Lieder gesungen, kamen einige Jünglinge zum Lehrer mit der Bitte, sie wollten gern Lesen und Schreiben lernen. Dieser sagte ihnen, sie möchten am nächsten Mittwoch zu ihm kommen, sie könnten bis dahin über das Gehörte nachdenken, und er werde dann eingehend mit ihnen reden. Die Leute machten uns einen guten Eindruck.

Zum Schluß fragten wir sie, ob sie uns nicht auch etwas erzählen möchten. Sie waren gerne bereit und einer von ihnen erzählte die folgenden Fabeln, deren Gesangstellen von den Jünglingen im Chor wiedergegeben wurden: „Ein Mann war mit einem häßlichen Mädchen verlobt. Auf einmal erklärte er, er wolle sie nicht heiraten, sie sei ihm zu häßlich, er wolle

eine andere, schöne Frau. Er fand ein schönes Mädchen. Diese verlangte jedoch, er solle auf einen hohen Palmbaum steigen, damit sie sehe, ob er auch etwas leisten könne. Er stieg hinauf, aber, oben angelangt, überfiel ihn die Angst, er könne nicht wieder hinunter. Darum bat er das schöne Mädchen, sie möge singen: ‚Komm herunter, komm herunter zu mir!' Doch sie sang: ‚Bleib oben, bleib oben, ich will dich nicht haben!' Da fing der Mann an, bitterlich zu weinen. Das verschmähte häßliche Mädchen aber hatte Mitleid mit ihm, kam und sang: ‚Komm herunter, komm herunter, und nimm mich' Da kam der Mann herunter, und die Häßliche wurde seine Frau. ‚Der Schein trügt' oder ‚Es ist nicht alles Gold, was glänzt'."

Die zweite Fabel lautete: „Der Wolf und der Leopard hatten Freundschaft geschlossen. Jeder von ihnen mußte abwechselnd für das Essen sorgen. Der Leopard besorgte Antilopenfleisch. Als der Wolf an die Reihe kam, sagte der Leopard, er wolle kein anderes Fleisch als das von der Frau des Wolfes. Das hörte ein Kind und ging zu der Frau des Wolfes, die auf dem Markte war, und sagte ihr, was es gehört. Die Wölfin rief in Verzweiflung aus: ‚Was soll ich tun? was soll ich tun?' Da gab ihr jemand einen guten Rat: ‚Kaufe dir gutes Fleisch, tauche es in Honig und trage es auf dem Kopfe nach Hause. Dort angekommen, sage zu deinem Manne, dem Wolf: „Hilf mir ab!' und während er dir die Last vom Kopfe nimmt, laß das Fleisch in seinen Mund gleiten.' Die Wölfin machte es so, und als der Wolf das Fleisch schmeckte, sagte er: ‚Was ist das für gutes Fleisch?' ‚Das ist Leopardenfleisch!' antwortete die Wölfin. ‚Ei,' sagte der Wolf, ‚ist Leopardenfleisch so gut, dann wollen wir doch den Leoparden, der bei mir ist, schlachten und essen.' Und so machten sie es. Aber nachher tat es dem Wolfe doch leid, daß er seinen Freund getötet hatte, und er weinte und weinte immerfort. Daher hat der Wolf jetzt noch eine so klägliche Stimme. ‚Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein'."

Nun kam die dritte Fabel. „Ein König hatte eine schöne Tochter, die auf eine hohe Schule gegangen war und viel gelernt hatte. Der König sagte: ‚Wer so stark ist, daß er aus einem großen Topfe einen Ton herausbringen kann, wenn er hineinbläst, der soll meine Tochter zur Frau haben.' Alle starken Männer des Landes kamen und versuchten es, aber keiner brachte einen Ton aus dem Topfe heraus. Da besann sich die Spinne, wie man das machen könne. Sie rief die Ratte und sagte zu ihr: ‚Mache einen unterirdischen Gang bis zum Topfe.' Dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ging sie zu einem Vogel, dessen Ruf einen wehmütigen, dumpfen Ton hat, als käme er aus einem Topfe. Die Spinne sprach zu dem Vogel: ‚Krieche in den Gang bis unter den Topf, und wenn ich von oben ein Zeichen gebe, dann laß deinen Ruf hören.' Zur festgesetzten Stunde versammelten sich der König und sein Gefolge und alle anderen Leute. Die Spinne trat an den Rand des Topfes und gab ihr Zeichen und richtig, es kamen Töne aus dem Topfe. (Hier ahmten die Jünglinge den Ruf des Vogels nach.) Sie mußte es zwei-, dreimal probieren, und jedesmal kamen Töne aus dem Topfe. Nun versuchten es auch die anderen wieder, aber sie kannten nicht das verabredete Zeichen. Der Vogel war still, und sie brachten keinen Ton heraus. So heiratete die Spinne die Königstochter. List ist oft mehr wert als Stärke."

Als die Erzählungen der Fabeln beendet waren, beschenkten uns die Leute mit Palmwein und Mais und begleiteten uns dann fast ganz bis auf den Hügel zurück.

9. Festzeiten.

Es ist mir jedesmal eine Zeit besonderer Freude und innerer Bewegung gewesen, wenn wir draußen unter den Heiden mit den aus diesen gewonnenen Christen eins unserer großen christlichen Feste feiern durften. Die Herrlichkeit der Heilstaten Gottes, welche jene uns offenbaren und verkündigen, ist mir kaum je so groß erschienen, als wenn ich es in Afrika tatsächlich erfahren durfte, wie diese im Begriff ist, sich über die ganze Welt zu erstrecken.

A. Weihnachten.

a) Das erste Weihnachtsfest in Afrika.

Zur Zeit des ersten Weihnachtsfestes, das ich in Keta erlebte, war ich erst vor vier Wochen etwa aus der Heimat angekommen. Um so erwartungsvoller sah ich den nahen Weihnachtstagen entgegen und malte mir aus, wie es wohl sein würde, wenn braune Kinder sich im Glanze der Weihnachtslichter freuten. Doch sollte ich dieses erste Weihnachtsfest in Afrika anders feiern als ich gedacht, denn ein oder zwei Tage vor dem heiligen Abend kam ein Fieber und warf mich aufs Krankenlager. Das war wehmütig, aber es führte gleich recht in die Art des afrikanischen Lebens ein. Einen Christbaum mit Lichtern sah ich nicht in den Festtagen, aber der Weihnachtsglanz des Kindleins in der Krippe erhellte auch die

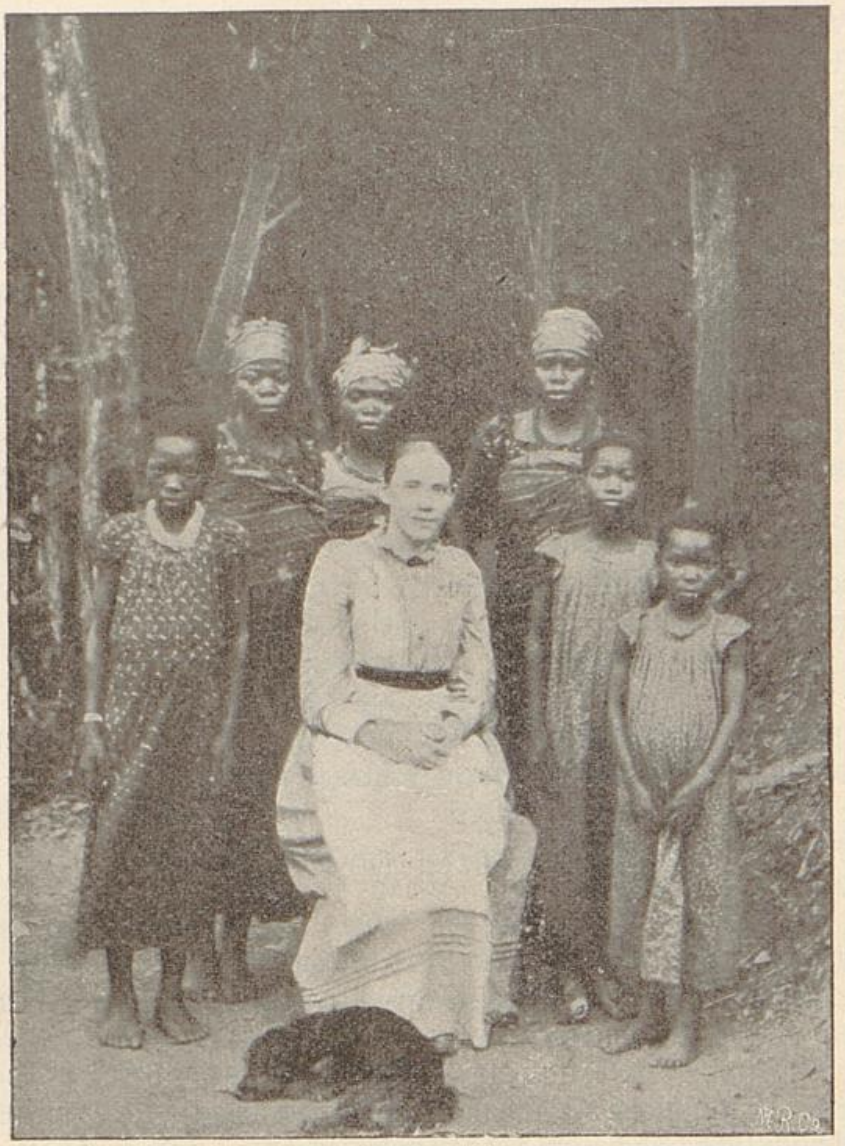
Krankenstube. Am Christabend fand in dem Betsaal, der in den unteren Räumen des Missionshauses war, eine Weihnachtsfeier für Kinder und Erwachsene statt. Mein Zimmer lag gerade über diesem Raume, und ich konnte das Harmoniumspiel und den Gesang der Weihnachtslieder ganz deutlich hören. Ich wußte, daß jetzt alle im Hause unten seien zur Feier, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Augenblick an das Fenster zu treten, um in die milde Tropennacht hinauszuschauen. Der Eindruck bleibt mir unvergeßlich. Gerade so hell mußten die Sterne in der heiligen Nacht über Bethlehem geleuchtet haben, gerade so standen vielleicht auch in Bethlehems Gefilden die Palmen in friedlicher Ruhe da, gerade so war vielleicht auch bei Bethlehem in jener wunderbaren Nacht die ganze Natur anzuschauen, als warte sie, still lauschend, daß sich der Himmel über ihr auftue. „Stille Nacht, heilige Nacht" sang jetzt die feiernde Gemeinde, ich stimmte leise mit ein und feierte ganz allein ein schönes Weihnachtsfest.

Ein wunderbarer Christbaum wurde zu Neujahr für die Kinder geschmückt. Es war eine Palmenblüte, die sich wunderlieblich im Lichterschmuck ausnahm. Sie war in Gestalt und Größe einer ganz kleinen Tanne ähnlich.

b) Weihnachten in Amedzowe.

Im zweiten Jahre meines ersten afrikanischen Aufenthalts wurde ich, wie oben erzählt, zur Erholung auf die Berge geschickt und zwar zu meinem großen Kummer gerade wenige Wochen vor Weihnachten.

Das zweite Weihnachtsfest erlebte ich also in Amedzowe. Einem afrikanischen Laubbaum wurde die Ehre zuteil, mit dem weihnachtlichen Schmuck behangen zu werden, und er zeigte sich im Lichterglanz durch sein stattliches Aussehen dieser Ehre würdig, als am Abend die Hausgenossen sich um ihn sammelten. Wir sangen zusammen ein Weihnachtslied, und dann sagte Missionar Seeger den schwarzen Mädchen und Knaben, die in seinem Hause erzogen wurden, einige Worte über die Bedeutung des Weihnachtsfestes, worauf sie glückstrahlend ihre Geschenke empfingen. Dann kamen sie mit der Bitte, den Lehrer Paulo Tumitse, welcher mit den Schulkindern auf den Gemi gehen und mit ihnen dort oben Weihnachtslieder singen wollte, begleiten zu dürfen. Sie durften gehen und erhielten rote und grüne bengalische Lichter mit auf den Weg, die sollten sie anzünden, wenn sie oben wären. Wir saßen noch eine Weile



Frau Missionar Seeger nebst Hauskindern.

unter dem Weihnachtsbaume und tauschten Weihnachtsgedanken aus. Dann hieß es: „Wir wollen doch sehen, ob sie schon oben sind." Wir traten ins Freie. Es war ziemlich dunkel, obwohl der Mond dann und wann zwischen Wolken hervorleuchtete, und man sah keinen Stern am Himmel. Am Gemiberge uns gegenüber bewegte sich ein kleines Licht immer höher hinauf. Augenscheinlich trug ein Knabe eine Laterne voran, damit sie den Weg nicht verfehlten. Jetzt waren sie oben, ein schönes rotes Licht leuchtete vom Gemi zu uns herüber, und wir hörten, wie sie sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damals war das Missionshaus von Amedzowe noch im Bau, und auf dem Stationshügel befand sich eine Tischlerwerkstatt. Von dort trugen wir einen großen Haufen Hobelspäne zusammen und zündeten diese an, denen auf dem Berge zum Zeichen, daß wir ihr Licht gesehen. Sofort gaben sie ihre Freude durch ein zweites Licht kund. Wir sangen mit deutschen Worten: „Es ist ein' Ros' entsprungen," dann tönte vom Berge herüber: „Halleluja!" So wechselte ein Lied mit dem andern, und während das Licht auf dem Gemi hell aufflackerte und in das dunkle Land weit umher hineinleuchtete, bewegte der Gedanke das Herz eigentümlich: „Möchte doch der Glanz aus Bethlehems Stall über diesem Lande erscheinen und diesem Volke aufgehen als ein Licht, zu erleuchten die Heiden. Möchten doch viele, die das Licht gesehen, kommen und nach seiner Bedeutung fragen, wie einst die ersten Heiden, die Weisen aus dem Morgenlande, nach dem Stern forschten und den Heiland fanden."

Am nächsten Morgen, noch ehe es tagte, standen die fröhlichen Sänger, die Schulkinder, vor unserer Tür und weckten uns mit Weihnachtsliedern. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!" sangen sie uns ins Herz hinein. Nachmittags machten wir bei herrlichem Wetter einen Familienspaziergang mit braunen und weißen Kindern in den Wald. Als wir zurückkamen und eben im Begriff waren, den Stationshügel wieder hinaufzusteigen, begegnete uns ein wunderbarer Zug. Es war der König von Amedzowe mit seinem Gefolge. Voran ging der Sprecher des Königs, dann er selbst, dann allerlei Würdenträger, der königliche Schirmhalter und andere. Zuerst mußten sie durch den Mund des Sprechers der Trauer ihres Herzens Luft machen, daß sie oben auf der Station gewesen, um Missionar Seeger einen Besuch zu machen und ihn nicht zu Hause getroffen. Dann wurde der ausführliche Ewegruß in seiner ganzen Unendlichkeit gewechselt, und nun endlich konnte man zu der Frage nach ihrem Begehr übergehen. „Wir haben gehört," so ergriff der Sprecher das Wort, „daß ihr heute einen schönen Freudentag feiert; wir möchten uns auch gern freuen, gebt uns einen Teil eurer Freude." Auf die Gegenfrage: „Warum seid ihr heute morgen nicht zur Kirche gekommen, da hättet ihr euch mit uns freuen können?" gaben sie deutlich zu verstehen, daß sie nur an eine äußere, irdische Freude dachten und sich ein Geschenk erbitten wollten. Als sie dieses erhielten, spendeten sie den sehr ausführlichen Negerdank und gingen zufrieden davon. Wir aber fragten uns untereinander: „Wann wird dieser König mit seinem Gefolge nach der großen Freude

Avatimehäuptlinge gratulieren zu Weihnachten.

suchen, welche Engelsmund zuerst verkündigt hat? Wann wird es aus seinem Munde heißen: ‚Wo ist der Heiland der Welt? Wir sind gekommen, ihn anzubeten!?'"

c) Weihnachten in Keta.

Am schönsten war aber ohne Frage stets das Weihnachtsfest inmitten unserer Kinderschar in Keta. Wir hatten einen Baum im Garten, der sich jedes Jahr im Juni mit den schönsten, roten Blüten schmückte. Es war eine Poentiana, deren zart gefiedertes Blatt an das der Akazie erinnert. Dieser Baum gab uns mit seinen farbenprächtigen Blumen jährlich das Zeichen, daß die Zeit gekommen, unsere Weihnachtswünsche in die Heimat zu senden. Da für Besorgung der Sachen immer einige Zeit nötig war, mußte dieses spätestens im Juli geschehen. In einem solchen Bittbriefe heißt es:

Liebe Europaleute!

Die Bettlerin aus Afrika,
Die euch bekannt, ist wieder da
Und bittet euch, so sehr sie kann,
Ach, hört doch ihre Bitten an.
Wir haben Kinder, braun und fein,
Mehr als zweihundert mögen's sein,
Die wir zur lieben Weihnachtszeit
Mit einer Gabe gern erfreut.
Doch gar nichts ist in uns'rer Hand,
Wir haben Palmen nur und Sand.
Ihr aber habt so viele Sachen,
Die Kinderherzen Freude machen,
Wie Puppen, Bücher, Federkästen,
Trompeten auch, die allerbesten.
O, bitte, schickt uns doch von allen,
Das wird den Kindern wohlgefallen.
Hell werden ihre Augen glänzen,
Gewiß, ihr Dank kennt keine Grenzen,
Den sie dann euch Europaleuten
Bewahren werden alle Zeiten
Und eure treuen Liebeshände,
Die für uns offen ohne Ende,
Die werden durch die ird'schen Gaben
Gar manches Herz mit Liebe laben.
Und Heiden, die in Finsternissen
Noch nichts von ihrem Heiland wissen,
Erkennen: „Wir sind nicht verloren,
Auch uns ist Christus heut' geboren."
Nun will ich denn die Wünsche nennen,
Die uns so sehr im Herzen brennen.
Es scheint, als hätten sie kein Ende,
Doch sind sie auch für viele Hände.
Auch muß ich gleich noch etwas sagen,
Ich glaube wohl, ich darf es wagen,
Wir haben mehr als hundert Knaben,
Die müssen auch doch etwas haben.
Und jedes Kind ist ganz zufrieden,
Wenn ihm nur ein Geschenk beschieden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Hamburg fanden die Bitten aus Afrika freundliches Gehör. Im Diakonissenhause sammelte Schwester Auguste Bertheau die von allen Seiten kommenden Gaben, und als Meisterin der Afrikakisten verpackte sie die Weihnachtsgeschenke. Manchmal füllten sich die Kisten nicht gleich, und der „Anscharbote" klopfte noch einmal an:

Die Weihnachtskisten für Afrika,
Die stehen gar weit geöffnet da.
Dahinter Schwester Auguste steht,
Die keine Gabe so leicht verschmäht,
Die unermüdlich im Niederbücken,
Bis festgestaut auch die letzten Lücken.
Doch siehe, noch steht sie so kerzengerade.
Und wartet und wartet. 's ist jammerschade.
Und unsichtbar stehen in weitem Kreis
Geschart um die Kisten mit Augen so heiß,
Voll Weihnachtshoffen in süßem Harren,
Die niemals dabei noch wurden zu Narren —
Viel schwarze Buben und Mägdelein,
Die flüstern und wispern: „Jetzt packt sie schon ein."
„Ich sah eine Puppe" — „und ich ein Gewehr!"
„Ach, Schwester Auguste, was gibt es noch mehr?"
„Was gibt es noch mehr?" so fraget noch einer,
So fragt Er uns alle — Er bittet wie keiner.
Wer wollte noch zaudern, wir alle sind da,
Die Krippe zu schmücken für Afrika.

Während in Hamburg Liebe bedacht war, den Kindern in Afrika ein schönes Weihnachtsfest zu bereiten, herrschte draußen schon monatelang freudige Erwartung. Schon im Juli fragten die Kinder uns: „Wann ist Weihnachten?" Aber nicht nur den Kindern, auch den großen Leuten im Ewelande ist das Weihnachtsfest der Mittelpunkt des ganzen Jahres. Deshalb ist unter ihnen die Sitte entstanden, eine Anzahl von Jahren zu bezeichnen mit: „So und so viele Weihnachten." In der Schule wird den kleineren Kindern der Zeitraum eines Jahres erklärt, indem man sagt: „Von einem Weihnachten zum anderen."

Schon seit Ende Oktober wurden Weihnachtslieder gelernt und gesungen und einige unserer schönsten alttestamentlichen Verheißungen aufgesagt. In der Adventszeit brannte auch ein Lichtlein dazu. Und im Hause kann man es bald merken, wenn solch ein schönes Lied den kleinen Afrikanerinnen im Kopfe und im Herzen sitzt. Das singt und klingt, das hallt und schallt oben und unten und überall. Daß die Engel im Himmel schöner singen, das glaube ich wohl, aber ob sie mehr singen, das weiß ich nicht. Das lebhafte Afrikakind muß irgend einen Ausweg für seine Freude und Lust finden. Weihnachten kommt, Weih-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nachten ist nahe, das tut es im Liede kund. Und daß es gerade die schöne, ansprechende Melodie zum Ausdruck seiner Freude wählt, ist nicht zufällig. Das kann es nur mit Hilfe seiner wunderbaren musikalischen Begabung.

Ein ganz tatsächlicher, handgreiflicher Beweis von der Nähe des Weihnachtsfestes war im November das Erscheinen der Weihnachtskisten. Da standen sie auf der unteren Veranda, des Augenblicks wartend, da man sie öffnete. Zwar sind es ja nur ganz einfache Holzkisten, wie eben andere auch, aber was für ein geheimnisvoller Zauber umgibt sie! Man sieht es den strahlenden Kinderaugen an, die sie am liebsten ganz und gar durchschauen möchten, was für eine wunderbare Welt sich in ihrer Phantasie hinter diesen Bretterwänden auftut. Ich bezweifle, daß je andere Kisten mit der gleichen Liebe und Neugier betrachtet werden. Und nun kam das Auspacken. Das war schon ein Weihnachtsfest vor dem Weihnachtsfeste. Mit Wonne und Entzücken nahmen wir die Liebesgaben für unsere Mädchen aus den Kisten, im Herzen anbetend den Liebesquell, aus dem alle die Liebesbächlein und -ströme auf der ganzen Welt kamen, die nun auch bis zu unseren braunen Mädchen nach Afrika fließen. Es war mir immer zu Mute, wie wenn ich der Sonne so ganz direkt ins Gesicht sähe, und sie lachte mich so freundlich an und beschien mich so warm und leuchtete so hell, daß es in meinem Herzen auch lachte und leuchtete und mir ganz warm wurde vor lauter Freude. So strahlte mir aus diesen Gaben die Liebe des Kindleins in der Krippe entgegen.

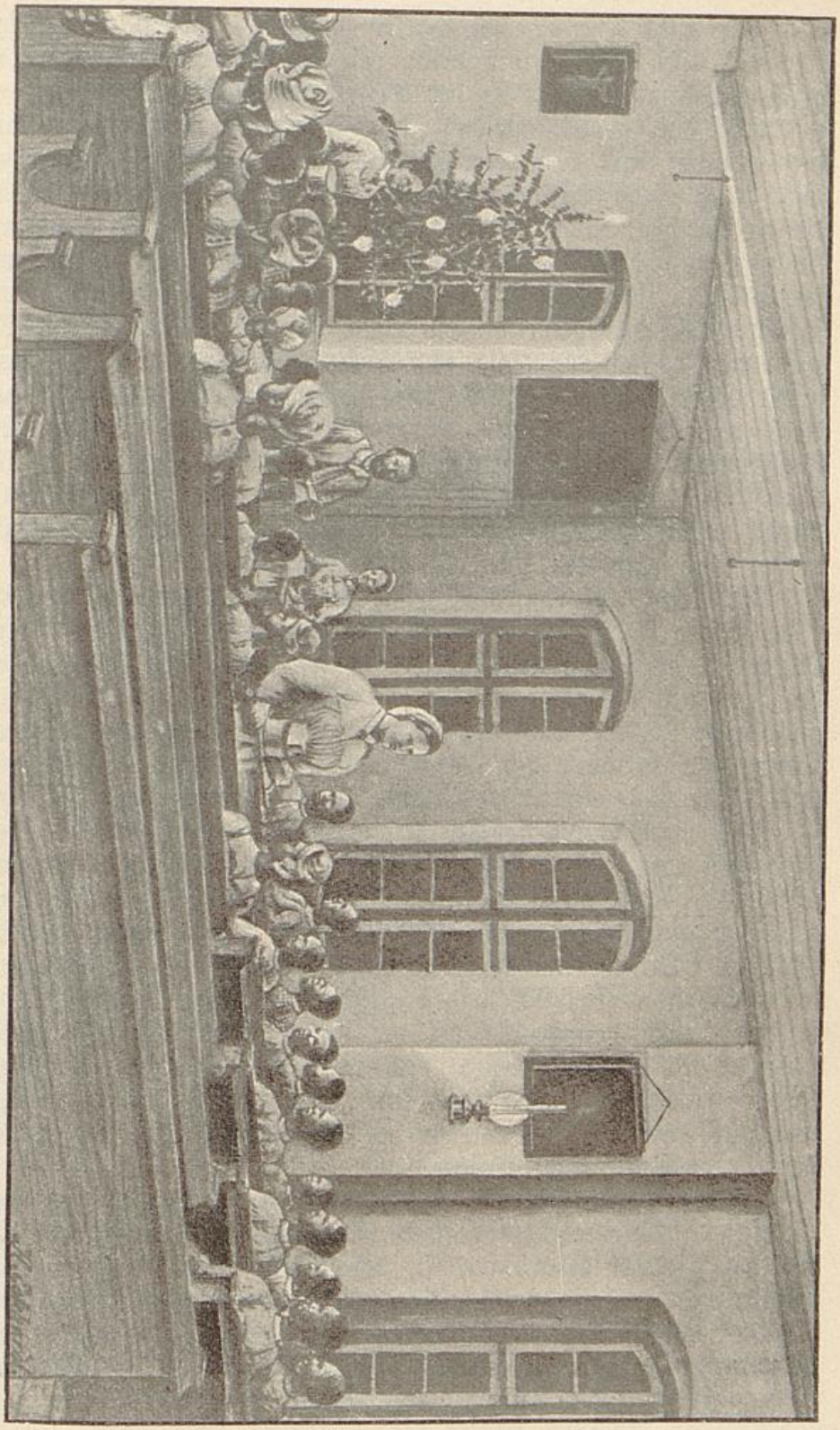
Im Jahre 1891 hatten wir alle Sachen unten ausgepackt, und in unserer Apotheke war der schönste Bazar. Dann ging's ans Ordnen und Verteilen. Wie bedauerten die Kinder, daß die Tür nicht von Glas war. Gar zu gern hätten sie einmal einen Blick in die Herrlichkeiten geworfen. Aber es war doch auch schon wunderschön, zu wissen, daß sie da waren. Während sie voll Spannung der Bescherung entgegensahen, bereiteten wir Schwestern mit Dank und Freude alles vor.

Eine ganz herrliche Ueberraschung hatten wir am 22. Dezember. Es war morgens sieben Uhr. Wir saßen auf der Veranda beim Morgenfrühstück, als plötzlich unsere Aufmerksamkeit auf einige Neger gelenkt wurde, die einen Karren durch die Straße schoben. Was darauf stand, zog unsere Blicke an. Es war ein ganz wirklicher, deutscher, grüner Tannenbaum. „Ach, wo werden sie den hinbringen!" sagten wir zueinander. Doch, was geschah? Wirklich, die Gartentür wird aufgemacht, der Karren mit dem Tannenbaum kommt in unseren Garten, und

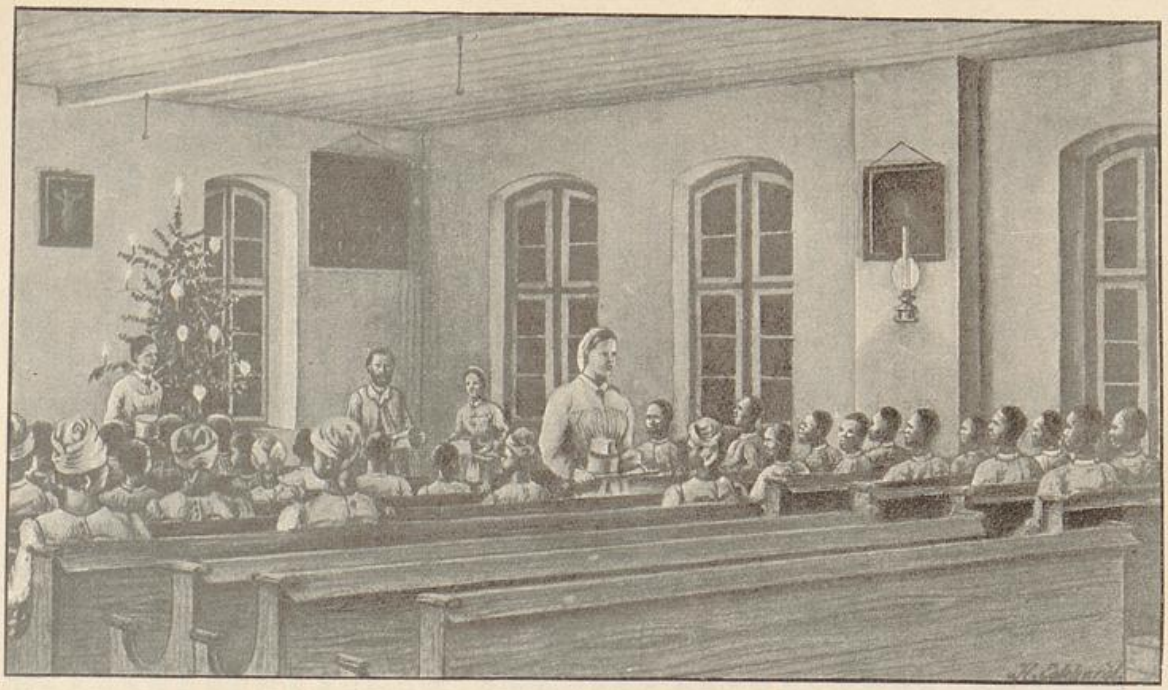
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ehe wir's uns versehen, ist er oben in unserem Wohnzimmer. Wir umstanden ihn in stummer Freude, Tränen traten uns in die Augen. Nun löste sich auch das Rätsel durch einen Besuch des freundlichen Kapitäns Schilling, desselben, mit welchem Schwester Lottchen nach Hause gereist war. Auf ihre Veranlassung übersandte er uns nicht nur die deutsche Tanne, sondern auch noch eine deutsche Gans als Weihnachtsgruß. Letztere fand unter dem Namen „Europaente", denn Gänse gibt es in Keta nicht, freundliche Aufnahme in unserem Hühnerhof, bis sie sich auf die Bratenschüssel begeben mußte. Unserer Tanne aber wurde die Ehre zuteil, beim Festgottesdienst in der Kirche zu stehen. Gewöhnlich wird ein Laubbaum als Weihnachtsbaum verwendet. Und der spielt denn auch seine Rolle als solcher, so gut er kann. Aber er kann eben nicht viel mit seiner krummen Gestalt. Viele unserer Christen kamen zu uns, um sich mit uns am Anblick der schönen Tanne zu freuen. Und dann sagten sie jedesmal: „Deutschland muß ein herrliches Land sein, wenn da so schöne Bäume wachsen."

Am heiligen Abend war zuerst eine Feier in der Kirche, bei welcher hauptsächlich zu den Kindern über die Weihnachtsgeschichte geredet wurde. Zu Hause hatten wir für unsere Hausgenossen noch ein Extrabäumchen angezündet. Eben brannten die Lichter, als alle aus der Kirche kamen. Die große Glocke läutete, und unter dem Gesange: „O, du fröhliche" ging groß und klein ins Weihnachtszimmer. Bis zehn Uhr abends haben wir da traulich miteinander gefeiert. Als die Freude der Kinder still geworden war, und sie sich zum Abendgebet um uns sammelten, setzten wir uns neben den brennenden Christbaum, während sich die ganze Gesellschaft auf der Erde vor uns niederließ. Wir sangen noch ein schönes Weihnachtslied, dann wurden die Kinder gefragt: „Wer hat euch denn nun alle die schönen Sachen geschenkt?" Aller Blicke richteten sich sofort auf unser liebes von Ida gemaltes Bethlehemsbild, welches dem Christbaum gerade gegenüber zwischen grünen Zweigen und Lichtern aufgestellt war. „Eure Mutter," erscholl dann eine flinke Antwort. Unserer Mutter Bild stand nämlich auch zwischen den Lichtern. „Ja, seht, da in dem Hause, wo unsere Mutter und alle unsere Schwestern wohnen, da sind alle die schönen Dinge eingepackt, und viele, viele Kinder aus vielen Städten haben sie dahin gesandt. Dieses Haus aber heißt Bethlehem. Warum heißt es so?" „Weil das Kindlein, das in Bethlehem geboren, die Liebe in die Welt gebracht, die dieses Haus gegründet." „Woher kommt es denn, daß so viele Kinder, die



Weihnachtsfeier in Keta.



Weihnachtsfeier in Keta.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

euch gar nicht kennen, euch so lieb haben?" „Weil sie Jesum lieben." Da waren wir denn bei dem schönsten Weihnachtsgeschenke, dem Kindlein in der Krippe, angelangt, und nun betrachteten wir gemeinsam das schöne Weihnachtstransparent mit den Englein und dem hell leuchtenden Stern über Bethlehem. Wie groß und mächtig mußte uns das Wunder der Heilandsliebe erscheinen, da sie so viele kleine und große Herzen bewegen konnte, auch der fernen unbekannten Brüder und Schwestern jenseits des Meeres zu gedenken. Eins der größeren Mädchen sprach dann den gemeinsamen Dank für alle aus: „Wir alle zusammen danken für die vielen schönen Geschenke. Wir haben große Freude darüber, und wir freuen uns auch, daß ihr gekommen seid, uns Gottes Wort zu sagen, wir wandern in Finsternis." Zokplame sagte: „Ich grüße Europa und danke allen sehr, sehr, sehr viel." Dabei klatschte sie mit großer Inbrunst in die Hände, denn ein warm ausgesprochener Dank ist immer von lebhaftem Händeklatschen begleitet.

Ein kleines Heidenmädchen, namens Aliwosi, welches etwa sieben Jahre alt war und noch niemals vorher in ihrem Leben ein Weihnachtsfest gefeiert hatte, fragte ich: „Was hat dir denn am besten gefallen?" „Der Weihnachtsbaum," antwortete sie, und das kam so recht aus Herzensgrund. Unsere Tanne sah ja auch ganz wunderhübsch im Weihnachtsschmuck aus. Sie hatte als kleines Tännchen wohl nicht geträumt, daß sie noch einmal im fernen Afrika die Weihnachtslieder der schwarzen Leute hören sollte. Nachdem das Weihnachtsfest vorüber war, wurde die Tanne in unserem Garten bei dem Brunnen gepflanzt und hatte an mehreren Zweigen frische grüne Triebe angesetzt. Einen Versuch wollten wir machen, ob sie sich's gefallen lassen wollte, sich in den heißen Afrikasand verpflanzen zu lassen. „Ich besuche sie oft an ihrem schattigen Plätzchen," heißt es in einem Briefe, „und lasse mir von der deutschen Heimat erzählen." Aber schon im März fing sie an zu welken und starb dahin. Der Baum des Nordens konnte sich unter der Tropensonne nicht einleben.

„Ich habe nie zuvor so wie hier erfahren," sagt ein anderer Brief, „daß Weihnachten deshalb Weihnachten ist, weil uns ein Kind in Bethlehem geboren ist, das uns erlöst hat von aller Sünde und uns selig macht. Zu Hause hängen an der Weihnachtsfreude noch so viele Nebenfreuden drum und dran, daß es oft schwer ist, sich klar zu werden, worüber man sich in Wahrheit freut. Hier ist das anders, und ich meine, schöner."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

B. Tauffeste.

Unsere schönsten Feste brachten uns die Tauftage. Die ganze Gemeinde feierte mit, wenn in dem mit Blumen geschmückten Gotteshause die weißgekleideten großen und kleinen Täuflinge unter die Schar der Christen aufgenommen werden konnten. Sie waren durch vorhergegangenen Unterricht in die christliche Wahrheit eingeführt und hatten bei einer Prüfung ihren Glauben bekannt, nun sollten sie durch die Taufe Glieder der Gemeinde Christi werden. Von einem solchen Tauftag erzählt uns ein Brief Schwester Lottchens vom 29. Juni 1893: „Der 18. Juni war für uns und unsere Kinder, ja, für unsere ganze Gemeinde, ein rechter Freuden- und Festtag; denn an diesem Tage wurden in unserem Gotteshause drei Männer, elf Frauen, zwei Mädchen, unter denen unsere Ametoche, sowie zwölf Kinder getauft. Ja, das war ein herrliches Fest. Unsere Morgenandacht mit den Kindern begannen wir mit dem Liede „Lobe den Herrn, o meine Seele," und ein Loben und Danken erfüllte an jenem köstlichen Tage wohl unser aller Herzen. Etwa eine Viertelstunde vor Beginn des Morgengottesdienstes fanden sich die Frauen mit ihren Kindern bei uns zusammen und gingen von uns zu Missionar Däuble, mit dem sie dann zur Kirche kamen. Ganz festlich sah es aus, als die Täuflinge alle, groß und klein, in ihren weißen Taufkleidern daherkamen. Die kirchliche Feier war ganz schlicht, aber erhebend. Der eingeborene Lehrer Andreas Aku predigte sehr ernst über den Text Röm. 6, 3—8. Darauf folgte die Taufhandlung, die Missionar Däuble hielt. Besonders lieblich war es, wenn die Mütter, nachdem sie selbst getauft waren, nun auch ihre Kindlein herzubrachten. So kam Kpokplokpo, Zokplames Mutter, mit drei Knaben, die die Namen Thomas, Benjamin und Samuel erhielten. Daniel Kwamis Frau wurde mit ihrem Kindlein getauft, ebenso die Frau von dem Lehrer Hermann Joyo. Als unsere liebe Ametoche niederkniete, um getauft zu werden, war mein Herz bewegt. Sie erhielt den Namen Hanna. Möchte der Herr sie treu erhalten. Zokplame ist zu groß, um als Kind getauft zu werden und noch nicht erwachsen genug, um selbst eine Entscheidung zu treffen. Darum muß sie noch warten. Nachmittags war im Strandhause eins der Schulzimmer wunderhübsch mit Palmen geschmückt und darin eine festliche Tafel gedeckt. Da versammelten sich die Neugetauften mit Christen aus unserer Gemeinde. Es gab Hühnersuppe mit Reis, auch kleine Kuchen und Ananas. Es wurde gesungen und einzelne

Gottesworte ausgelegt, also eine Art christliches Gemeindefest. Gebe Gott, daß Hanna mehr und mehr durch stillen christlichen Wandel ohne Worte ein Segen für unsere Kinder und für ihre heidnischen Verwandten werde."

Auch die Taufen der kleinen Christenkinder brachten Festtage in den einzelnen Familien, und man kann es als ein Zeichen wachsenden Vertrauens ansehen, daß die Leute in Keta anfingen, uns an solchen Ereignissen in ihren Familien teilnehmen zu lassen. „Am vorletzten Sonntag hatten wir und unsere Kinder eine große Freude," so erzählt ein Brief vom 14. Juli 1892, „ich sollte Patin sein bei einem kleinen Mädchen. Dieses ist die Tochter einer Christin unserer Gemeinde. Eines Tages kamen die Geschwister der Kleinen, die bei uns den Handarbeitsunterricht besuchen, glückstrahlend herein und sagten, ich möge einen Namen für ihre neue kleine Schwester aussuchen. Das tat ich gerne. Dann kam die Mutter selbst und bat mich, das Kind über die Taufe zu halten. Nachmittags um drei Uhr wurde das Kind zur Kirche gebracht. Es sah in seinem weißen Kleidchen zu niedlich aus. Während der Handlung war es ganz still und schaute uns freundlich an. Zum Nachmittag waren wir mit allen unseren Kindern eingeladen. Als wir in den Hof traten, sahen wir mehrere Bänke, Stühle und sonstige Sitzgelegenheiten unter den Palmen aufgestellt. Dort nahmen wir Platz, und bald gesellten sich Erwachsene und Kinder zu uns. Nachdem wir eine Weile gesungen hatten, brachte die Hausmutter einen schönen Reisbrei mit Eierkuchen. Sie sprach das Gebet und stellte eine größere Schüssel unter eine Schar Kinder, die sich's gemeinsam schmecken ließ. Die Erwachsenen bekamen jedes ein Schüsselchen. Wir verlebten einen schönen Nachmittag und gingen froh nach Hause. Solche Freudentage mit ihnen verleben, das verbindet."

Es war merkwürdig, wie wenig empfänglich für die Aufnahme des Christentums die nächsten Nachbardörfer von Keta, Vodza und Dzelukowe, sich zeigten. Im Jahre 1899 waren zwei Männer aus Vodza unter den Neugetauften, und diese Tatsache trug dazu bei, den Tauftag besonders festlich zu gestalten. In einem Briefe lesen wir darüber folgendes: „In diesem Jahre wurde der erste Weihnachtstag dadurch ein besonderer Freudentag, daß siebzehn Heiden getauft wurden, acht Männer und neun Frauen, sowie deren sieben Kinder. Unter den Männern waren zwei aus Vodza: Kate, welcher in der Taufe den Namen Simeon erhielt, und Amega, der Johannes getauft wurde. Auf Kates Angesicht malte sich eine stille

Freude, wie er so dasaß in seiner kleidsamen, weißen Toga, welche man hier avo nennt. Unter dieser trug er nur ein weißes Hemd mit kurzen Aermeln und weiße Kniehosen. Das stand ihm sehr gut. Sein Nebenmann, Amega, war ebenso gekleidet. Amegas Frau, Rebekka, ist mit ihren drei Kindern, Paulina, Berta und Flora, im vorigen Jahre getauft. Wir haben ihr öfter gesagt: „Rebekka, du bist jetzt in Vodza die einzige, welche die köstliche Perle besitzt. Sieh zu, daß du deinen Nachbarn etwas von deinem Reichtum mitteilst!" Sie scheint dieser Weisung gut gefolgt zu sein, und es ist gewiß ein gutes Zeichen für sie, daß sie als erste Frucht ihrer Wirksamkeit ihren Mann gewonnen hat. Wie lange schon hat von Keta aus das Licht des Christentums in die Finsternis von Vodza geschienen, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Und nun hat doch ein Fünkchen Feuer gefangen, und Vodza hat nun eine christliche Familie. Simeon ist noch kein Greis, er hat erst wenige graue Haare. Aber er ist ein Mann in gereiftem Alter, und das Ruhige, Feste, Einfache in seinem Wesen läßt hoffen, daß er dem Christentume treu bleibe. Er hat ein gutes Bekenntnis abgelegt vor vielen Zeugen; denn nachdem die Täuflinge alle kniend die heilige Taufe empfangen hatten, stand Simeon auf, wandte sein Angesicht der Gemeinde zu und sprach das Glaubensbekenntnis. Und wie er so dastand und in seiner schlichten, klaren Weise sprach, hatte man den Eindruck, der sagt in seinem Herzen dazu: „Das ist gewißlich wahr."

Für die älteren afrikanischen Männer ist der Uebertritt ins Christentum meistens durch die Frage erschwert: „Was soll ich mit meinen Frauen machen?" Auch Kate, welcher drei Frauen hatte, mußte eine Lösung für diese Frage finden. Er trat ihr mit rechtem Ernst entgegen. Und siehe, sie löste sich für ihn ohne besondere Schwierigkeiten dadurch, daß zwei seiner Frauen erklärten, sie würden nicht bei ihm bleiben, wenn er Christ werden wollte. Nur eine wollte ihn nicht verlassen, Mawusi, d. h. Gotteshand, heißt die Treue. Sie scheint Rebekkas Freundin zu sein, denn mit ihr oder auch mit Simeon besucht sie uns öfter und kommt jeden Sonntag mit zur Kirche. Unter den übrigen Täuflingen waren zwei unserer früheren Schülerinnen und drei Schüler der Mittelschule. Auch die Mutter unseres Hauskindes Akwasiwovi und dieses selbst waren darunter. Letztere erhielt den Namen Christine. Wir alle, die wir bekennen, das ist mein größtes Glück, daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, da man ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört, wir sollten doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

recht treu sein in der Fürbitte für diese jungen Christen, daß sie feststehen können in allen ihren vielen Versuchungen."

Mawusi hat sich später auch zur Taufe gemeldet, und nach ihrer Taufe hat Simeon nicht geruht, bis auch ihre Ehe christlich eingesegnet wurde.

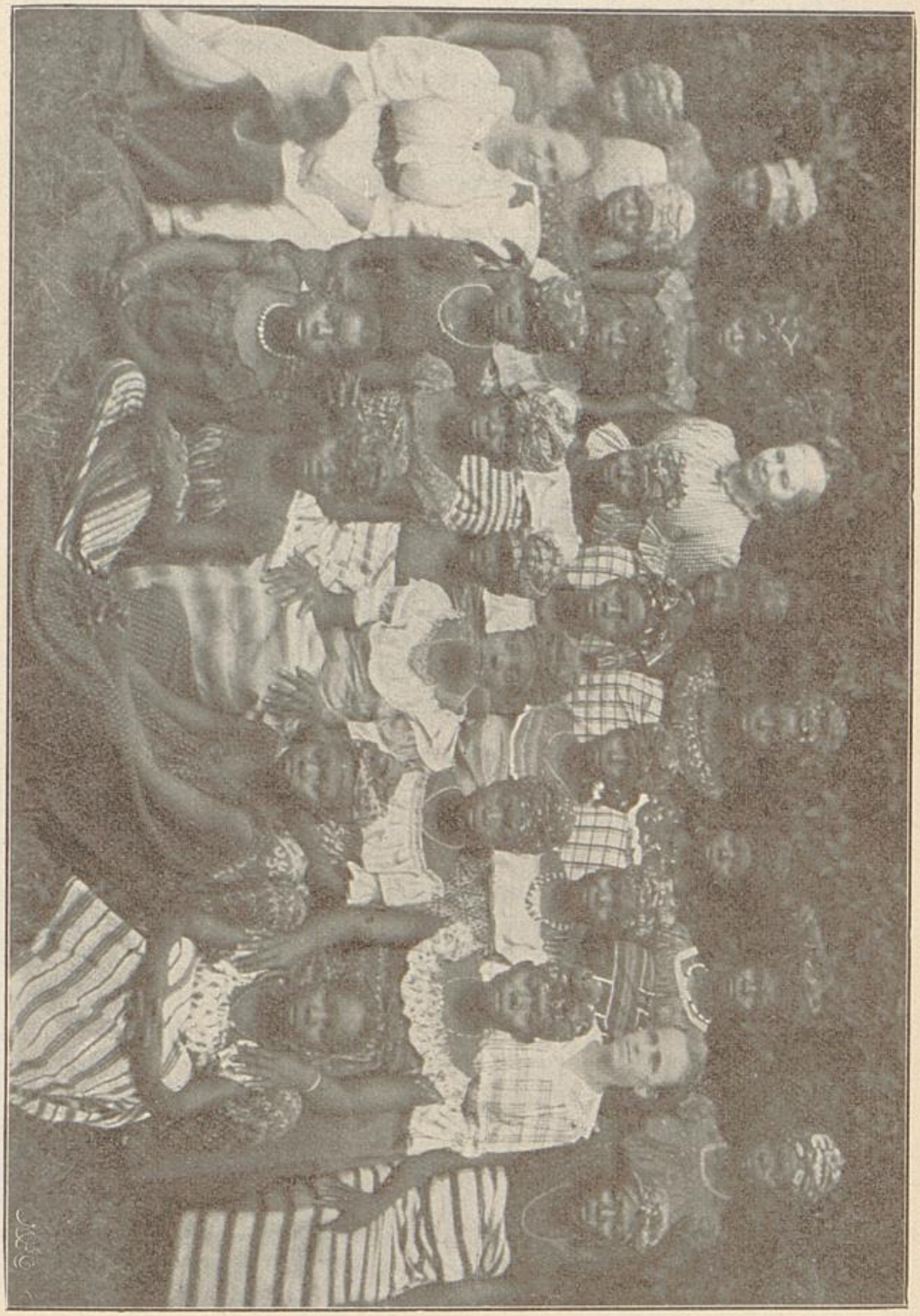
C. Konfirmationsfeste.

Neben den Tauftagen sind die Konfirmationsfeste besondere Feiertage in der Gemeinde. Von einer solchen wird in einem Briefe aus dem Jahre 1893 berichtet: „Das war eine Feier, so lieblich und schön, wie ich es mir kaum vorgestellt hätte. Zehn Knaben und zwei Mädchen, die Mädchen in weißen Kleidern, standen im großen Kreise um ihren Lehrer, Missionar Däuble. Alle Fragen wurden recht gut beantwortet. Wir hoffen, daß das Wort recht tief in die Herzen eingegangen sei und eine Frucht trage für die Ewigkeit. Besonders fiel mir ein kleiner Schüler auf, der stand die ganze Zeit mit gefalteten Händen da. Zur Feier des Tages sangen die Schüler nachmittags viele schöne Lieder in ihrem Hofe, und wir freuten uns ihrer Sangeslust. Auch die Mädchen haben viel zusammen gesungen. Für alle, Große und Kleine, ist dieser Tag ein unvergeßlicher Freudentag."

D. Das 10. Jahresfest der Mädchenanstalt in Ho.

Frau Knüsli erzählt uns von einem Feste, das in Ho gefeiert wurde, als die Mädchenanstalt dort zehn Jahre bestand. Sie schreibt:

„Am 24. November 1902 wurde mir ein kleines Fest veranstaltet, das sehr lieblich verlief und allen Beteiligten herzliche Freude machte. An diesem Tage waren 10 Jahre vergangen, seitdem ich nach Ho gekommen, um meine Arbeit unter den Mädchen anzufangen. Ich hatte kaum daran gedacht, und war etwas verwundert, als ich nach dem Nachmittagsunterricht auf meinem Arbeitstische eine Einladung fand, einer kleinen Feier auf dem Rasenplatz vor unserem Hause beizuwohnen. Da waren im Schatten der Palmen Bänke und Stühle gesetzt für die eingeladenen Missionsgeschwister und eine Anzahl unserer Christen. Unsere Kinder sangen mehrstimmig einige Lieder. An Stelle des eingeborenen Pastors Mallet, der durch eine Gemeindesache am Erscheinen verhindert war, verlas sein Schwiegersohn, der Lehrer Teofil Asieni, eine Glückwunschadresse. Dann trat Auguste Lemgo vor, ein großes, wohlge-



Die Mädchenschule in Ho.

Frl. M. Binder. Frau Knüsli. Frl. S. Jlg.

Die Mädchenschule in Ho.

Frl. M. Binder. Frau Ansell. Frl. L. Illg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fülltes Kuvert in der Hand. Viele der früheren Zöglinge hatten auf Fräulein Illgs Anregung zu dem Tage geschrieben, und Auguste las mehrere recht nette Briefe vor, während einige größere Mädchen süßen Tee und Weißbrod unter den Festteilnehmern herumreichten. Nach neuen Gesangsvorträgen stellten die Kinder in kleinen Gruppen verschiedene Arbeiten dar, die

Mädchen in Ho bei der Landarbeit.

im Hause gelehrt werden. Da stand eine fleißig plättend am Bügeltisch, ein schöner, weißer Herrenrock hing als fertige Arbeit davor. Dort waren mehrere eifrig mit Kochen beschäftigt, während andere sorgfältig einen Tisch deckten. Etwas weiter entfernt waren die Schulgruppen. Da war eine Handarbeitsklasse emsig am Nähen, Häkeln und Stricken, während hier geschrieben und gerechnet wurde. Tabita erschien als die älteste der eingeborenen Gehilfinnen, sah nach, ob die Arbeiten ordentlich gemacht waren und fragte die Kinder: ‚Ist das alles, was ihr hier gelernt?' ‚O, nein,' war die Antwort, ‚das Schönste und Beste, was wir lernen, ist Gottes Wort, daß wir ein Gott wohlgefälliges Leben führen sollen.' Tabita fragte weiter: ‚Könnt ihr ein Gotteswort und ein Lied nennen, das für den heutigen Tag paßt?' ‚Ja,' hieß es fröhlich, ‚das können wir.' Darauf sagten alle in Ewe: ‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln' usw. Ohne es zu ahnen, erinnerten sie mich damit an eine andere köstliche Stunde, als ich im Jahre 1884 zum ersten Male nach Afrika auszog, und bei der Abschiedsfeier in der Friedenskirche in Bremen unser teurer Herr Inspektor

D. Zahn mir dieselben Worte als Geleitsgruß mitgab. Ja, der Herr ist mein treuer Hirte gewesen, und ob auch seit jener Zeit viel tiefes Leid durch meine Seele gezogen, so war der Segen und die Freude doch viel größer und reicher. Drum klang es in mir aus tiefstem Herzen mit, als die Kinder zum Schluß anstimmten: ‚Azola mi kata mida 'kpe na Mawu ga,' „Nun danket alle Gott!"

Während die letzten Worte verklangen, kamen unsere beiden kleinsten Hauskinder zu mir. Die eine brachte ein Blumenkörbchen, darin vier kleine weiße Rollen verborgen waren. Ein beiliegendes Kärtchen gab die Deutung:

Zehn Pfennige liefern die Kleinen,
Weil auch sie es redlich meinen.
Zehn kopa*) die Größeren bringen,
Daß das Ganze möge gelingen.
Die Lehrerinnen und die erste Klasse
Liefern zehn havege zum Spaße,
Auch die awenowo ihrer zwei
Sind mit zehn katoge dabei.
Die liebe mama möge nun,
Was sie für gut hält, damit tun.

Das andere Kind überreichte eine zierliche Holzschale, deren Schmuck, eine Photographie der Anstaltskinder und Lehrerinnen mit der zwischen schön gemalten Streublumen eingefügten Umschrift: ‚Kpoda, nye kple devi siwo Mawu tso nam la enye esi.' (Hebr. 2,13. Siehe, ich und die Kinder, die mir Gott gegeben!) mich innig bewegte. Als ich am Abend mit den Kindern über diese Worte sprach, und ihnen dann auch sagte, ich wollte für ihre Liebesgaben, die aus dem Geschwisterkreise noch vergrößert waren, zum Andenken an den Tag eine Wanduhr stiften, welche in der vierten Klasse hängen sollte, da meinten sie: ‚Evivi, evivi nuto,' d. h. es ist süß, sehr süß!

Von dem bei dem Feste eingegangenen Briefen seien hier einige in möglichst wortgetreuer Uebersetzung mitgeteilt:

Waya, den 19. November 1902.

Meine liebe Awenoga!

Es hat mich sehr gefreut, als ich hörte, daß nun zehn Jahre vergangen sind, seitdem Du die Mädchenschule in Ho angefangen hast, und daß zum Andenken daran ein Fest gefeiert werden soll. Da ich auch diese Schule besucht habe, schreibe ich dieses Brieflein und wünsche Dir viel Glück und

*) Es sind die im Eweland jetzt gebräuchlichen kleinen Münzen: kopa, das Fünfpfennigstück; kavege, der englische threepence = 25 Pfg.; katoge, der englische sixpence oder das deutsche 50 Pfennigstück. Mama ist das Ewewort für Großmutter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Schule guten Fortgang. Im Jahre 1895 kam ich von Peki zu Dir und gehöre darum zu den ersten Schülerinnen. Ich habe in dieser Schule viel gelernt, was mir für mein Leben nützlich ist. Mina Onipayede hat in unserer Freizeit gut auf uns gesehen. Jetzt bin ich mit meinem Manne, dem Lehrer Isaak Kwadzo, in Waya. Gott hat uns zwei Knaben geschenkt, die Ambrosius und Sebastian heißen. Mein Mann und meine Kinder grüßen mit mir Dich, die Awenowo und die Schulkinder herzlich.

Deine Augustine Kwadzo.

In einem anderen Briefe aus Waya heißt es:

Ich schreibe Dir mit Freuden dieses Brieflein zu Deinem Festtage. Im Jahre 1896 kamen Christiane und ich nach Ho, und waren da zwei Jahre unter Deiner und der Aweno Marie und Aweno Margarete Obhut. Wir haben da viel gelernt, Gottes Wort, und wie wir darnach wandeln sollten, und vielerlei Handarbeiten. Manchmal kam mir all das Lernen wie eine Quälerei vor, aber jetzt verstehe ich ganz, wie gut es für mich war, und ich danke Dir sehr dafür. Zu Ende des Jahres 1897 kehrte ich von Ho zurück und blieb einige Zeit zu Hause. Hernach ging ich nach Keta und war vier Jahre bei Frau Beck. Da habe ich noch mehr hinzugelernt, aber ich weiß, daß, wenn Du nicht den Grund gelegt hättest, mir es sehr schwer geworden wäre. Mit Frau Beck bin ich noch vier Monate in Lome gewesen, und als sie nach Hause ging, kehrte ich nach Waya zurück. Bis jetzt bin ich noch unverheiratet. Ich möchte mich so halten, daß ich durch Gottes Gnade dem, was ich gelernt habe, keine Schande mache. Darum bitte ich Dich, vergiß mich, Dein Kind, nicht in Deinen Gebeten. Ich wünsche Dir Gottes Hilfe, und daß er, der Dich bisher behütet hat, auch ferner mit Dir sei und Deine Arbeit fröhlich weitergehen lasse. Mit vielen Grüßen

Dein Kind Selina.

Eine jung verheiratete Lehrersfrau schreibt:

Meine liebe mama!

Es ist mir eine große Sache, daß ich auch zu Deinen Schülerinnen gehörte, ich war in den Jahren 1898 und 99 bei Dir. Gott sei Dank, daß er Dich diese zehn Jahre hindurch behütet hat und Dich diesen Festtag erleben läßt. Ich bitte ihn, daß er Dich segnen und Dich gesund erhalten möge, damit Du auch fernerhin seine Arbeit treiben kannst. Du weißt, daß in diesem Jahre durch den Tod meiner Mutter große Trauer über mich gekommen ist. Es ist mir ein großer Schmerz; aber ich muß mich in Gottes Hand geben. Ich danke Dir für das Trostwort, das Du mir in jener Zeit sandtest. Am 6. November habe ich nun Hochzeit gehabt. Ich bitte Dich und auch die anderen awenowo: Betet für mich, daß Gott mir und meinem Manne wahre Liebe schenke, und daß wir Gott und unseren Herrn Jesus mit gleicher Liebe lieben. Gott helfe Dir in Deiner guten Arbeit und behüte Dich freundlich, bis er selbst Dich abruft.

Dein Kind Johanna Buama Lali.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vierter Teil.

Bilder aus der Arbeit der Schwestern.

1. Einblicke in das Heidentum.

a) Der Götzen- und Geisterdienst.

Als ich im Jahre 1890 für einige Wochen auf der Bergstation Amedzowe weilte, habe ich einmal folgendes erlebt. Es mangelte für den Bau des großen Missionshauses an Sand. Missionar Seeger ließ daher in der Umgegend Steine auflesen, von denen die kleineren zwecks Gewinnung von Sand zerklopft wurden. Eines Morgens sahen wir eine große Schar Neger aus dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Wane heraufkommen. Voran schritt würdevoll der Sprecher des Königs mit dessen langem Stabe, dem Zeichen der Königsmacht, in der Hand. Dann kam der König selbst, im bunten, togaartigen Landeskleid stolz einherschreitend, und ihm folgte eine große Schar seiner Untertanen. Was für eine wichtige Angelegenheit mochte diesen feierlichen Besuch veranlaßt haben? Sie kamen, um ihren entführten Gott wiederzufordern. Ein gewöhnlicher Feldstein wurde von ihnen als solcher verehrt; der in diesem wohnende Geist war, wie sie glaubten, der Beschützer ihres Dorfes, an dessen Eingang er aufgestellt war, um alles Uebel von den Bewohnern fernzuhalten. Dieser war den eifrigen Steinleserinnen in die Hände gefallen. Missionar Seeger führte die Waneleute zu dem großen Steinhaufen, aus dem sie sich ihren Götzen wieder heraussuchten.

Ein andermal sah ich auf einem Spaziergange in Amedzowe einen wilden Feigenbaum mit mächtigen Luftwurzeln, die fast bis zur Erde von seinen Aesten herabhingen. Auch dieser wurde von den Einwohnern göttlich verehrt. Man sah Eier, Jams, Hühner, Kaurimuscheln unter dem Baume liegen. Es waren die an jenem Morgen gebrachten Opfer. Als solche waren auch

Mit Kleidern behangener Götze in Glicko, Keta-Bezirk.

Kleiderstoffe in seinen Zweigen aufgehängt. Am Aguberge findet man einen solchen Fetischbaum, unter dem man neben anderen Opfern kleine angekleidete Holzpuppen sieht. Die Leute am Adaklu weigerten sich, einen riesengroßen Baum zu fällen, der auf dem dort gekauften Missionslande stand und dem Bau

des neuen Schulhauses hinderlich war. Sie glaubten, der von ihnen verehrte Gott habe seine Wohnung darin, und sein Zorn würde jeden töten, der seine Hand an den Baum legte. Da kam Missionar Poppinga, der damals Schulvorsteher in Ho war, mit seinen Schülern und ließ von diesen den Baum fällen. Es war ein spannender Moment, als endlich der Riese fiel. Aengstlich warteten die Adakluer, was nun geschehen würde. Aber zu ihrer Verwunderung geschah nichts.

Einst besuchte ich eine Fetischpriesterin in Keta, die ich schon oft aufgefordert hatte, Christin zu werden. Da mein Besuch ihr gänzlich überraschend kam, hatte sie nicht Zeit, wie sie wohl sonst getan haben mochte, ihre Götzen vor mir zu verstecken. Da standen in der Ecke des Hüttenraumes die kleinen, roh geschnitzten Holzfiguren. „Wollen wir die nicht ins Feuer stecken?" sagte ich. „Die können dir doch nichts helfen." Eine Todesangst ergriff sie, und sie flehte mich an, ihre Götzen nicht zu verbrennen. „Ich weiß, daß sie von Holz sind," sagte sie immer wieder, „aber der Geist, der in ihnen ist, würde mich und mein Kind Adzewonu diese Nacht töten, wenn ich zugebe, daß sie verbrannt werden."

Götzenbild.

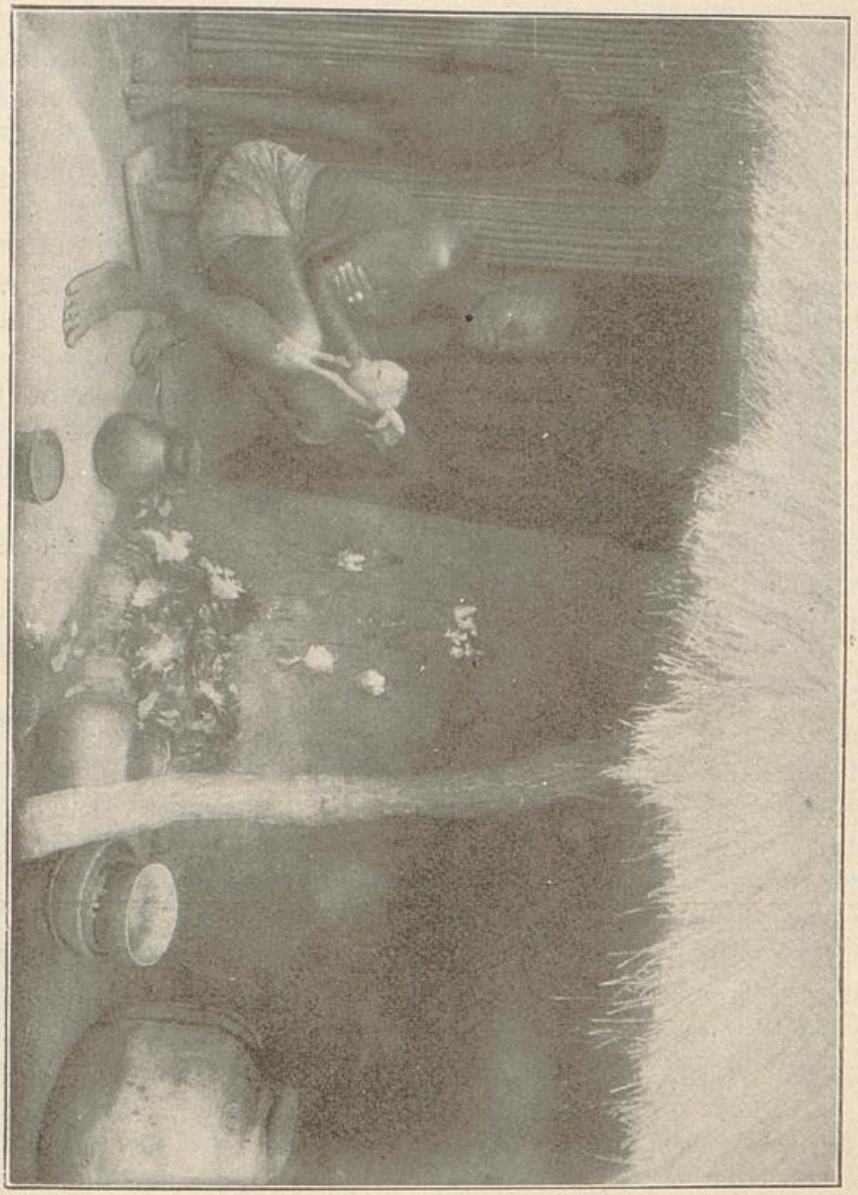
Im August des Jahres 1902 war ich auf der Reise von Keta nach Lome, als die Hängemattenträger in Adafianu, einem Dorf, das wir durchschritten, plötzlich erklärten: „Wir sind durstig." Ich verließ die Hängematte und setzte mich unter einen großen Baum, während sie gingen, um sich Wasser zu verschaffen. Mir gegenüber lag ein großes Gehöft, an dessen Eingang ein Götze stand. Die sehr rohe Figur war aus gewöhnlichem Lehm gemacht. Sie stellte in fast dreiviertel Meter Höhe einen Menschen in sitzender Stellung dar. In dem fratzenhaften Gesicht waren die Augen und der Mund durch Muscheln gekennzeichnet. Eine kleine Hütte mit Strohdach schützte den Götzen vor Regen und Unwetter. Maiskolben, Hühnerfedern, Eier, zerbrochene Schalen lagen zu seinen Füßen. Da öffnete sich die Hoftür, und eine

Götzenhütte.

Frau mit einer großen Kalabasse oder Holzschale auf dem Kopfe trat heraus. Sie trug Früchte und Hühner zum Markte, um sie dort zu verkaufen. Sie stellte sich in wenig gebeugter Stellung vor den Götzen hin und verharrte dort einige Augenblicke in stummer Anbetung, ehe sie den Weg zum Marktplatz einschlug.

Aus Furcht vor unbekannten, überirdischen Mächten, Geistern und Dämonen, von denen er sich überall umgeben glaubt, ist der heidnische Togoneger in gewissem Sinne ein religiöser Mensch. Aus Furcht befolgt er genau die Vorschriften des Priesters und bringt diesem die vorgeschriebenen Opfer für die Götzen.

Aber all sein Opferdienst kann ihn nicht von der Furcht erlösen. Geht er abends im Dunkeln auf die Dorfstraße, so erblickt er adzeto, die leuchtende Gestalt eines Menschen, in den eine Hexe gefahren. Sitzt er bei seiner Mahlzeit, so tritt adzeto herein und vergiftet mit einem Blicke seine Speise. Erst wenn er später erkrankt, wird er gewahr, was geschehen. Ruht er nachts in seiner Kammer, so dringt adzeto durch die kleinste Türritze und beunruhigt sein Kind und tut ihm ein Leid an.



Priesterin beim Opfer.

In Lome behaupteten unsere Hausmädchen eines Abends von einer unter ihnen, sie sei adzeto und leuchte nachts. Wir konnten ihnen nachweisen, daß die als Hexe erkannte Awemeku ihren Platz im Schlafraum gerade da hatte, wo die Strahlen des helleuchtenden Vollmondes eindringen konnten; aber sie blieben bei ihrer Behauptung, ein heller Strahlenglanz gehe von Awemeku aus. Ein solcher von den Vätern überkommener Aberglaube kann erst allmählich vom Christentume im Volk überwunden werden.

Nach dem Tode von Missionar Längle in Keta wollte keins der Hauskinder in unserem Hause schlafen, da der Geist des

Verstorbenen in den Missionshäusern nachts umhergehe. Auch auf den Kirchhof wollten uns die Kinder nicht begleiten, weil sie sich vor den Geistern der Toten fürchteten. Als wir eine Frau, deren Mann kürzlich gestorben war, ermahnten, ihren Knaben immer zur Schule zu schicken, antwortete sie: „Wie kann ich Peter aus der Schule zurückbehalten? Ich würde Streit mit seines Vaters Geist bekommen." Eine Witwe brachte uns jammernd ihr Kind, dem wir Arznei geben sollten. „Sie wird sterben, sie wird sterben," klagte sie, „denn sie hat ihres Vaters Geist gesehen."

Man fürchtet auch gewisse Speisen. Pauline wollte kein Gemüse essen und Anna keine Krebse. Sie würden sterben, sagten sie. Von alters her sei es so Sitte in ihrer Familie, niemand von ihnen würde diese Speisen berühren. Sie fürchten sich vor der Eidechse mit zwei Schwänzen; auf wen ihr Schatten fällt, dem bringt sie sicheren Tod, und wessen Schatten auf sie fällt, der ist in Lebensgefahr.

Die Sorge um das Leben ihrer Kinder läßt die Mutter oft nicht zur Ruhe kommen und bringt sie manchmal dazu, die grausamen Götter zu überlisten. Auf die Frage: „Wie heißen deine Kinder?" antwortete eine Mutter: „Das erste Kind heißt koklo (Huhn), das zweite akpakpahe (Ente), das dritte ahone (Taube). Sie sind keine Menschen." Eine andere Frau nannte ihre Kinder afi (Maus) und alegeli (Ratte). Die sorgende Mutterliebe glaubte durch diese Namen ihre Lieblinge vor der Rachsucht und Bosheit der bösen Geister zu schützen. Hühner, Enten, Tauben, Mäuse und Ratten gibt es überall, an denen kann auch den Dämonen nichts gelegen sein, sie werden niemand deren Besitz streitig machen.

Hilflos glaubt sich der Heide beständig in der Hand einer bösen Macht, die nur darauf aus ist, ihm zu schaden. Sei es, daß der Regen ausbleibt, oder daß ansteckende Krankheiten über das Land kommen, oder eine Mondfinsternis stattfindet, Furcht löst jedes dieser Ereignisse in der Seele des Heiden aus. Einer der Häuptlinge in Keta glaubte den Tod seiner Frau darauf zurückführen zu müssen, daß während der Zeit ihrer Krankheit sich einmal der Mond total verfinsterte. Als einst in unserem Nachbardorfe Dzelukowe die Masern ausgebrochen waren, hörten wir in Keta eines Abends einen fürchterlichen Lärm. Die Leute zogen mit Eimern und Blechkannen umher, auf die sie mit lautem Geschrei fortwährend schlugen. Jede Hausfrau hatte den Auftrag, in Haus und Hof gründlich zu fegen. Dann wurde der Kehricht gemeinsam

unter Schreien und Lärmen bis ans Meer getragen und hineingeworfen. In jedem Hause wurden alle Menschen und Gegenstände mit einer Art Erde berührt. Auf diese Weise sollte der Geist der Krankheit aus Keta vertrieben werden und die Einwohner der Häuser davor bewahrt bleiben.

b) Zaubermittel.

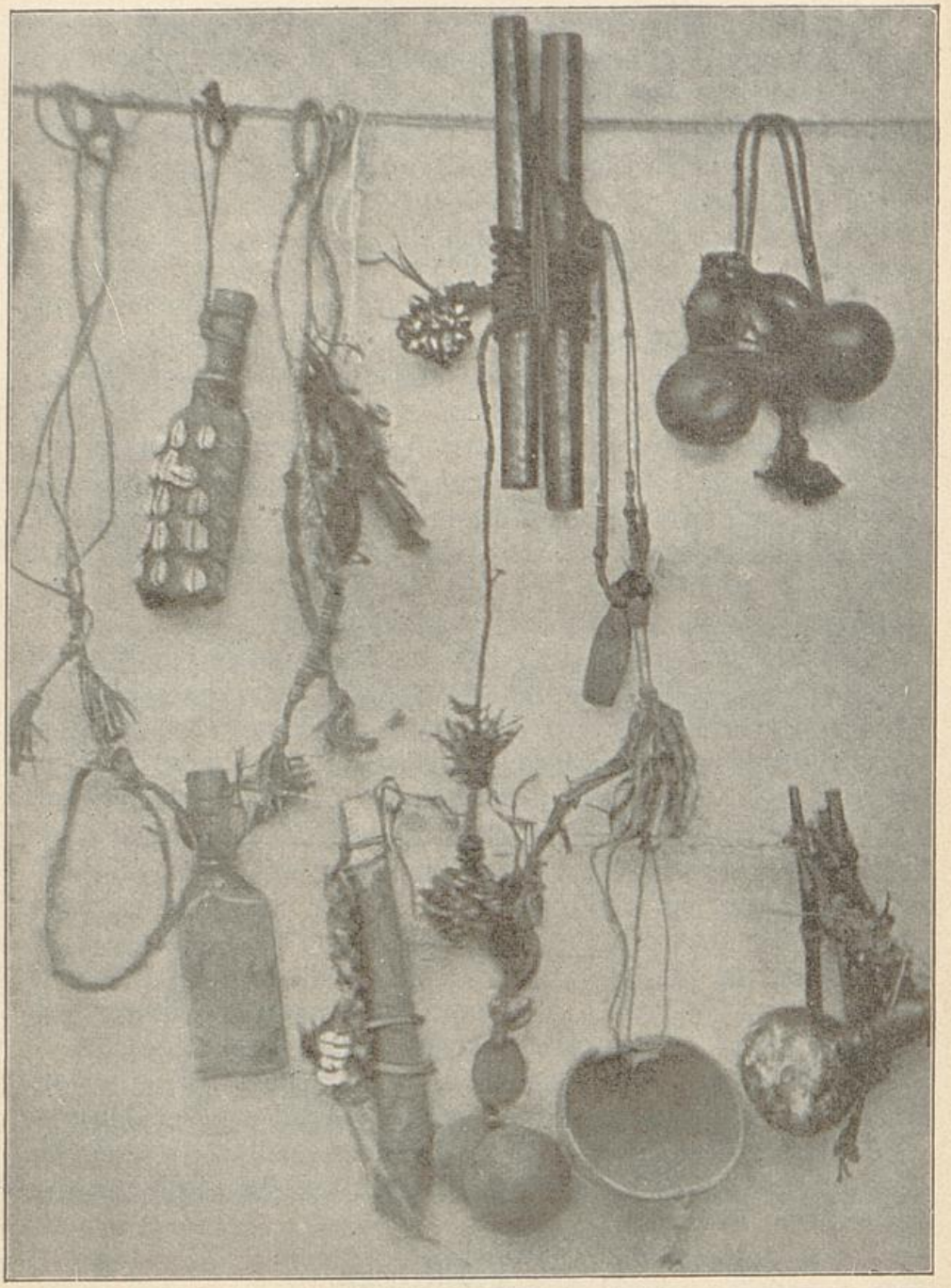
Vor der Ungunst der bösen Götter, Geister, Dämonen und Menschen sucht sich der Togoneger durch allerhand Zaubermittel zu schützen. Er trägt Schnüre mit Kaurimuscheln, Tierhaaren und Vogelfedern um Hals und Arme. Er stellt Rippen vom Palmblatt mit Kaurimuscheln daran gebunden vor die Hüttentür und an den Eingang des Ackers, damit der Hütte Krankheit und Tod fern bleibe und dem Acker Unfruchtbarkeit. Aber er bleibt dennoch ein Mensch, der sich beständig fürchten muß. Er gehört zu den Leuten, die durch Furcht des Todes in ihrem ganzen Leben Knechte sein müssen.

In sorgender Mutterliebe geht eine Negermutter zum Priester und kauft um jeden Preis die Zauberschnüre, mit denen sie ihr Kindlein behängt. „Heute," so wird in einem Briefe berichtet, „brachte man uns ein kleines Mädchen, es sah jämmerlich aus. Es war am ganzen Körper mit Wunden bedeckt. Was war das für eine Arbeit, bis die alle gereinigt waren! Aber schließlich schien sich die kleine Zasi ganz wohl zu fühlen. Sie trug am Hals und an den Armen und Füßen kleine Schnüre mit Kaurimuscheln daran. Ich wußte schon, daß diese Dinge Zaubermittel sind, die die Leute für viel Geld erstehen, um ihre Kinder vor Krankheit zu schützen. Ich sagte daher zu der Mutter des Kindes: „Was hat das zu bedeuten?" „Mawu ele me," d. h. „Gott ist darin," antwortete sie ganz ängstlich. „Nein," sagte ich, „Gott ist nicht in einer Muschel." Ich erzählte ihr von Gottes Allmacht, Gnade, Herrlichkeit und Liebe, so gut ich konnte, und schließlich erlaubte sie mir, die Zauberschnüre abzuschneiden."

c) Die Priesterschaft.

In Krankheitszeiten ist der Neger besonders an den Fetischpriester gewiesen. Eine Heidin in Keta war im Jahre 1895 längere Zeit wegen einer hartnäckigen Krankheit in unserer Behandlung. Als sie genesen war, kam sie eines Tages mit einer großen Holzschale auf dem Kopfe in mein Zimmer. Unter einem Tuche versteckt, brachte sie mir einen kleinen Lehmgötzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Zaubermittel.

Die häßliche, etwa handhohe Gestalt saß auf einem bunten Porzellanteller, hatte Augen aus Muscheln und Schweinsborsten anstatt Haare. Der Teller war rings um sie her mit Kaurimuscheln bedeckt. Die Frau erzählte, daß sie ihrer Krankheit

Ein Fetischpriester.

wegen zum Fetischpriester gegangen, um seinen Rat zu erfragen. „Komm morgen wieder und bringe mir zwanzig Mark," sagte dieser. Da die Frau arm war, konnte sie das Geld nicht leicht beschaffen. Aber sie wollte gesund werden, so lieh sie es sich hier und dort zusammen. Der Priester gab ihr für die zwanzig Mark den Götzen und sagte ihr, wenn sie ihm jeden Tag bestimmte Opfer bringe, werde sie gesund werden. Als aber keine

Besserung in ihrer Krankheit eintrat, wurde ihr Glaube wankend. Sie wagte es, zu uns zu kommen, wandte sich von den Götzen ab und ward später Christin.

Wir hatten mancherlei Gelegenheit, zu beobachten, wie das Volk in der Hand seiner Götzenpriester in Furcht und Abhängigkeit erhalten wird. Eines Tages sah man große Züge von Fetischleuten, Priestern und Priesterinnen durch die Straßen von Keta ziehen. Die letzteren trugen große weiße Ketten von Kaurimuscheln um Hals und Arme und waren in weiße Tücher gehüllt. In tanzender Bewegung, unter Absingung eintöniger, merkwürdig anmutender Melodien bewegte sich der sonderbare Zug durch die Straßen Ein großer Priester von Adda hatte nämlich einen Geist ohne Kopf gesehen, der Verderben bringend von Ort zu Ort geht. Vor diesem bösen Geiste war das Volk in großer Furcht. Die Priester und Priesterinnen aber versuchten, den zürnenden Gott wieder zu versöhnen und das Volk von der Macht des bösen Geistes zu befreien. Deshalb zogen sie schreiend und singend durch die Stadt. Zugleich hatten sie eine große Geldsammlung angeordnet, die von den Fetischpriesterinnen einkassiert wurde. Die eingegangene Summe wurde dem Oberpriester übergeben, welcher behauptete, das Sühnopfer dem erzürnten Gott auszuliefern. So wurde das Volk durch seine Priester betrogen.

In Keta hatten wir einmal eine kleine Fetischpriesterin unter den Schülerinnen. Sie hieß Bunyanawo und war kaum vier Jahre alt, besuchte also die Kleinkinderschule. Sie erkrankte und fehlte einige Tage in der Schule. So oft wir in ihr Haus kamen, nach ihr zu sehen, hieß es immer, sie sei mit dem Vater in einem anderen Dorfe. Als sie wieder zur Schule kam, trug sie ein weißes Tuch, in welches die ganze kleine Gestalt eingehüllt war, und weiße Muschelketten, wie die Fetischpriesterinnen. Wir fragten die Eltern, welche beide Heiden sind, was das zu bedeuten habe. Sie erklärten, daß sie in des Kindes Krankheit den Rat eines Fetischpriesters eingeholt. Dieser sagte, daß in Bunyanawo der Geist einer verstorbenen Priesterin wieder zur Erde gekommen sei, das Kind müsse daher den Namen und später auch das Amt der Verstorbenen übernehmen und an ihrer statt dem betreffenden Gott dienen. Darauf hatte er ihr das weiße Tuch und die Muschelketten umgebunden, die das kleine Mädchen nun immer tragen muß. Bunyanawo hatte aber eine große Anhänglichkeit an uns und kam nach wie vor zur Schule.

Der religiöse Geheimbund der Jeweleute gewinnt einen Teil seiner Priesterinnen durch Mädchenraub. Ein heidnisches

Mädchen, das unsere Leseschule in Keta besuchte, war eines Tages verschwunden. Sie war nach dem Dorfe Dzelukowe gegangen und nicht zurückgekehrt. Da wir die wahre Ursache vermuteten, waren wir gerade im Begriff, die Regierung zu benachrichtigen, als das Mädchen wieder erschien. Sie erzählte, wie Männer sie auf dem Wege überfallen, gefesselt und in das klosterartige Gehöft der Jewepriester gebracht hätten, wo sie gebunden in einer Hütte eingeschlossen wurde. An ihren Handgelenken sah man noch die tiefen Einschnitte und Striemen, welche die Fesseln dort hinterlassen. Wir verbanden ihr die Wunden. Durch die unermüdliche Arbeit ihrer guten Zähne war es ihr gelungen, den Strick zu lockern, und nachts, als alles schlief, war sie heimlich entkommen.

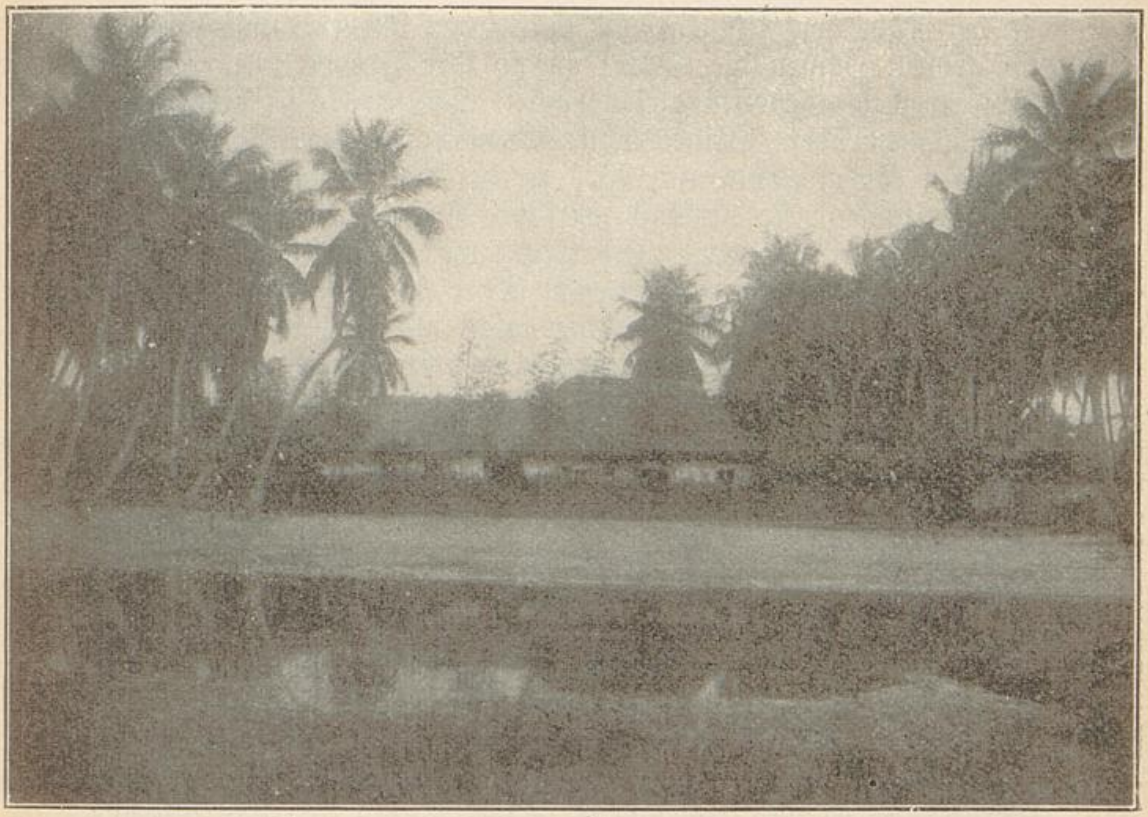
Jewegehöft.

Den Fetischpriestern stehen die stärksten Gifte zur Verfügung. Sie haben Gifte, die sofort oder nach wenigen Stunden, nach Tagen, Wochen oder Monaten wirken. Eines Tages kam in Keta eine Frau zu mir, die mich zu ihrem kranken Kinde rief. Als ich in das Gehöft eintrat, fand ich die ganze Familie mitten im Hofe sitzen. Die Mutter zeigte mir ein dreizehnjähriges Mädchen, das, mich anblickend, sich beständig bemühte, mir ein Wort zu sagen, aber wie es schien, nicht sprechen konnte. „Ma, Ma," war alles, was sie hervorbrachte. Offenbar hatte das Mädchen auch seinen Verstand nicht ganz. Zunächst erschien mir die Krankheit sehr rätselhaft. Nach und nach erfuhr ich,

daß der Zustand des Kindes erst seit kurzem bestehe, bis dahin war sie völlig gesund. Die Eltern des Mädchens waren vor einigen Monaten mit ihren drei jüngeren Kindern in Anyako getauft und dann nach Keta übergesiedelt. Das älteste Mädchen war schon in frühester Jugend den Priestern zum Jewedienst übergeben und lebte seitdem in einem Jewegehöft. Als ihre Familie sich taufen ließ, äußerte sie den Wunsch, auch Christin zu werden. Sie hatte erklärt, sie möchte den Namen Mathilde erhalten. Das war es, was sie mir bei meinem ersten Besuche hatte sagen wollen. Die Priester aber fanden es vermutlich ratsam, das schon in die Geheimnisse des Jewegehöfts eingeweihte Kind durch Gift aus dem Wege zu schaffen. Die Krankheit schritt langsam fort. Immer mehr verwirrten sich die Sinne des Mädchens, und nach einigen Monaten starb sie.

Wer wollte nach solchem Einblick in die Wirklichkeit des Heidentums noch das Märchen von der idyllischen Unschuld glauben, in welcher die Heiden leben, und in welcher man sie nicht durch das Christentum stören soll? Es ist leicht einzusehen, daß das Heidentum nicht imstande ist, Liebe zu wirken, sondern daß es Selbstsucht, Haß, List und Verschlagenheit auslöst. Man versteht daher jene frühere Fetischpriesterin, welche, nachdem sie Christin geworden war, mir ihre Götzen brachte, indem sie sagte: „Aweno, du kannst mit ihnen machen, was du willst, wirf sie ins Wasser oder ins Feuer, es ist mir einerlei; nur gib sie mir nicht wieder, sie haben mich mein ganzes Leben lang betrogen."

Die Fetischpriester sind die entschiedensten Feinde der Mission, denn sie wissen sehr wohl, daß die Ausbreitung des Christentums ihre Macht untergräbt. Ein Beweis dieser Feindschaft ist folgende Geschichte aus dem Jahre 1892. Die Hauptstadt des Anlostammes, in welchem Keta liegt, Anloga, war in jener Zeit noch ganz ausgesprochen ein Sitz des Fetischdienstes. Alle Versuche der Missionare, dort das Evangelium zu verkündigen, scheiterten an dem heftigen Widerstande des Königs und seiner Priester. Erschienen die Missionare zu Pferde, so hieß es, niemand dürfe in die Stadt reiten, da ihr Gott Nyigbla zu Pferde sitze. Gebrauchten sie Bauholz, so verbot der König von Anlo dessen Beschaffung. Kurz, von dort aus wurde der Mission jedes mögliche Hindernis in den Weg gelegt. Zwischen Anloga und Keta war Ende der achtziger Jahre die neue Außenstation Woe gegründet, wo der Lehrer David Bensa eine Missionsarbeit angefangen, die viel Aussicht auf Erfolg hatte. Dieser David Bensa war früher Kaufmann, hörte das Wort von Jesu und wurde von Christo ergriffen. Nun ließ es ihm



Das Missionsgehöft in Woe.

keine Ruhe mehr, bis sein Wunsch erfüllt wurde, seinen Landsleuten das Christentum zu predigen. Das Licht, das ihn beglückte, sollte auch ihre Finsternis hellmachen. Er wurde in seinem Heimatsort Woe angestellt, und seine Arbeit war nicht umsonst. Nicht nur in seiner lebendigen Predigt ist das Geheimnis seines Erfolges zu suchen, sondern hauptsächlich darin, daß er es vorzüglich versteht, den Negern ein Neger zu sein. Jedenfalls hatte man in der heidnischen Umgebung von Woe die Entstehung der kleinen Christengemeinde daselbst mit Neid und Mißgunst gesehen und vielleicht war auch von Anloga aus den Fetischleuten in Woe die Anregung gekommen, die Christen in Woe auf alle Weise zu belästigen. Sie hatten den letzteren in ihren Häusern Schaden zugefügt und durch lärmende Umzüge ihre Gottesdienste gestört. David machte denn den Missionaren in Keta Mitteilung von dem Vorgefallenen. Diese brachten die Sache vor Gericht, und der Kommissar berief die Fetischleute nach Keta. Es gab eine Verhandlung, deren Ende war, daß die Ruhestörer mit Gefängnis gestraft wurden. Als nun am 2. Januar 1892 ihre Haft zu Ende war, fanden sich die Fetischleute aus allen Dörfern

in der Nähe von Keta ein und durchzogen lärmend und schreiend in großen Haufen die Stadt, um so ihre Freude über die Befreiung ihrer Genossen auszudrücken. Die Briefe in die Heimat berichten darüber: „Eines wollt' ich noch erzählen. Vor einigen Wochen kamen Leute aus Woe hierher und beklagten sich, daß die Fetischleute sie verfolgt und ihre Gehöfte beschädigt hätten ihres Glaubens wegen. Die Regierung untersuchte die Sache, und die Fetischleute wurden acht Tage ins Gefängnis gesteckt. Als die Zeit um war, hatten sich alle Fetischpriester und -Priesterinnen der Umgegend hier in Keta versammelt und machten aus Freude darüber, daß ihre Leute wieder frei waren, einen furchtbaren Lärm und ein geradezu entsetzliches Geschrei. Einige der Männer waren wie Ballettänzerinnen gekleidet. Die Frauen waren ganz in Weiß und trugen große, weiße Muschelketten. Am Missionshaus blieben sie stehen und machten noch einen besonderen Lärm, ehe sie weiterzogen."

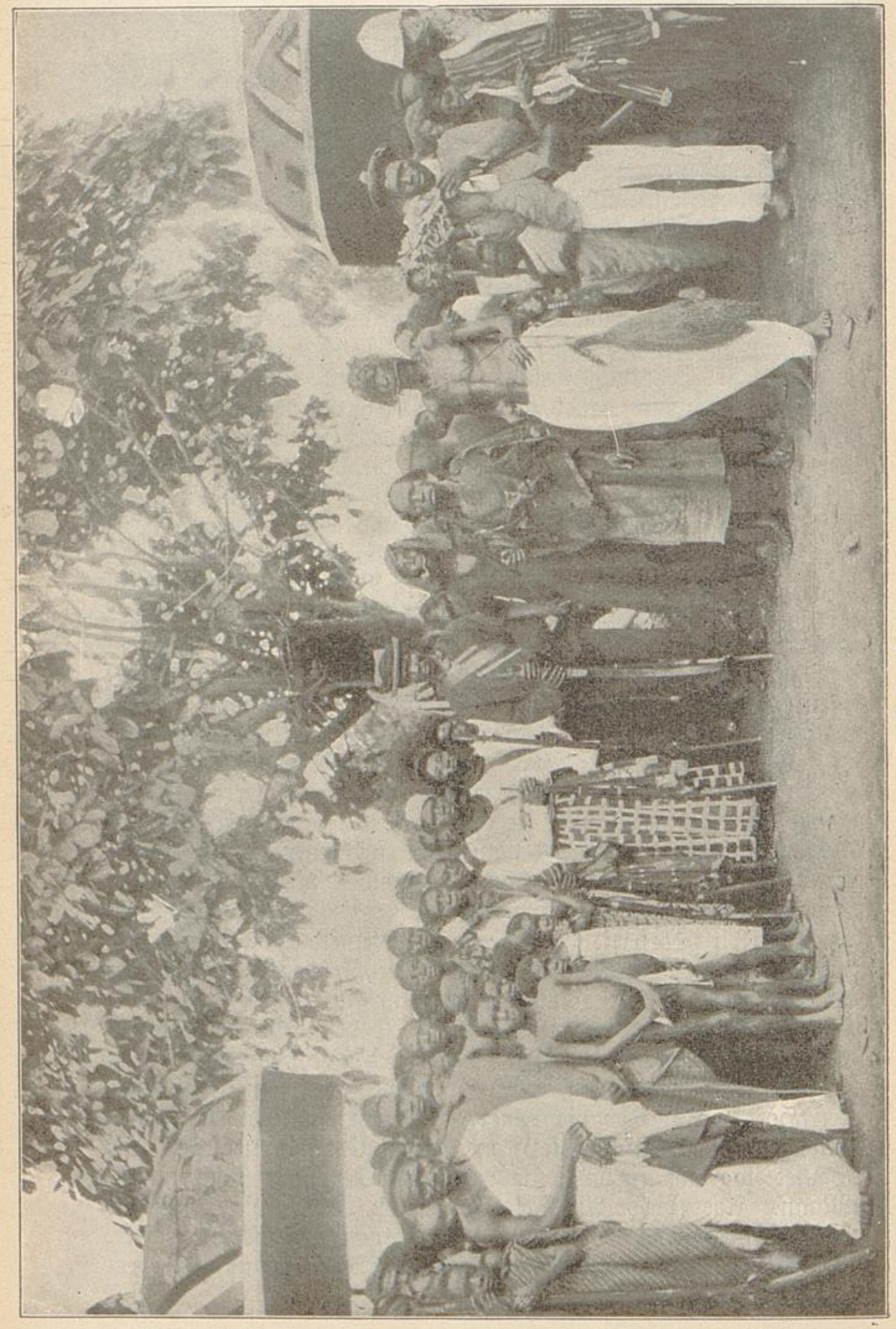
Auch in Amedzowe erlebte ich eine Geschichte, die einen Blick in die Feindschaft der Priester gegen die Mission tun läßt. Gerade dem Hotehügel, auf dem die Missionsstation in Amedzowe gebaut ist, gegenüber liegt der Gemi, ein kahler Bergkegel, ein rechter Lug-ins-Land, denn weithin blickt man dort von oben in das schöne Land hinein. Eines Tages kletterten fast alle Einwohner von Amedzowe den Rücken des Gemi hinan, indem sie mit Trommeln, Gesang und Geschrei einen Heidenlärm aufführten. Das Volk versuchte auf diese Weise, von seinen Priestern veranlaßt, sich mit seinem Gott wieder auszusöhnen. Von den Priestern befragt: „Warum läßt du es so viel regnen?" hatte der Gott geantwortet: „Ich wohne nicht mehr unter euch, ich sitze oben auf dem Gemi." Auf die Bitte der Priester aber: „Komm doch wieder herunter und wohne unter uns und steuere dem fortgesetzten Regen," hatte der Gott geantwortet: „Ich kann nicht kommen, denn bei euch habe ich kein Fleisch zu essen, da fremde Leute dieses für Geld von euch kaufen. Ich habe kein Geld, sondern nur Kaurimuscheln." Mit den Fremden waren die verschiedenen von auswärts gekommenen Handwerker gemeint, die beim Bau des Missionshauses halfen und die durch Priesterlist unmöglich gemacht werden sollten. Jetzt, nachdem die Mission mehr als zwanzig Jahre in Amedzowe gearbeitet hat, hat sie sich dort einen tüchtigen Handwerkerstand erzogen, aber damals gab es nur wenige Leute, die mit Säge, Hammer und Meißel umzugehen wußten. Nun zogen die Amedzoweer hinauf, um ihren Gott wiederzuholen. Möglich, daß die List der Priester dem Hausbau wirklich geschadet, wenn der Regen nicht aufgehört hätte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

d) Totenfeste.

Die Angst der Eweer vor der Belästigung, die sie, wie sie glauben, von den umherwandernden Seelen der Verstorbenen zu fürchten haben, hat zu der Sitte der Totenfeste geführt. Mit Trommeln, Schießen, Trinken und Essen, Schreien und Lärmen wird ein solches Fest mehrere Tage und Nächte gefeiert. Wehe der Familie, die ihren Toten nicht durch ein solches Fest ehrt! Sie würde eine beständige Rache von dem Vernachlässigten zu fürchten haben. Und wenn sie für Jahre Schulden auf sich ladet, Pulver und Schnaps zum Totenfest müssen beschafft werden. Eine von uns Schwestern hatte ein solches Fest in Amedzowe, wo sie zur Erholung weilte, miterlebt und schreibt darüber: „Am 20. Januar habe ich in Amedzowe ein großartiges Totenfest und dabei viel Finsternis des Heidentums gesehen. Am 19., nachmittags drei Uhr, fielen die ersten Schüsse in der Stadt, ein Zeichen, daß jemand gestorben war, und zugleich der Anfang fortwährenden Schießens und Lärmens bis in die Nacht hinein. Etwa um fünf Uhr ging Missionar Oßwald mit mir hinunter; ein daherkommender Bube führte uns in den Hof des Verstorbenen. In der Mitte des Hofes brannte ein helles Feuer; um das Feuer herum saßen alte und junge Frauen, die ganz entsetzlich weinten und schrien. Dazwischen liefen die Fetischpriesterinnen umher mit ihren Schnüren von Kaurimuscheln, Perlen und Tierschwänzen. Bei dem immer wiederkehrenden eintönigen Gesang und den Tanzbewegungen, die sie immer im gleichen Rhythmus machten, konnte einem angst und bange werden, wenn man in ihre finsteren, verzerrten Gesichter sah. Am anderen Tage begann von frühmorgens an wieder das Schießen. Die Bewohner Amedzowes waren festlich angezogen. Gegen Mittag kamen in großer Zahl Heiden aus den umliegenden Dörfern, die alle das Totenfest mitfeierten. Es war ein grauenhafter Lärm; man hörte ihn ganz deutlich auf unserem Hotehügel. Nachmittags drei Uhr gingen wir noch einmal in die Stadt, denn jetzt sollte das Fest den Höhepunkt seines Glanzes erreicht haben. Der Sprecher des Königs führte uns, trotzdem er angetrunken war, mit einer gewissen Würde in den Hof, wo wieder die Klageweiber schrieen und die Fetischpriesterinnen ihren Firlefanz machten. Unter dem Dache des Hauses lag auf einem Bette der Verstorbene, ein noch junger Mann. Aber dieser Anblick! Er lag da bis an die Brust mit einem Landeskleide bedeckt, der Oberkörper ganz mit Erde beschmiert, den Mund weiß angestrichen, unzählige Amulette und Zauber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



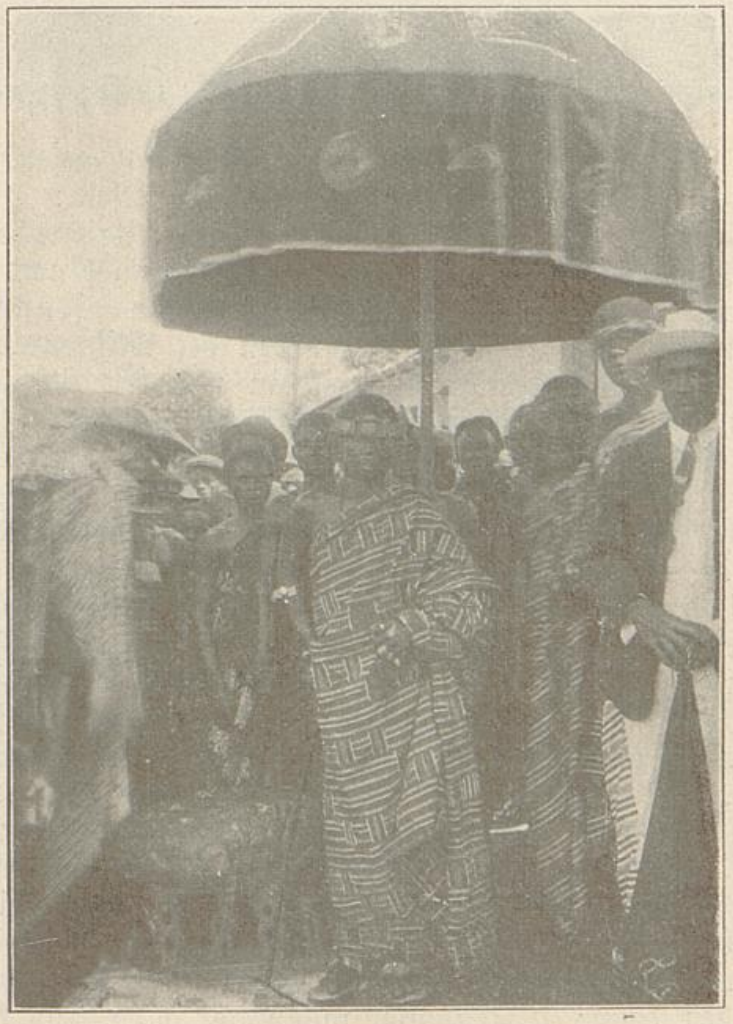
Totenfeier.

Die Mädchenschule in Ho.

Frl. M. Binder. Frau Ansell. Frl. L. Illg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schnüre an Arm und Hals, in der Hand ein gelbseidenes Tuch haltend, um ihn herum alle seine Herrlichkeiten aufgebaut. Neben ihm saßen weinend seine Frau und seine Mutter. Die große Menge des Volkes war auf dem Marktplatze, ganz in der Nähe des Hauses. Hier wurde von Männern ein merkwürdiger Tanz aufgeführt. Zwei Vortänzer machten mit Pferdeschweifen in der Hand einzeln allerhand Bewegungen und Verrenkungen mit Arm und Schulter nach dem Takt, den die Trommel angab. Einzelne junge Männer traten dann und wann aus dem Kreise, welcher die Tänzer umgab, heraus und machten dieselben Bewegungen. Alle, welche an den Tänzen teilnahmen, fielen durch ihre merkwürdige Kleidung auf. Dort sah ich auch zum ersten Male den großen Königsschirm; es ist ein Schirm von besonders großem



Schirm eines Ewe-Königs.

Umfang und hochroter Farbe, der überall mit Zauberschnüren und Amuletten behangen ist. Ein Mann trägt das Ungetüm und läßt es von Zeit zu Zeit auf dem Platze tanzen. Außerhalb der Stadt war das Grab, ein ausgehöhltes Loch, so klein, daß man wirklich nicht wußte, wie es die Leiche fassen konnte. Die Leiche wurde in ein Tuch gebunden und von acht Männern auf dem Marktplatz umhergetragen. Alle Leute kamen herbei, um dem Toten noch Kauris mit auf den Weg zu geben. Auch Speise und seine Pfeife gaben sie ihm mit ins Grab, denn der Weg bis in die Totenstadt ist lang. Als die Leichenträger sich dem Grabe zuwandten, hoben die Leute auf dem Boden umhergestreute Kauris auf und warfen sie der Leiche nach. Diese sollte er als Wegzehrung für sich mitnehmen oder als Geschenke für früher Verstorbene. Dann ging es im vollen Trabe zur Gruft."

2. Der Schritt aus dem Heidentum ins Christentum.

Eine Missionslehrerin, die nach Indien ausgesandt war, erklärte nach kurzem Aufenthalt in ihrem Arbeitsfeld: „Mädchen in Handarbeit und allerhand anderen Dingen unterrichten, das kann ich zu Hause auch tun, dazu brauche ich nicht nach Indien zu gehen." Ihr war der Zweck des Missionsdienstes nicht aufgegangen. Es ist wahr, das Leben der Missionsarbeiterin besteht in lauter Kleinigkeiten und an und für sich geringen Dingen. Aber über diese hinweg soll sie das große Ziel der Arbeit immer im Auge behalten. Dann lebt ihr inmitten mancher Enttäuschungen die Gewißheit im Herzen, meine Arbeit ist nicht umsonst, es werden Früchte aus ihr hervorgehen. Denn das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Das erste Ziel ihrer Arbeit ist, dieses Evangelium in die Herzen einer Schar von Heidenmädchen und Frauen zu pflanzen. Das kann deshalb nicht mißlingen, wie gering auch ihre Arbeit sei, weil alle Menschenherzen für das Evangelium geschaffen sind. Aus diesem Grunde werden einige von diesen Heidinnen an das Evangelium glauben, und es wird ihnen die Kraft Gottes werden, die sie selig macht.

Es ist kein leichter Schritt für die Heidin, zum Christentum überzutreten. Viele Frauen denken so wenig über sich selbst nach, daß sie gar nicht wissen, um was es sich handelt, wenn wir ihnen vom Christentum sagen. Sie hören ruhig zu und sagen dann: „Megbona, megbona" d. h. „ich komme." Aber es ist ihnen nicht ernst damit. Sie wollen uns nur erst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Täuflinge und Konfirmanden in Keta.

einmal los sein. Andere sind so verstrickt in den Aberglauben des Heidentums, daß sie diesen einfach auf das Christentum übertragen.

So war es mit der Mutter eines unserer Mädchen, Seakome. Aus einer völlig heidnischen Stadt brachte sie uns ihre zwölfjährige Tochter zur Erziehung. Ein kleines zweijähriges Mädchen hatte sie auf den Rücken gebunden. „Von acht Kindern sind mir nur diese beiden geblieben," sagte sie. „Ich will sehen, ob euer Gott mehr kann als meine Götter, darum weihe ich meine Tochter seinem Dienst in der Hoffnung, daß mein jüngstes Kind am Leben bleibt." „Wenn unser Gott will, hat er die Macht, dein Kind am Leben zu erhalten," antworteten wir; „wir wollen ihn darum bitten." Das Sterben hörte von da an in der Familie auf und neben Fugbolo, dem kleinen Mädchen, wuchs auch noch ein Knabe heran. Dieselbe Frau bat mich später einmal: „Aweno, schreibe mir ein Gebet auf ein Stück Papier, das will ich dann immer bei mir tragen, und es wird mich in Not erretten." Das christliche Gebet sollte ihr an Stelle von heidnischen Zauberschnüren als Talisman dienen. Eine andere Heidin in Afiadenyigba, einem Dorfe, das ein bis zwei Stunden von Keta entfernt liegt, ließ uns bitten, wir möchten dafür sorgen, daß sie nach ihrem Tode getauft werde und ein christliches Begräbnis erhalte. Die Taufe war ihr das Zauber-

mittel, wodurch man in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Wir ließen ihr sagen, das gehe nicht an. Sie möge nach Keta kommen, um sich im Christentum unterrichten zu lassen. Aber sie antwortete: „Das kann ich nicht, denn ich habe fünf Schweine und zehn Palmenbäume, für die muß ich sorgen." Ihr Zug zum Christentum war nicht stark genug, um die irdischen Sorgen zu überwinden. Sie blieb eine Heidin.

Bei einem Besuche in einem christlichen Hause fand ich eine heidnische Verwandte. „Willst du nicht auch einmal mit zur Kirche kommen?" sagte ich ihr. „Aweno, ich war schon dort, aber ich kann Gottes Wort nicht verstehen. Wenn ich nach Hause komme, weiß ich nichts mehr." So ist es meistens im Anfang. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken. Läg' nicht in dir des Gottes eigene Kraft, nie könnt dich Göttliches entzücken." Das Heidenherz, das Heidenauge ist in der Dunkelheit des Sehens ungewohnt geworden. Erst allmählich kann es das Licht schauen. Mit Hilfe anderer Christen, die ihnen im Anfang alles erklären müssen, kommen die Aufrichtigen meistens gut voran. Um ihrer Aufrichtigkeit willen freute ich mich über die Antwort, die ich einmal von einer jungen Frau erhielt. „Aweno," sagte sie und sah mich so ehrlich dabei an, „ich habe gar keine Lust, zur Kirche zu kommen." Das Unverstandene kann sie nicht anziehen. Ich ließ mir aus ihrem Leben erzählen. Sie war in ihrer Ehe so glücklich, wie eine Heidin es sein kann. Ihr anderthalbjähriges Söhnchen Kwasi lachte mich so zutraulich und vergnügt an. Aber trotzdem ihrem äußeren Glücke nichts zu fehlen schien, gab sie doch auf meine Frage: „Hast du denn Frieden in deinem Leben?" die einfache Antwort: „Nein." Auf diese Frage erhielt ich immer ein rundes Nein. Da war es nicht mehr schwer, sie auf Jesus hinzuweisen, der unser Friede ist, und es ließ sich mancherlei anknüpfen, dessen sie sich in Notzeiten vielleicht erinnerte.

Sehr schwierig war der Uebertritt zum Christentum für die älteren Frauen. Sie waren zu sehr im Heidentum verhärtet, und für sie war es schwerer, alte Lebensgewohnheiten gänzlich umzuändern. „Ich kann nicht zu Gott kommen, ich habe keine Zähne mehr," antwortete mir einmal eine solche. Dennoch habe ich mich immer gewundert, wie gerade diese Alten wenn sie endlich den Schritt getan und zum Christentum übergetreten waren, so kindlich fröhlich wurden. Das in stillem Frieden leuchtende Antlitz einer alten Justine steht mir vor Augen. Gewöhnlich blicken die alten Negerfrauen so finster

drein. Justines Augen strahlen von einem inneren Glück. Wenn man da hineinschaut, muß man sich einfach mit freuen.

Sehr viele Frauen kommen in Krankheitszeiten zu uns, werden dadurch mit dem Christentum bekannt und erfahren die Machtlosigkeit ihrer heidnischen Götter, wie jene Frau, die mir ihren Götzen gebracht. Wir fanden einmal eine alte Fetischpriesterin recht elend auf ihrer Matte liegend. Obwohl sie sich wenig freundlich zeigte, boten wir ihr doch unsere Hilfe an. Die gesandte Arznei hatte die gewünschte Wirkung, und nach wochenlanger Pflege genas sie. Eines Tages kam sie selbst in unser Haus, brachte Hühner und Eier zum Geschenk und sagte: „Eure Arznei ist gut, denn euer Gott hilft euch." Ein andermal besuchten wir in Keta eine schwerkranke Frau, namens Dolenu. Sie war noch sehr jung. Das tiefschwarze, hübsche Gesicht zeigte einen so traurigen Ausdruck, als ob sie für das, was Freude ist, gar keine Empfindung mehr haben könne. Sie erzählte uns von ihren Schmerzen, die sie Tag und Nacht nicht verließen, und der traurige Blick in dem Kindergesicht ging mir durchs Herz. Wir gaben ihr Arznei und wiesen sie auf Gottes Allmacht, Barmherzigkeit und Liebe, obwohl sie eine Heidin war. Nach zwei Tagen fanden wir Dolenu aufgestanden, und ein solcher Schein der Freude leuchtete aus ihrem Gesicht, daß wir sie kaum wiederkannten. Sie strahlte nur so und erzählte uns ganz glücklich, daß ihre Schmerzen nachgelassen und sie jetzt nachts schlafen könne. Wir forderten sie auf, wenn sie wieder gesund sei, zur Kirche zu kommen. „Ja," sagte sie freudig, „ich komme schon immer, ich will auch Gottes Wort lernen."

Von dem Einfluß des Christentums, der über die Grenzen der christlichen Gemeinde hinaus sich geltend macht, habe ich oft einen Eindruck gehabt im Heidenland. Wo das Samenkorn des Christentums eingesenkt ist, da wächst es und breitet sich aus und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Es ist mir oft begegnet, daß wenn ich eine Heidin aufforderte, Christin zu werden, diese längst eine innere Stellung zum Christentum genommen hatte. „Gehst du zur Kirche?" fragte ich eine Frau. „Nein, ich kann nicht kommen, ich zanke mich mit meinem Mann." Eine andere antwortete auf meine Frage: „Willst du nicht Christin werden?" „Ich will noch warten, jetzt ist noch zuviel Zorn in meinem Herzen. Ich habe eine Feindin, und ich hasse sie." Woher weiß die Heidin, daß eine Christin Liebe üben muß? Es ist der sieghafte Zug des Christen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

tums durch die Welt, der sich in solchen Erscheinungen äußert. Wo das Licht Jesu in ein Herz gekommen ist, da bewährt es seine Kraft und leuchtet weiter.

Manchmal glimmt auch nur ein kleines Fünklein dieses Himmelslichts, das irgendwo in ein Herz gefallen, jahrelang unter der Asche des Heidentums, des Luftzugs wartend, der es zur hellen Flamme anfacht. Kurz vor meiner letzten Abreise von Afrika nach Europa besuchte ich eine Frau in Lome, die ich wenig kannte. Der nahe Abschied gab es mir ein, ihr noch einmal recht eindringlich ins Herz zu reden, zu dem lebendigen Gott zu kommen. Da ging auf einmal ein Leuchten über ihr Gesicht, und sie sagte so recht aus dem Herzen heraus: „Aweno, das ist schon lange mein Wunsch."

Solche, die sich innerlich schon dem Christentum genähert haben und den Gedanken des Uebertritts häufig mit sich selbst beraten, werden oft durch einen Traum zur Entscheidung gedrängt. Eine Heidin war dadurch in große Notlage gekommen, daß man sie beschuldigte, durch Nachlässigkeit den Tod einer jüngeren Frau in der Familie verursacht zu haben. Sie wurde von allen gemieden, und wo sie sich blicken ließ, wurden ihr feindselige und gehässige Worte zugerufen. Sie sah sich von der Familie ausgestoßen und verlassen. Tag und Nacht bekümmerte sie sich über das ihr widerfahrene Unrecht. In dieser Trübsalszeit sah sie eines Nachts im Traum eine wunderbare Erscheinung. Eine große Gestalt nahte dem Fenster ihrer Hütte. Diese glich einem Manne und hatte doch etwas Ueberirdisches an sich. Der wunderbare Mann redete zu ihr: „Betrübe dich nicht mehr, ich bin bei dir und helfe dir, ich bin der Herr Jesus Christus." Der lange in ihr schlummernde Wunsch, Christin zu werden, wurde durch diesen Traum zur Tat. Sie meldete sich daraufhin zum Taufunterricht und gehört jetzt der christlichen Gemeinde an. Auch ein etwa elf- bis zwölfjähriges Mädchen in Keta, namens Ametowofa, begehrte, durch einen Traum veranlaßt, mit ganzer Entschiedenheit die Taufe. Sie hatte ungefähr seit drei Jahren die Mädchenschule besucht. Während sie sonst durch Unpünktlichkeit und Ungehorsam den Schwestern und ihrer Lehrerin Rosa Tay sehr viele Mühe gemacht, hatte sie sich plötzlich gänzlich umgewandelt. Ihr Platz in der Schule war nie leer, und sie folgte dem Unterricht mit Aufmerksamkeit. Im Januar 1909 erkrankte Ametowofa plötzlich. Sie bat ihre Eltern, die beide Heiden waren, ihre Lehrerin Rosa Tay zu ihr zu rufen. Sie werde sterben und wolle vorher getauft werden. Aber davon wollten

die Eltern nichts wissen. „Du wirst nicht sterben," sagten sie. So lag das Kind drei Tage unter heftigen Schmerzen, und sowie die Krankheit ein wenig von ihm abließ, rief es beständig: „Ich muß getauft werden, ich muß getauft werden. Die Lehrerin Rosa Tay soll kommen." Der vierte Tag war ein Sonntag. Rosa Tay ging, nach ihrer Schülerin zu sehen, ohne zu wissen, wie sehr diese alle Tage nach ihr verlangt hatte. Als Rosa bei der Kranken eintrat, zeigte diese große Freude und sagte: „Bleibe bei mir, laß mich nicht in den Händen der Heiden. Mein Vater ist ein Heide, und meine Mutter ist eine Heidin." Dann wiederholte sie beständig ihre Bitte, sie wolle getauft werden. „Ich werde nicht mehr lange in dieser Welt bleiben," sagte sie, „und ich kann nicht sterben, wenn ich nicht getauft bin. Mir träumte dreimal, ich war gestorben und kam an einen Platz, wo zwei Wege sich teilten. Dort begegnete mir eine weißgekleidete Gestalt. Diese sagte: Geh erst hin und laß dich taufen, dann komm wieder!" Die Bitte des Mädchens war so flehentlich, daß man Missionar Forster rief, welcher sie taufte. Als sie getauft war, sagte sie: „Nun freue ich mich, und mein Herz hat Ruhe." Und dann: „Seht ihr die Engel in weißen Kleidern neben meiner Matte? Hört ihr, wie schön sie singen? Sie kommen, um mich nach Hause zu holen." Dann schlief sie sanft ein. Um zwei Uhr nachts erwachte sie und sagte voller Freude: „Ich gehe nach Hause." Bald danach starb sie.

„Gerettet sein, gibt Rettersinn." Wo irgend in einem Hause eine Heidin das Christentum angenommen hatte, da kam auch bald eine zweite, die sich zum Taufunterricht meldete. Ich habe das immer mit Interesse beobachtet, wie die Neugetauften in ihrer Freude über den gefundenen Schatz alsbald anfingen, mit ihm zu wuchern.

Eines Tages kam Theodora, eine unserer Christenfrauen, zu mir. Sie brachte eine andere Frau mit, welche sie Koko nannte. „Koko will Christin werden." „So, was treibt sie dazu?" „Gott hat sie gerufen." „Wieso? erkläre mir das." „Schon seit Monaten habe ich zu Koko gesagt: ‚Komm zu dem lebendigen Gott.' Aber sie antwortete immer: ‚Laß mich in Frieden, wer ist Gott? Ich sehe ihn nicht. Du willst mich irreführen, es gibt keinen Gott!' Jeden Sonntag morgen rief ich sie, mit mir zur Kirche zu gehen. Aber sie hatte immer Ausreden: ‚Mein Kleid ist schmutzig, ich muß es waschen, ich muß Korn mahlen, ich muß meine Suppe kochen, ich muß zum Brunnen, ich muß Holz holen usw.' „Ja," sagte Koko dazwischen, „wenn ich Theodora nur von fern auf meine Hütte

zukommen sah, dann versteckte ich mich oder nahm meinen Wassertopf auf den Kopf und machte mich auf den Weg zum Brunnen. Ich wollte nicht hören, was sie mir von Gott und seinem Worte sagte!" „Und warum willst du nun doch Christin werden?" fragte ich. „Aweno, am letzten Sonntag hat Gott mich selbst gerufen. Eine Stimme in meinem Herzen sagte: ‚Koko, es gibt einen Gott, geh in die Kirche und höre sein Wort.' Ich habe mich gewaschen und gesalbt, habe mein bestes Kleid angelegt und bin zu Theodoras Hütte gegangen." „Was willst du?" sagte sie. „Zur Kirche gehen." „Geh hin, ich kann nicht mitkommen, ich habe Fieber." „Ich ging und hörte Gottes Wort und verstand es; seitdem weiß ich, daß es einen Gott gibt." Koko hat später die Taufe empfangen und heißt jetzt Lydia.

Eines Sonntags nachmittags kamen wir mit den Kindern vom Spaziergange zurück. Wir waren nicht mehr fern von unserem Hause, als ich im Vorbeigehen laute Stimmen in einem heidnischen Gehöft hörte. Ich glaubte, es handle sich um einen Streit. Ich trat ein und sah im Halbdunkel eine Frau in der Küche neben dem Herdfeuer sitzen, während eine andere vor ihr stand und mit eindringlichen, lauten Worten auf sie einredete. „Heute ist der Tag, an dem wir unserem Gott dienen, vor ihm soll alle Welt stille sein," sagte ich. Wie erstaunte ich, Theodora in der Redenden zu erkennen. „Zankt ihr euch?" fragte ich erschreckt. „Aweno," antwortete Theodora fast beleidigt, „ich erzähle ihr die Predigt von heute morgen; sag du ihr auch, daß sie Christin werden soll."

Gar nicht selten werden die Kinder Boten des Heils für ihre Mütter. Ein kleines Mädchen in Keta hatte ihrer heidnischen Mutter das Tischgebet gelehrt. „Wir beten jetzt immer, ehe wir essen," sagte mir diese bei einem Besuche. War dieses Gebet zunächst auch nur äußere Form, die Form konnte einen Inhalt erhalten. In Anyako bat eine kleine Schülerin ihre Mutter: „Komm doch mit zur Schule, du mußt sehen, wie freundlich die Lehrerin Mercy immer lacht." Das war die erste Berührung, welche die Heidin mit dem Christentum hatte. Ihr Kind hatte ihr geholfen, die Scheu vor dem Unbekannten, Wunderbaren zu überwinden. In Woe erzählte ein kleiner Knabe der Mutter daheim, was die Lehrerin Felicia Bensa in der Kleinkinderschule den Kleinen gesagt. „Denk, Mutter, wir hörten von einem schönen Land, da es nicht Tod, nicht Schmerzen gibt. Dahin dürfen alle, die hier dem Herrn Jesus dienen. Er schenkt ihnen das weiße Kleid, das sie dort tragen." Die Mutter, eine Fetischpriesterin, hatte davon noch

nie gehört. Am Sonntag ging sie an der Hand ihres Bübchens zur Kirche, und als der Gottesdienst beendigt, fragte sie den Lehrer nach dem Wege zu diesem wunderbaren Land. Ein kleines Mädchen aus Atiavi, einem noch ganz heidnischen Dorfe jenseits der Lagune bei Keta, besuchte die Kleinkinderschule in Keta. In ihre Heimat zurückgekehrt, sah sie, wie ihre Mutter täglich zu den Götzen betete und ihnen Opfer brachte. „Meine Mutter," sagte die Kleine, „die weißen Frauen in Keta haben gesagt, daß es nur einen lebendigen Gott gibt, der ist im Himmel, und wir können ihn nicht sehen. Zu ihm allein dürfen wir beten." „Das ist der Gott der weißen Europaleute. Wir müssen unsere Götter anbeten, sonst werden wir krank, oder wir sterben." Amenume, so hieß die Kleine, wußte nun, ihrer Mutter von Gott zu sagen. „Er hat alle Menschen geschaffen. Er hat die weißen und die schwarzen Leute lieb." Aber die Mutter ließ sich nicht überzeugen. Eines Tages ging sie in ein anderes Dorf auf den Markt und war mehrere Stunden vom Hause abwesend. Amenume benutzte diese Gelegenheit, nahm die Götzen und versteckte sie unter einem Holzhaufen im Hofe. Die Mutter entdeckte bei ihrer Rückkehr sofort, was geschehen und brach in ein nicht endenwollendes Klagegeschrei aus. Sie ruhte nicht, bis Amenume die Götzen wieder an ihren Platz stellte. — Die Eiche in Geismar fiel auch nicht auf den ersten Axthieb des Bonifazius.

Manche Heidin, die einen Zug zum Christentum hatte, aber noch nicht sah, wie sie die große Umwandlung ihres Lebens könne zur Wirklichkeit werden lassen, kam zunächst nur zum Frauenunterricht. Ein wenig unbehaglich war ihr's wohl zuerst in der neuen Umgebung. Aber das wurde überwunden, und mancher ist dieser Unterricht die Veranlassung geworden, den Schritt vom Heidentum ins Christentum zu tun. So jenem jungen Mädchen, dem das Lesen im Neuen Testament das Sterben erleichterte. Auch die Erziehung in der Mädchenschule ist für manche Schülerin nicht umsonst. Viele von denen, die als Heidinnen eintraten, begehrten die Taufe vor ihrer Entlassung. Ja, selbst solche Sorgenkinder, die uns während der ganzen Schulzeit Mühe gemacht, kamen manchmal später und wollten getauft werden. Do war unverbesserlich im Zuhausebleiben. An jedem Morgen hieß es wieder auf die Frage: „Ist Do in der Schule?" „Nein, sie ist nicht da." Sie wurde unerbittlich herbeigeholt, wenn es zu Hause auch immer neue Entschuldigungen gab. Das ging so fort, bis sie zwölf Jahre alt war. Da verschwand sie gänzlich aus der Schule. Aber

nach Jahren tauchte sie wieder auf. Sie war verheiratet und besuchte jetzt den Taufunterricht und wurde getauft.

Am herrlichsten zeigte sich die Macht des Christentums da, wo Heiden durch das, was sie vom Leben ihrer christlichen Hausgenossen sahen, zum Uebertritt gebracht wurden. „Bei euch ist Liebe, darum will ich zu euch kommen," sagte eine Heidin und meldete sich zum Taufunterricht. Fast zehn Jahre hatten wir eine Alte gerufen, ob sie nicht auch Christin werden wolle. „Meine Kinder mögen zu euch kommen, aber laßt mich, wo ich bin," sagte sie immer. „Willst du denn nach dem Tode nicht mit deinen Kindern zusammen sein? Wir Christen glauben, daß unser Gott uns nach

Kinder und junge Mädchen in einer christlichen Familie in Lome.

dem Tode auferweckt, und daß die, welche hier im Glauben an Jesum Christum gewandelt, dort ewig mit ihm leben dürfen." „Nein, ich will dahin gehen, wo meine Großväter sind." Da kam sie eines Tages von selbst und bat ums Taufwasser. „Was hat deinen Sinn gewandelt?" fragte ich sie. „Aweno, euer Gott kann vom Tode erretten, so daß der Tod kein Tod, die Krankheit kein Leiden, der Schmerz kein Schmerz mehr ist." „Woher weißt du das?" „Ich habe es in der Krankheit meiner Tochter gesehen. Nichts war ihr übrig geblieben von dem, was wir Menschen zum Leben nötig haben. Sie konnte nicht essen, sie konnte nicht trinken, sie konnte nicht liegen, sie konnte nicht sitzen. Sie hatte immer Schmerzen, sie war ein Bild des Elends und des Jammers für jeden, der sie sah. Aber sie hat nie geklagt, sie war immer geduldig, und ich habe nur diese Worte aus ihrem Munde gehört: „Ich freue mich, daß ich zu Jesu gehe. Herr, hole mich bald." Dieser Jesus war ihr bester Freund, und zu ihm will ich auch gehen."

Aeußere Vorteile bringt der Uebertritt zum Christentum den Heidinnen in Togo nicht. Da ist zuerst die Schwierigkeit des Taufunterrichts und der Prüfung. Für sie, die gänzlich Ungeschulten, ist es nicht leicht, im Alter noch zu lernen. Manche hält die Furcht davor vom Christentume zurück. Die Gottesdienste am Sonntag und am Mittwoch abend, sowie das Gebot der Sonntagsheiligung beschränken ihre Arbeitszeit. So lange sie noch Heidinnen waren, konnten sie auch am Sonntag auf dem Markte sitzen und ihre ganze Zeit dem Broterwerb widmen. Auch ihre Kinder, besonders die Mädchen, hatten sie im Heidentum allezeit als Hilfe für ihre Arbeit und für ihren Verdienst zur Verfügung. Als Christinnen haben sie die Pflicht, die Mädchen zur Schule zu schicken. Sie können sich der Sitte der christlichen Gemeinde, in anständiger Kleidung zu erscheinen, nicht entziehen und haben dadurch für sich und für ihre Kinder größere Ausgaben und vermehrte Arbeit. Auch die Kirchensteuer, die zwar für die Frauen etwas geringer berechnet ist als für die Männer, doch aber von ihnen selbst verdient werden muß, ist hier zu erwähnen. Also keine äußeren Vorteile!

Warum kommen denn die Negerinnen zum Christentum? Wenn die Neger das faule, arbeitsunlustige Volk wären, als das sie unrechterweise noch immer bei manchen Europäern verschrien sind, würden sie überhaupt kommen? Ja, warum kommen sie? Du siehst den lebendig sprudelnden Quell am Bergeshang; voll kraftvollen Lebens sucht er über Felsen und Steine den Weg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Tiefe. Aber hast du tief im Berginnern den Ort gesehen, wo der Quelle Ursprung ist, wo Tropfen sich zu Tropfen gesellt und Wässerchen zu Wässerchen, wo die kleinen Rinnsale auf Felsgestein sich einen Weg bahnen, bis sie endlich Kraft gewinnen, die dunkle Erdschicht zu durchbrechen und zum Tageslicht hindurchzudringen? Wir sehen neues Leben in den Heidenchristen, und wir wissen, es ist innerlich etwas vorgegangen, aber dieses entzieht sich unseren Blicken. Selten ist es mir begegnet, daß der klare Wunsch, Vergebung der Sünden zu erlangen, die Heidin zum Christentum getrieben. Aber mit Bewunderung habe ich beobachtet, wie das Heidenherz sich zum Christentum hingezogen fühlt, sobald es anfängt, dieses zu verstehen. Wie der Pflanzenkeim aus dem dunkeln Schoß der Erde zur Oberfläche emporstrebt, wie es ihn drängt zum Licht, wo für ihn die Bedingungen gegeben sind, sein Leben farbenprächtig und vielgestaltig zu entfalten, und wie er auch trotz Hindernissen den Weg dahin zu finden weiß, so sucht das Heidenherz unbewußt den Frieden, welchen nur das Evangelium gibt.

3. Julia und andere Frauen.

Wenn die Frühlingssonne neues Leben aus der scheinbar toten Erde lockt und die Bäume beginnen, sich mit zartem, jungem Grün zu umkleiden, weilt unser Auge mit Verwunderung auf der Eiche, die mitten in all der Frühlingsherrlichkeit noch im dürren, braunen Winterkleide dasteht. Geht der Frühling sie nichts an? Will sie nicht mittun in dem Festreigen, zu dem Birke und Buche, Anger und Au, Wald und Wiese sich festlich geschmückt? Ach, könntest du in sie hineinschauen, wie der neue Saft schon mächtig in ihren Aesten und Zweigen treibt. Doch erst die neu hervorbrechende Knospe entfernt das alte trockene Blatt. Und je mehr das neue Leben in ihr nach außen dringt, je mehr fällt von dem verjährten, trockenen Laubkleide, bis endlich der ganze neue, herrliche Frühlingsschmuck fertig ist.

Ich habe manchmal denken müssen, daß unsere Christinnen im Ewelande der Eiche im Frühjahr gleichen. Du siehst noch manches von dem früheren Heidenleben äußerlich an ihnen, während schon das neue Leben in ihnen mächtig ist. Und je mehr es sich entfaltet und Kraft gewinnt, je mehr verändert sich auch alles im äußeren Leben. Ja, die ganze Erscheinung, das Auftreten, Benehmen, die Kleidung und selbst die Gesichtszüge werden andere.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

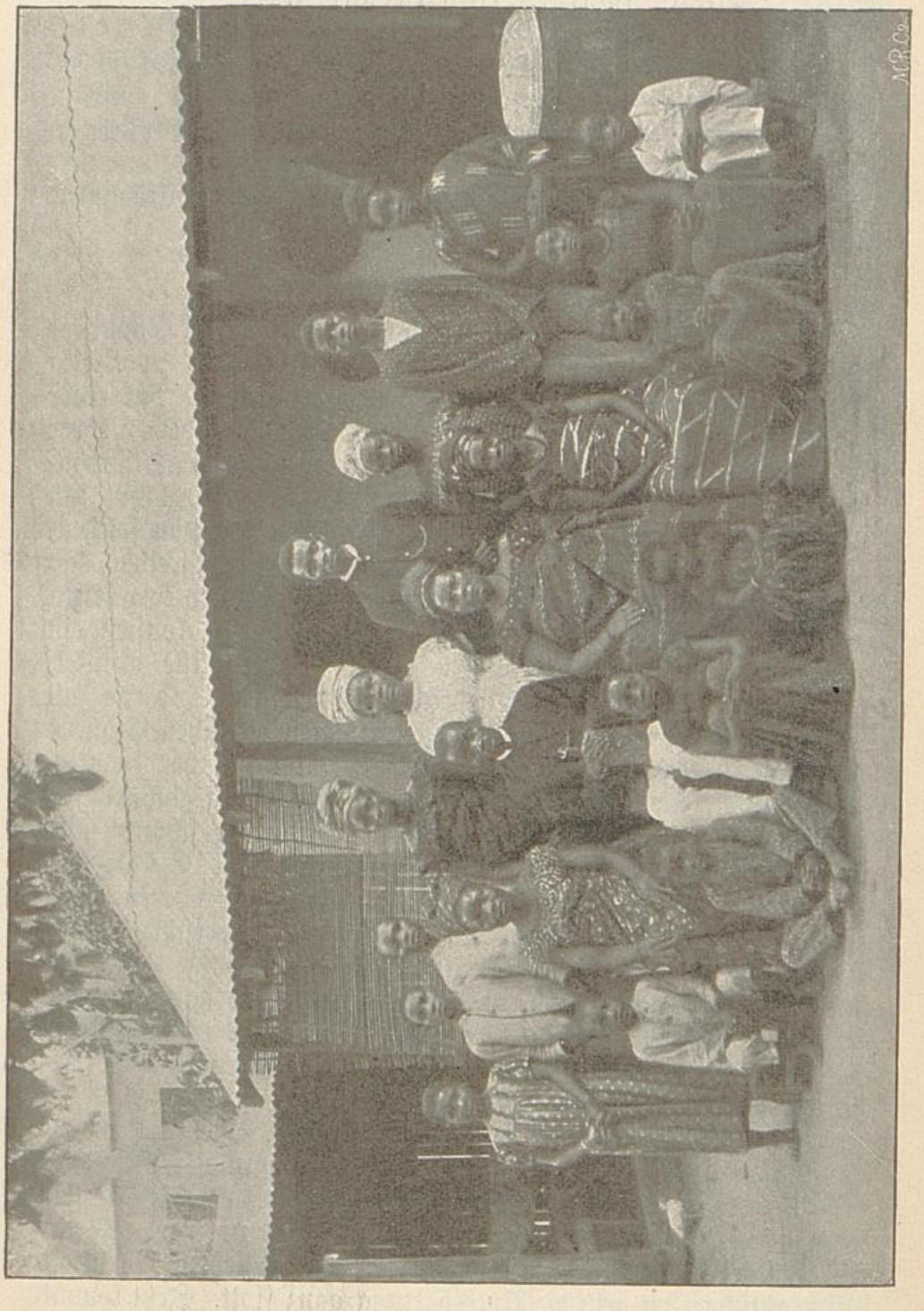
Man begegnet in Europa immer wieder Leuten, die behaupten: „Die Schwarzen sind für christliche Moral und Ideen wenig empfänglich; die Mission ist eine wenig erfolgreiche und aussichtsreiche Arbeit." Ich habe in den zwanzig Jahren, in denen ich in der Missionsarbeit stand und in denen ich unter dem Volke gelebt habe, andere Erfahrungen gemacht. Es ist nicht so, daß die, welche das Heidentum verlassen und dem Christentum sich zugewandt, nun vollkommene Heilige werden, aber sie sind neue Menschen.

a) Julia Sedode in Keta.

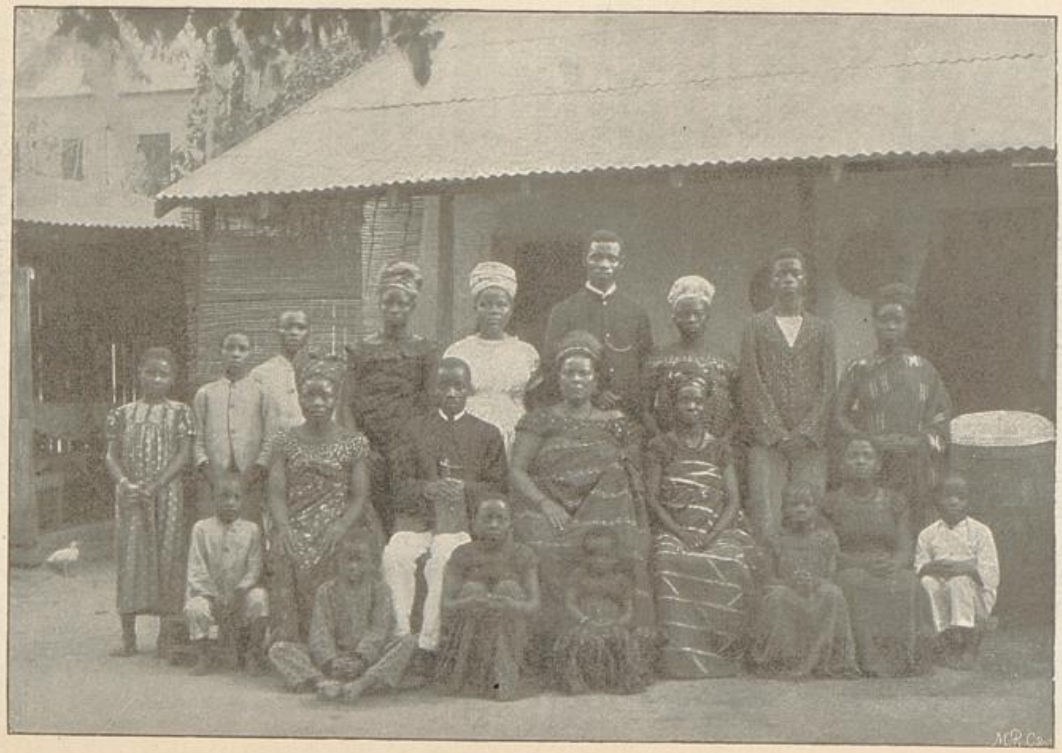
Das Awedome, das Missionshaus, in dem meine Schwester und ich die ersten fünf Monate unseres Aufenthaltes in Afrika wohnten, war von einem großen Hofraum umgeben. In einer Ecke dieses Hofes steht ein kleines Häuschen, das dem Lehrer Christian Sedode und seiner Frau Julia damals als Wohnhaus diente. Wir treten durch die offene Tür. Es lohnt sich nicht, sie zu schließen, denn es wird hier nicht leer von solchen, die Rat und Hilfe suchen. Wir treten ein, durchschreiten das Haus und befinden uns auf der anderen Seite in einer offenen Veranda. Dort in der Ecke ist sie durch luftige Jalousien ein wenig von dem Hofe abgeschlossen. Da ist der stille Winkel, wo der schon seit Jahren leidende Christian Sedode mit Daechsels Bibelwerk oder anderen gleichartigen deutschen Büchern beschäftigt, mitten in dem Arbeitsgetriebe um ihn her in aller Beschaulichkeit sitzt. Es ist zugleich das Empfangszimmer für die Fremden. Kaum sind wir erschienen, so eilen schon flinke, braune Mädchenfüße, und bald stehen europäische Stühle für uns bereit. Wir unterhalten uns mit dem Hausherrn ganz fließend in Deutsch, das er fast vollständig beherrscht, da er einige Jahre die Schule in Deutschland besucht hat.

Von der Veranda aus überschauen wir den ganzen Hof. Da geht es zu wie in einem Ameisenhaufen, alles ist in emsiger Arbeit. Mitten im Hofe steht Julia, im Begriff, mit geschickter Hand einem blendend weißen Herrenrock die letzten glättenden Striche mit dem Plätteisen zu geben. Neben ihr steht die jung verheiratete Lehrersfrau, die waschen und plätten bei Julia lernt. Jetzt ist ihr Werk vollendet. In majestätischer Haltung schreitet sie auf uns zu und setzt sich zu uns. Wenn wir auch noch nicht viel von der Ewesprache verstehen, Christian ist Dolmetscher, da geht die Unterhaltung ganz flott. Jetzt kommt eine ganze Schar größerer und kleinerer Mädchen und Knaben auf Julias Geheiß herbeigesprungen, um uns die Hand zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Julia Sedode im Kreise ihrer Hausgenossen.



Julia Sedode im Kreise ihrer Hausgenossen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gruße zu reichen, Henriette, Alotokui, Ametowoto, Wunkui, Fusi, Hanu, Rosa, Abui, Kwasi, Awenyadu. Was, sind das alles Julias Kinder? Nein, Julia hat nur eine Tochter, Henriette, die ihr sprechend ähnlich sieht und wie ihre Mutter gelbe Hautfarbe hat, denn Julia ist Mulattin. Die übrigen Kinder erhalten hier durch Julias treue Hand eine tüchtige Erziehung. Sie sind dabei, wenn der Hausherr am frühen Morgen seiner Hausgemeinde von dem mitteilt, was er sich in seiner stillen Ecke zu eigen gemacht. Dann werden sie in die Missionsschule geschickt, und zu Hause muß jedes nach seinen Kräften arbeiten. Die Knaben gehen zum Markt und tragen das dort gekaufte Holz herbei, das sie im Hofe schön aufschichten und klein hacken. Die Mädchen fegen den Hof, reiben den Pfeffer zur Suppe, mahlen den Mais, nehmen die große Holzschale mit der sauber gewaschenen und geplätteten Wäsche auf den Kopf und tragen sie zu den Europäern, tragen das Weißbrot zum Verkauf umher, holen Sand vom Meeresufer, wenn für die Badezimmer im Gehöft solcher nötig ist, und was ihrer Geschäfte mehr sind. Der Boden des Baderaums ist mit Sand bedeckt, damit das ablaufende Wasser schnell einsinkt. Jedes afrikanische Gehöft hat mehrere durch Bretter oder Wellblech von dem übrigen Hofe abgeschlossene Baderäume, die nach oben offen sind. Licht, Luft und Sonne ist also freier Zutritt gewährt. Eine Badewanne gibt es nicht. Ein Eimer mit Wasser ist alles, was sich auf dem Sandboden befindet. Auf eine tüchtige Waschung folgt ein Wasserguß, der im Sande verläuft. Jedes Wasserbad ist zugleich ein Licht-, Luft- und Sonnenbad.

Wer aber kleidet und nährt denn die vielen Kinder? Der Lehrer, welcher seiner Kränklichkeit wegen nicht mehr im Amt ist, kann es doch nicht von seiner kleinen Pension! Das tut Julia. Ist sie denn reich? Ja und nein. Sie besitzt, was sie durch ihre fleißige Arbeit und durch umsichtigen Handel erwirbt. Sie handelt mit Stoffen, Perlen und Tabak. Kaum hat sie sich zu uns gesetzt, da hat sie schon die Schale mit Perlen zur Hand, die sie emsig auf einen Faden reiht. Am Markttag muß dann eins der Mädchen die Perlen zum Verkauf anbieten. Auch Tabakblätter fest auf ein Hölzchen wickeln, sieht man sie oder ihre Hausgenossen dann und wann. Julia ist nie müßig. Sie sorgt nicht nur für die Gegenwart, daß alle, die zu ihrem großen Haushalt gehören, satt werden, nein, sie spart auch für die Zukunft. Das Lehrerhaus muß einmal wieder anderweitig besetzt werden. Wo soll sie dann mit ihrer großen Familie wohnen? Unter der Hand hat sie schon ein Grundstück gekauft,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf dem später das eigene, schöne Wohnhaus gebaut wird. Der Veranda, in der wir sitzen, gerade gegenüber sehen wir in der Küche zwei Frauen beim Maismahlen beschäftigt. Es gehört schon etwas dazu, bis jeder im Hause seinen Maisklos zu Mittag und zu Abend hat. Aber außer den Hausgenossen werden hier noch viele Auswärtige mit Essen versorgt. Es ist fast eine Speiseküche. So lange wir noch nicht den neuen Garten und somit keinen Raum zu einer Küche für die Kinder hatten, hat Julia immer für unsere Kinder gekocht. Auch mancher arme Schüler, der, aus dem Innern kommend, gern die Schule in Keta besuchen wollte, dem aber die Mittel zum Studium nur knapp bemessen waren, konnte sich für ein Weniges bei Julia tüchtig satt essen. Und zu der guten Suppe gab es noch Ermahnungen zu einem ordentlichen Leben umsonst mit in den Kauf. Die eine von den beiden Frauen, die wir in der Küche tätig sehen, war von ihrem Manne verlassen und hat nun mit ihren beiden Kindern bei Julia eine Zuflucht gefunden. Eine andere, die dort vor der großen Kalabasse mit Tabak sitzt und die braunen Blätter fleißig auf Stäbchen wickelt, hat auch für immer bei Julia ihre Heimat gefunden. Sie ist eine Lehrerswitwe. Als sie einst in schwerer Krankheit ohne Hilfe dalag, kam Julia, um sie zu pflegen. Die Kranke genas. Eine tiefe Dankbarkeit gegen die, welche ihr so wohlgetan, erfüllte sie, und sie sagte: „Ich habe nichts, womit ich dir danken kann, ich will mich selbst dir schenken." Und Julia nahm sie in ihr Haus auf. Mitten im Hofe stehen zwei große Kalabassen, deren weißer Inhalt in der Sonne zu trocknen scheint. Sie zeugen von fleißiger Arbeit, denn sie enthalten selbstbereitete Stärke aus Stockjams, einem knollenartigen Gewächs. In der Ecke des Hofes sehen wir die Fässer mit europäischem Weizenmehl stehen, das Julia zu ihrer Bäckerei nötig hat. Sie liefert sehr gutes europäisches Weißbrot, das sehr beliebt ist und viel gekauft wird.

An der Vorzüglichkeit ihres Gebäcks und an der ausgezeichneten Herstellung der Wäsche merken wir schon, daß Julia von Missionarsfrauen gelernt hat. Nach dem Tode ihres Vaters, Giraldo de Lima, eines Portugiesen, hatte dessen Untergebener, ein Afrikaner, sich den Namen seines Herrn zugelegt und sich sein Besitztum in dem Dorfe Vodza bei Keta zu eigen gemacht. Er wollte Julia, kaum erwachsen, heidnisch verheiraten. Doch diese weigerte sich und floh ins Missionshaus. Dort wurde sie durch Frau Missionar Weyhe und Frau Missionar Tolch zu tüchtiger Arbeit erzogen und verheiratete sich am 14. März 1880 mit dem eingeborenen Lehrer Christian Sedode.

Als wir Schwestern für längere Zeit in Keta keinen Ofen hatten, um unser Brot zu backen, war es Julia, die uns aus der Not half. „Ich werde das Brot für euch backen, mit Freuden," sagte sie. Das Mehlfaß und die Brotformen wanderten zu Julia, und wir hatten von der ganzen Sache gar

Ewefrau beim Brotbacken.

keine Mühe als die, das prächtig gebackene Brot holen zu lassen. Auch jegliche Vergütung ihrer Arbeit wies Julia mit Vornehmheit zurück. Ich habe immer die Noblesse bewundert, mit der sie sich verpflichtet fühlte, uns zu danken für das, was wir an den Frauen ihres Volkes zu tun gekommen waren. Es äußerte sich darin ein Gemeinsinn, den man wohl selten findet.

Wenn wir das Gehöft an der entgegengesetzten Seite wieder verlassen, fällt uns ein hohes Brett in der Tür in die Augen, das wir beim Ausgang zu überschreiten haben. Es dient den Hühnern, Truthühnern und Enten, die in Julias Gehöft groß werden, zum Schutz und verhindert ihre Auswanderung auf die Straße. Wir haben uns oft von der Güte von Julias Geflügel überzeugen können, denn fast zu jedem Weihnachtsfeste sandte sie uns einen Truthahn als Geschenk. Ein Brief von Christian begleitete die Gabe. In einem dieser Briefe, der in Deutsch verfaßt ist, heißt es:

„Wollen Sie, bitte, diesen Truthahn als ein Geschenk vom Christkind aus unserer Hand nehmen. Wir danken Gott, daß er Sie bis

hierher behütet und Sie gesund erhalten hat. Er möge auch in den kommenden Tagen mit Ihnen sein und Ihre Arbeit segnen, die Sie an den Frauen unseres Volkes tun."

Es wird selten vorkommen, daß wir Julias Gehöft betreten, ohne Marktleute oder Kranke und Bedürftige zu sehen, die dort eine Zuflucht finden. Ist eine der Christenfrauen in der Stadt krank, so ist gewiß Julia eine der ersten, die nach ihr sieht, und in solchen Fällen ist es ihr ganz selbstverständlich, daß sie alles für die Kranke tut, als wäre diese ihre nächste Verwandte. Einmal war einer Frau aus einem entfernten Dorf in Keta ein Sack mit Markterzeugnissen gestohlen. Sie sah diesen zufällig am Strande liegen und erkannte ihn als ihr Eigentum. In dem Augenblicke aber, als sie ihre Hand danach ausstreckte, erhielt sie einen so heftigen Schlag, daß sie eine klaffende Wunde davontrug. Vermutlich war es der Dieb, der sie schlug. Die arme Frau mußte ihre Hand lange vom Arzte verbinden lassen und konnte deshalb nicht in ihre Heimat zurückkehren. Während all dieser Wochen hatte Julia sie in ihr Haus aufgenommen und übte die weitgehendste Gastfreundschaft an ihr.

Als Schwester Lottchen im August des Jahres 1893 die schlimme Entdeckung machte, daß eins der Mädchen, die kleine zweijährige Rut, die Pocken hatte, war sie ratlos, in wessen Pflege sie das Kind auf der Isolierstation geben könne. Da kam gerade Julia, um nach dem Kinde zu sehen. Sie erklärte sich augenblicklich bereit, eine zuverlässige Frau zu suchen, die Ruts Pflege übernehmen könne. Und als sie die Pflegerin zu den Schwestern brachte, gab sie ihr genaue Anweisung, in allen Dingen der Vorschrift des Arztes zu folgen. Nicht genug hieran, sie ließ ihr auch ganz in der Stille an jedem Markttag allerhand Gutes zukommen.

Auch wir Schwestern selbst durften in Krankheitszeiten oftmals Julias herzliche Teilnahme und Hilfe erfahren. Sie konnte so freundlich und liebreich trösten, und ihre ruhige Art tat den Kranken so wohl. Sie kam nie mit leeren Händen und wußte uns immer zu verschaffen, was wir für die Kranken nötig hatten. Ganz unvergeßlich ist mir, wie sie Schwester Minna und mich einmal durch eine selbstgekochte afrikanische Hühnersuppe unendlich erquickt hat.

Bei aller äußeren Sorge für die Kranken vergaß sie nie, ihnen den rechten Trost zu bringen, indem sie ihnen von dem wahren Helfer und Heiland Jesus Christus sagte. Wie vielen mag Julia den Weg zu ihm gezeigt haben! Es ist daher wohl zu begreifen, daß Julia bei Christen und Heiden in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Julia Sedode im Gehöft des neuen Hauses.

der Stadt in hoher Achtung steht und von allen ihr heidnischer Name Babla, der ihnen geläufiger ist, mit Ehrfurcht genannt wird.

Im Anfang unserer Arbeitszeit besonders ist der kluge und treue Rat Julias uns Schwestern von unberechenbarem Wert gewesen. Das Leben in einem anderen Erdteil, in einem fremden Lande, unter einem unbekannten Volke bringt durch Unkenntnis der Verhältnisse manche unvorhergesehene und scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten mit sich. Da war es immer Julia, die uns half. Kam aus einem fernen Dorfe eine Gesandtschaft, die uns dringend aufforderte, eins unserer Mädchen für kurze Zeit der Großmutter zu senden, welche in jenem heidnischen Dorfe wohnte, und die uns versichern ließ, sie wolle nur das Angesicht ihrer Enkelin sehen, dann werde sie sie zurückschicken, da hieß es: „Ich gehe mal eben zu Julia und frage sie um Rat." „Nein, gib ihnen das Kind nicht," sagte sie, „sie bringen es dir nie wieder. Die Heiden wollen es aus der christlichen Umgebung entfernen." Waren die Ausgaben für das Essen der Kinder, das, nachdem die Küche dazu gebaut war, eins der Mädchen zu kochen hatte, nicht ganz übersichtlich, dann wurde Julia nach allem gefragt. Und wir saßen zusammen und rechneten, wieviel Fetri, Pfeffer, Mais, Jams, Zwiebeln, Fische nötig seien und wieviel das kosten dürfe. Nach solchem Gespräche stand man der Sache mit Klarheit und Sicherheit gegenüber. Wollte eins der Mädchen für einige

Zeit in ihre heidnische Heimat zurückkehren, dann fragten wir Julia, ob wir das erlauben dürften. „Laß sie nicht länger als vierzehn Tage gehen," oder „Das darfst du nicht erlauben," sagte sie dann wohl, „sie wollen sie dort heidnisch verheiraten, und alle deine Mühe ist umsonst." Und Julia traf mit ihrem Rat immer das Rechte. Einmal hatten wir in der Weihnachtskiste aus Hamburg für die kleinen Knaben eine Anzahl Trommeln geschickt bekommen. Wir freuten uns im Ausblick auf die Freude, welche diese bei unsern kleinen Buben anrichten würden. Aber da die Trommel bei allen heidnischen Festen eine große Rolle spielt, stiegen uns Bedenken auf. Zwei unserer Lehrer sagten: „Das kann nichts schaden, ihr dürft sie getrost den Kindern in die Hand geben." Julia saß ruhig dabei. Als auch sie gefragt wurde, antwortete sie: „Aweno, wenn ihr den Knaben jetzt die Trommeln gebt, dann werden sie sich nicht scheuen, wenn sie erwachsen sind, an einem Trommelfest und damit auch an dem, was dabei getrieben wird, teilzunehmen, denn sie werden zu ihrer Entschuldigung sagen: ‚Schon in der Schule bekamen wir Trommeln geschenkt, trommeln ist kein Unrecht'." Julias Wort war uns entscheidend, die Trommeln haben das Weihnachtsfest nicht miterlebt.

Die größte Hilfe aber hatten wir von Julia dadurch, daß sie immer bereit war, uns von den Mädchen, die sie in ihrem Hause erzogen, die besten als Gehilfinnen für die Schule zu geben. Welche Schwierigkeiten wir mit diesen im Anfang hatten, ist oben angedeutet. Erst nachdem es Sitte geworden, daß die Schülerinnen die ganze Mädchenschule durchlaufen und neben der Erziehung auch die für den Unterricht nötigen Kenntnisse erwerben, ist es damit etwas besser geworden. Für Julia aber war es deshalb ein so großes Opfer, uns ihre besten Mädchen zu geben, weil sie zu ihrer vielseitigen Arbeit selbst viele tüchtige Arbeitskräfte nötig hatte. Sie behalf sich lieber mit geringerer Hilfe und tat die Hauptsache, so lange sie irgend konnte, selbst. Das bedeutete nicht nur vermehrte Arbeit für Julia, sondern pekuniäre Verluste, denn gerade die tüchtigen und zuverlässigen Mädchen hätten ihr zu einem reicheren Ertrage ihrer Arbeit geholfen. Unsere Schularbeit und die Erziehung der Frauen ihres Volkes ist ihr eine Herzenssache. Und darin liegt der Grund der tiefen und innigen Freundschaft, die mich bis heute mit Julia verbindet.

Sie hat bei der Erziehung der Mädchen in ihrem Hause nicht immer Freude erlebt. Ich vergesse nie, wie ich eines Morgens zu ihr kam, und sie mir mit bitteren Tränen erzählte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß ein Schurke ihr mit List und Gewalt eines ihrer Mädchen abwendig gemacht und zu Fall gebracht habe. Sie war untröstlich. Als aber nach Jahren dasselbe Mädchen den Lohn ihres Sündenlebens in unheilbarer Krankheit erntete und, von allen verlassen, nirgends Hilfe fand, da war es Julia, die sich mit erbarmender Liebe ihrer annahm.

Ich habe Julia nie über Gottes Gebote viel reden hören, aber ich habe sie dieselben erfüllen sehen. Nur, wer weiß, wie Selbstsucht das innere Wesen des Heidentums ist, kann sich eine Vorstellung von der Umwandlung machen, die ein Haus erfährt, in dem eine Frau wie Julia waltet. In einem Briefe vom 26. August 1893 schreibt Schwester Lottchen: „Julia ist in ihrer Weise eine herrliche Frau, wirklich ein Licht unter ihrem Volke." Ja, mit Recht kann man von ihr sagen: „Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen. Sie tut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Rede. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brot nicht mit Faulheit." Sprüche 31, 20. 26. 27.

b) Salome Baëta in Keta.

Eine andere Frau unserer Christengemeinde in Keta, Salome, Mercys Mutter, war einmal in große Versuchung dadurch gekommen, daß ihr Mann von ihr forderte, eine ihrer Töchter in unrechtmäßiger Ehe einem Manne zu geben, der eine große Summe für sie versprach. Es gab schlimme Szenen zwischen ihr und ihrem Manne, der mit aller Entschiedenheit ihre und der Tochter Einwilligung forderte, denn das Geld lockte ihn. Aber obwohl sie unter dem Zorne des Mannes viel zu leiden hatte, blieb Salome fest. Eines Tages kam er mit dem Bewerber der Tochter zu Salome, und beide suchten, sie in einer fast vierstündigen Unterredung für ihren Plan zu gewinnen. Sie hörten nicht auf mit Drohungen und Bitten. Als alles umsonst war, stellten sie ihr alle Vorteile des Reichtums vor und malten ihr in den schönsten Farben aus, wieviel bequemer und angenehmer sie sowohl als ihre Tochter in Zukunft ihr Leben würden einrichten können, wenn sie in die Verbindung willige. Sie möge sich wünschen, was sie wolle, es solle ihr alles erfüllt werden. Salome ließ sich durch nichts blenden. In ihrer schlichten Weise antwortete sie: „Ihr macht es mit mir wie der Versucher mit dem Herrn Jesus. Er zeigte ihm alle Reiche der Welt und sagte: ‚Alle diese Macht und Herrlichkeit will ich dir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

geben, wenn du mich anbeten willst.' Aber der Herr Jesus antwortete: ‚Hebe dich weg von mir Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen'. Ich will eure Reichtümer nicht haben, ich will Gottes Willen tun. Mein Kind ist mir von Gott anvertraut. Er wird es einst von mir fordern. Was für Gewinn würden mir dann alle Erfüllungen eurer Versprechungen bringen?" Salome ist standhaft geblieben, und später ging ihre Tochter eine christliche Ehe ein.

Salome Baëta mit Kindern und Hausgenossen.

Im Jahre 1902 waren in Keta infolge einer nicht ganz aufgeklärten Vergiftung nicht nur wir beiden dort in der Arbeit stehenden Schwestern, sondern auch die meisten unserer Mädchen erkrankt. Wir lagen alle mit Fieber, und wären nicht unsere Lehrgehilfinnen Tag und Nacht zu unserer Pflege bereit gewesen, so hätte es schlimm um uns gestanden, denn es waren keine Missionarsfrauen auf der Station. Unsere in Mitleidenschaft gezogenen Mädchen lagen ganz elend in ihrem Zimmer krank. Wer sollte sich ihrer annehmen? Unsere Pflegerinnen konnten wohl dann und wann nach ihnen sehen, aber das genügte nicht. Obwohl ich wußte, daß die heidnischen Eltern, ohne die Verhältnisse in Betracht zu ziehen, uns scharf verurteilen würden, wenn wir ihre Kinder in Krankheit nicht pflegten, sah ich doch am dritten Tage keinen Ausweg mehr. Ich wollte eben hinunterschicken und den Mädchen sagen lassen, sie sollen lieber zu

ihren Müttern gehen, weil ich fürchtete, daß sie bei uns nicht die rechte Pflege hätten. Da trat Salome in mein Zimmer. „Aweno," sagte sie, „ich habe gehört, daß deine Mädchen auch krank sind. Es ist nicht gut, daß du sie nach Hause gehen läßt, die Leute würden darüber reden. Wenn es dir recht ist, will ich deine Kinder pflegen." Wie zart war das von ihr ausgedacht! O, wie ich ihr dankte! Sie bereitete den Mädchen ein warmes Bad, was für sie im Fieber immer das erste ist und kam alle Tage wieder und sorgte für sie, bis sie wieder alles allein tun konnten.

c) Helene Ayiku in Lome.

Am 20. Juli 1908 starb in Lome eine der ersten dort getauften Christinnen, Helene Ayiku. Im Heidentum geboren und aufgewachsen, hatte sie fast ihr ganzes Leben den Götzen gedient und mit großer Treue die vorgeschriebenen Opfer gebracht. In einer schweren Krankheit erhielt sie vom Fetischpriester einen Götzen, der sie von allem Uebel erretten könne. Der Priester gab ihr einen Holzschemel und eine neue Kalabasse. Vor diesen sollte sie täglich Opfer bringen. Als letzteres hatte der Priester ihr ein weißes Huhn vorgeschrieben, das sie für den Gott, welcher ihr Genesung bringen sollte, töten mußte. Sie vertraute diesem Götzen völlig und verehrte ihn mit Fleiß. Aber sie erfuhr in ihrem Leben, daß der Priester sie belogen und daß trotz ihrer Gebete und Opfer, trotz der genauesten Beobachtung aller priesterlichen Vorschriften ihr Götze nicht alles Böse von ihr fernhielt. Ihr einziges Söhnchen war ihr früh wieder genommen. Zu den

Helene Ayiku.

mancherlei Hausarbeiten, denen sie mit Fleiß oblag, hatte sie ein halb erwachsenes Mädchen aus anderer Familie im Hause. Als nun eines Tages dieses Mädchen ihr heimlich davonlief und ihr Götze sie von deren böser Absicht nichts hatte wissen lassen, verlor sie völlig alles Vertrauen in seine Macht. Sie zerbrach den Schemel und die Kalabasse und hörte auf, ihnen zu dienen. Ihr Mann hielt sich seines Handels wegen an verschiedenen Orten des Landes eine Zeitlang auf, und sie begleitete ihn überall hin. So war sie auch mit ihm für einige Zeit in Keta. Dort fing sie an, unsere Kirche zu besuchen, und es wurde ihr innerlich zur Gewißheit, daß Gottes Wort höher sei als das der Priester ihres Volkes, ja, daß es die Wahrheit sei. Sie wandte sich jetzt ganz vom Götzendienste ab. Aber erst später, als sie nach Lome verzogen war, meldete sie sich dort zum Taufunterricht. „Ich will dem Herrn Jesus dienen," sagte sie, „damit ich einst das ewige Leben erlange, von dem das Wort Gottes redet." Als sie am 22. August 1897 getauft wurde, war sie sechsundvierzig Jahre alt. Es war daher keine Kleinigkeit für sie, die niemals eine Schule besucht hatte, alles zu lernen, was der Taufunterricht von ihr forderte, aber sie bemühte sich mit dem größten Fleiße, allen ihren neuen Pflichten nachzukommen und war mit ganzer Seele dabei. So blieb es auch nach ihrer Taufe. Sie war durch ihr stilles, sanftes, friedevolles Wesen ein Licht der Christengemeinde in Lome. Sie fehlte, wenn sie gesund war, in keinem Gottesdienste. Und wenn man ihr auf dem Kirchwege begegnete, merkte man ihr die innere Freude an; ein heller Schein lag auf ihren Zügen. Sie hatte, was man so nennt, ein Sonntagsgesicht. Sie war ja nun nicht mehr ein Kind des Zorns, wie zu der Zeit, da sie mit ängstlicher Sorgfalt und Furcht den toten Götzen diente und keinen Frieden fand, und ohne Christum und ohne Gott in der Welt war und keine Hoffnung hatte. Jetzt war sie zu dem lebendigen Gott gekommen, der auch sie mit großer Liebe geliebt, und sie, die weiland ferne gewesen, war nun nahe geworden durch das Blut Christi. Sie besuchte noch in ihrem Alter die von Frau Missionar Beck gehaltene Frauenschule in Lome und lernte lesen. Sie wollte zu jeder Zeit Gottes Wort lesen können. Das wurde ihr zum großen Segen. Täglich sah man sie mit ihrem Neuen Testament in der Hand zur festgesetzten Stunde in die Schule gehen. Auch hier bewies sie besonderen Fleiß und erreichte ihr Ziel. Ein schweres Kreuz war ihr durch eine langwierige Krankheit auferlegt. Sie trug es mit Geduld und Gottergebenheit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Sie mußte sich einer Operation unterziehen, die im Regierungskrankenhause in Lome ausgeführt wurde. Helene nahm alles getrosten Herzens auf sich im festen Glauben an Gottes Hilfe. Eine Atmosphäre des Friedens umwehte ihr Krankenlager, auf dem man immer das Neue Testament liegen sah, aus welchem sie sich immer wieder Trost holte. Zur besonderen Stärkung wurde ihr Röm. 8, 31—39: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" Ihre heidnischen Eltern hatten ihr Kind einst von dem Gott Soevi erbeten und, wie sie glaubten, auch erhalten. Helene aber durfte sich das Eigentum des lebendigen Gottes nennen und durch Gottes Gnade bekennen: „Ich bin gewiß, daß nichts mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn." Dieser Glaube, diese felsenfeste Gewißheit, verließen sie nicht bis an ihr Ende. Die Operation war gelungen, aber ein altes Herzleiden trat bald danach mit größerer Heftigkeit auf. Kein Mittel wollte recht anschlagen, und es trat die Versuchung an sie heran, sich an die Zauberer und Fetischpriester zu wenden. Aber Helene sagte: „Sollte ich mich von Gott abwenden und gegen sein Gebot handeln? Das kann ich niemals tun, dann will ich lieber sterben." Ein erneuter Anfall ihrer Herzkrankheit machte ihrem Leben schnell ein Ende. Auch auf ihrem letzten Krankenlager fand man sie immer heiter und so dankbar für jeden kleinen Dienst. Als ich sie am Tage vor ihrem Tode besuchte, sprach sie mit großer Freudigkeit von dem Trost und der Erquickung, die sie allezeit durch Gottes Wort gehabt. In der letzten Nacht ihres Lebens wurde sie von einem besonders heftigen Herzkrampf befallen. Sie kam noch einmal wieder zur Besinnung und sagte: „Gott der Herr ist gewißlich bei mir." Dann bat sie ihre Umgebung um irdische Speise. Ihre letzten Worte waren: „Ich habe die Krone des Lebens empfangen. Quält mich nicht mehr, ich gehe in den Himmel."

d) Fibi in Lome.

In der Singstunde der Frauen in Lome war eine der fleißigsten Besucherinnen eine Frau namens Fibi. War sie an der Reihe, das neugelernte Lied aufzusagen, dann stand sie auf, legte die Hände auf den Rücken und sagte mit der größten Andacht ihren Vers. Eines Sonntags stand sie auch auf. Aller Blicke waren gespannt auf sie gerichtet, da sagte sie zur all-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinen Belustigung: „Ich habe es vergessen. Wie fängt es doch an?" Am Sonntag morgen war sie immer eine der ersten in der Kirche. Sie fehlte nie ohne zwingenden Grund und saß immer mit einem feierlichen Gesichte auf ihrem Platze. Ging die Gemeinde am Sonntag nachmittag in ein benachbartes Dorf zur Heidenpredigt, so war Fibi immer mit dabei. In aller Stille sammelte sie dann einige Heidenfrauen um sich und sagte ihnen von dem Glück, das sie in Christo gefunden. Mit wenigen festen, klaren Zügen konnte sie das Elend des Götzendienstes schildern, und mit aller Entschiedenheit rief sie die Leute zu Jesu. Auch in Lome, in ihrem Hause, auf dem Markte, überall, wo sich Gelegenheit bot, war ihr das liebste, von der köstlichen Perle zu reden, die sie gefunden, und sie denen anzupreisen, die sie noch nicht kannten. Und sie tat das mit einer Inbrunst, daß man den Eindruck hatte, es könne ihr niemand widerstehen. Ich freute mich immer, wenn ich sie bei meinen Stadtbesuchen in einem Hause traf. Einen besseren Dolmetscher für die Botschaft, die zu bringen ich gekommen war, konnte ich mir nicht wünschen. Schon öfter hatte ich ein junges Frauchen namens Doleme, d. h. „es ist Arbeit darin," gerufen. Als ich einmal wieder mit ihr redete, kam Fibi dazu. Sofort ergriff sie das Wort und knüpfte mit großem Geschick an dem Namen der Frau an. „So lange du den toten Götzen dienst," sagte sie ihr, „kannst du mit Recht von deinem Leben sagen, es sei Arbeit darin, nichts als Plage. Komm zu dem lebendigen Gott, da ist Leben und Freude."

Eines Tages kam Fibi in unser Haus. Ich rief sie in mein Zimmer und bat sie: „Willst du mir nicht deine Lebensgeschichte erzählen?" Die originelle Erscheinung hatte schon lange mein Interesse erregt, und ich wünschte, Näheres über sie zu erfahren. Fibi sah mich erstaunt an. Nach einer Weile sagte sie: „Nein, Aweno, das kann ich nicht, es ist zuviel Trübsal und Jammer in meinem Leben gewesen." Sie erhob ihre Hand und zeigte nach oben, dann fuhr sie fort. „Aweno, wo Gott, der lebendige Gott, nicht ist, da ist lauter Not und Herzeleid." Ich ließ nicht nach, sie zu bitten, und nachdem ich wiederholt in sie gedrungen, erzählte sie mir folgendes: „Ich bin in einem Dorfe in der Nähe Lomes geboren. Dort lebte ich mit Mutter und Geschwistern. Meinen Vater sah ich nur selten. Er war ein Händler. Er reiste weit ins Innere von Togo und von dort auf die Gold- und Fanteküste, um seine Waren zu verkaufen. Nur selten kam er nach Hause. Er hatte dann immer viel Geld, und meine Mutter mußte schönes Essen für ihn kochen. Mein Vater hatte einen Freund namens Adoko, der ihn auf allen

seinen Handelsreisen begleitete. Eines Tages kam Adoko allein zurück und erzählte meiner Mutter, wie mein Vater auf dem Wege den Tod gefunden. Er war ein Sklavenhändler gewesen. Einst überfielen sie ein Dorf, um die Frauen und Kinder zu rauben, in der Meinung, die Männer seien alle draußen auf dem Felde. Plötzlich stellten sich ihnen bewaffnete Krieger entgegen, und die meisten der Sklavenhändler wurden getötet. Nur Adoko entkam mit einem anderen. Die Trauernachricht berührte uns nicht sehr; wir kannten unseren Vater kaum. Und wie meine Mutter bisher für uns gesorgt hatte, so tat sie es weiter. Sie backte Maisbrot und verkaufte es auf dem Markte. Das reichte für unseren Unterhalt. Ich konnte meiner Mutter schon bei mancher Arbeit zur Hand gehen. Da kam eines Tages Adoko zu meiner Mutter und sagte: ‚Ich habe noch eine Schuld von deinem Manne zu fordern, bezahle sie mir.' Die Schuld war groß, und meine Mutter hatte kein Geld. Ich mußte als Bezahlung der Schuld dienen. Ich wurde Adoko übergeben, und dieser führte mich fort von meiner Heimat, fort von Mutter, Geschwistern und Verwandten. Er brachte mich nach der Goldküste und verkaufte mich an eine Frau in dem Dorfe Dzelukowe bei Keta. Ich hatte es nicht gerade schlecht bei ihr, aber ich war in der Fremde, fern der Heimat, die ich erst nach Jahren wiedersehen sollte. Nachdem ich einige Jahre in Dzelukowe geblieben, wurde ich eines Tages nach Keta gebracht. Dort mußte ich ein kleines Boot besteigen und wurde mit anderen Leuten durch die Meeresbrandung gerudert. Wir kamen auf einen großen Dampfer. Hier erfuhr ich, daß wir nach Lagos reisten. Meine Herrin wollte mich wieder verkaufen. In Lagos kam ich in die Hände eines neuen Herrn. Nachdem ich auch bei diesem einige Jahre geblieben, wurde ich mit einer dortigen christlichen Gemeinde bekannt. Ich erhielt die Taufe und wurde in die Gemeinde aufgenommen. Als mein Herr davon hörte, ließ er mich frei. Er wußte nur zu gut, welche Gefahr ihm drohte, wenn der Missionar von dem strafbaren Menschenhandel bei der Regierung Anzeige machte. Dadurch wurde ich frei von Sklavenbanden." So weit erzählte Fibi. Sie hatte recht, eine Geschichte des Jammers hatte sie mir mitgeteilt. Wieviel herzbrechendes Elend, wieviel Schmach und Schande hatte sie verschwiegen. Es bleibt dem Leser überlassen, diese zwischen den Zeilen zu lesen. Als ich noch bewegten Herzens darüber nachdachte, stand Fibi von ihrem Sitze auf, faltete ihre Hände und sagte in feierlichem Tone: „O Gott, o Gott, ich danke dir für alles, was du an mir getan hast!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich verstand nun besser, warum sie den Heidinnen mit solcher Ueberzeugung von dem Gott der Liebe sagen konnte. War Gott der Herr ihr doch nicht nur auf geistigem Gebiete, sondern auch für ihr irdisches Leben Retter und Befreier aus menschenunwürdigem Los geworden.

e) Die alte Dahomey-Amazone in Lome.

Eine Alte steht mir mit ihrem stillen Friedensantlitz vor Augen. Auch bei der geringsten Arbeit traf man sie immer fröhlich in ihrem Gehöft oder auf dem Markt. Auch sie freute sich der Segnungen des Christentums, in dessen stillen Friedenshafen ihr Lebensschifflein nach stürmischer Fahrt am Abend ihres Lebens noch eingelenkt. Sie freute sich dessen, das merkte man ihr wohl an. Aber sie freute sich ohne Worte. Sie hatte allerdings ein selten bewegtes Leben hinter sich, denn sie hatte als Heidin etwa dreißig Jahre in der Amazonengarde des Königs von Dahomey gestanden und dessen Kriege mitgeführt. Als kaum erwachsenes Mädchen war sie einst von ihrer Mutter von Dzelukowe nach Kedzi geschickt, um dort eine Schuld einzufordern. Auf dem Wege wurde sie von ruchlosen Räubern überfallen, gebunden und nach Dahomey geschleppt. Dort wurde sie verkauft und von dem Könige in seine Amazonengarde eingereiht. Jeder Versuch ihrerseits, zu fliehen, war umsonst. Erst nach fast dreißigjähriger Abwesenheit gelang es ihr, der Gefangenschaft zu entkommen und in die Heimat zurückzukehren. Sie fand die überlebenden Glieder ihrer Familie teilweise als Christen wieder und fand nun selbst im Christentum Heilung für alle Wunden, welche ihr das Leben geschlagen. Wer hätte unter den stillen, friedlichen Zügen dieser Alten eine kriegerische Amazone aus Dahomey vermutet? Wie froh und dankbar war sie, der Gewaltherrschaft des grausamen heidnischen Königs entronnen zu sein und nun unter dem sanften Zepter des Friedenskönigs Jesus dienen zu dürfen.

f) Die blinde Großmutter in Lome.

Was für Wandlungen bringt das Christentum in der Behandlung der alten Leute hervor! Bei meinen Besuchen in Keta sah ich die Alten oft ganz allein, verlassen und hilflos in der Hütte. Sämtliche Mitglieder der Familie waren ihrer Arbeit nachgegangen, und niemand kümmerte sich um sie. Solange sie noch ein wenig arbeiten können, fällt ihnen die ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

achtetste Arbeit im Gehöfte zu. Die Kinder erweisen ihnen keinerlei Ehrerbietung, sondern sind geneigt, sie auszulachen. In Keta gingen ein alter, blinder Mann und eine alte, blinde Frau bettelnd umher, von einem Kinde geführt.

Was für ein anderes Leben ward der alten, blinden Großmutter in einem christlichen Hause in Lome! Mit herzlicher Teilnahme sprach die junge Frau von ihr und führte uns zu ihr. Und nicht nur zufrieden mit ihrem dunkelen Lose, nein, glücklich in der sie umgebenden Liebe, lag die Alte auf der Matte. Sie mußte den Gast genau befühlen, um sich eine Vorstellung von ihm zu machen; aber sie tat das mit großem Interesse. Da war nichts von der Stumpfheit, die mir bei alten Leuten im Eweland so oft aufgefallen. War das Auge auch lichtlos, die Gesichtszüge waren froh bewegt. Wir durften dieses Haus nie verlassen, ohne auch die blinde Großmutter begrüßt zu haben. Wir sahen, wie sie mit Liebe gepflegt wurde und erhielten einen Eindruck davon, wie da, wo das Christentum in den Herzen eine Stätte gefunden, auch das Wort aus 2. Korinther 5, 17: „Sieh, es ist alles neu geworden" anfängt, sich zu erfüllen.

An der Art und Weise, wie die jungen Christinnen oft bemüht waren, das, was sie als Glück empfanden, auch anderen mitzuteilen, äußerte sich das neue Leben in ihnen. „In unserer Kirche wird uns gelehrt, daß man für Gott leben soll, und wie man das kann," sagte einmal eins unserer größeren Mädchen zu einer Heidin, als sie diese aufforderte, zur Kirche zu kommen.

g) Stützen im Gemeindeleben.

Ich habe oben berichtet, welch treffende Bemerkungen die Frauen oft im biblischen Geschichtsunterricht und in der Singstunde machten und wie sie durch diese ihre lebendige Teilnahme bewiesen. Zur besonderen Freude wurde ihnen auch das Lesen des Neuen Testaments. Sie waren oft freudig überrascht, darin Worte zu finden, die sie mitten ins Herz trafen. Als eine von ihnen das Wort las: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen," da hielt sie nachdenkend inne und sagte: „O, wie schön ist dieses Wort."

Als im Jahre 1900 die neue Kirche in Keta gebaut wurde, fragte man die Frauen der Christengemeinde, ob sie auch etwas zum Kirchbau beitragen würden, indem sie einen Tag Sand trügen. Sie erklärten sich gern dazu be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frauen und Mädchen beim Sandtragen für den Keta-Kirchbau.

reit. Am nächsten Morgen um acht Uhr läutete die Glocke zum Zeichen, daß die Arbeit beginne. Eine Frau nach der anderen kam herbei, und bald bewegte sich ein stattlicher Zug Frauen zwischen Awedome, wo der Bauplatz lag, und dem Strande, wo der Sand geholt wurde, hin und her. Fröhliche Lieder singend, trugen sie in Eimern, Petroleumbehältern, Kürbisschalen und Messingschüsseln den Sand auf dem Kopfe herbei. Als später die fertige Holzkirche, von Europa kommend, gelandet wurde, leisteten sie wieder eine tüchtige Arbeit, indem sie halfen, das Holzwerk zum Bauplatz schaffen. Die Opferwilligkeit der Frauen bei dieser Arbeit ist um so höher einzuschätzen, wenn man bedenkt, daß sie darauf angewiesen sind, ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Sie gaben von ihrem Eigenen, ein rechtes Witwenscherflein.

In Keta hat man mit Erfolg die christliche Frau für die Gemeindearbeit herangezogen. Diese Arbeiterinnen führen den Namen „Gemeindemütter". Eine jede hat in dem ihr zugewiesenen Distrikt die ihr vom Missionar genannten Leute zu besuchen und in dafür angesetzten Versammlungen über sie zu berichten. Es handelt sich vorwiegend darum, daß man erfährt, wo Krankheit und Armut die Hilfe der Gemeinde nötig machen, und von seiten der Gemeindemütter um freiwillige Leistung dieser Hilfe. Auch über den sittlichen Wandel der jüngeren Mädchen haben die Gemeindemütter zu wachen. Die

Gemeindemutter vertritt also in etwa die Stelle einer Gemeindediakonisse. Man stelle sich das Maß von selbstverleugnender Liebe, Verschwiegenheit, Treue und Selbstbeherrschung vor, das ein solches Amt erfordert, und man bekommt einen großen Eindruck von der neuschaffenden Kraft des Christentums in diesen Frauen.

Wie das in der Schule ausgestreute Wort hier und da Frucht gebracht, zeigen einige Auszüge aus Briefen früherer Schülerinnen. Eine von ihnen bittet mich um Verzeihung wegen einer Lüge, die sie mir nicht lange vor meiner Reise nach Europa gesagt. Ich wußte nichts davon. Sie hätte also wohl schweigen können, wenn ihr Gewissen nicht zum Reden gedrängt. Eine andere, bei welcher wir Unfreundlichkeit und launisches Wesen schon lange mit Nachdruck bekämpften, klagt sich selbst an, indem sie schreibt: „Wenn ich daran denke, wie Du durch Wort und Tat mir alle Tage Liebe erzeigt hast, so verurteilt mich mein Herz, daß ich Dir nicht viel mehr Liebe erwiesen habe. Besonders aber klagt mich mein Gewissen an, weil ich oftmals gegen Dich gefehlt habe." In einem dritten Briefe heißt es: „Ich möchte gern Dein Angesicht sehen und möchte Dir mit viel Liebe und Gehorsam dienen als ein kleiner Dank für die viele Mühe, die Du mit meiner Erziehung gehabt hast. So oft ich an meine Kindheit denke, ist dieses mein Wunsch. In meinem Herzen ist immer die Bitte, daß Gott Dir alles vergelten möge. Aber obwohl Du früher schon so sehr viel für mich getan hast, bitte ich Dich dennoch, gedenke meiner und meiner Kinder in Deinen Gebeten vor Gott. Was ich gern haben möchte und was mir sehr fehlt, ist dieses: 1. Die völlige Kraft des Gebets. 2. Daß mein Glaube immer zunehme. Für meine Kinder: 1. Daß sie in wahrer Gottesfurcht heranwachsen und für sie Gottesfurcht aller Weisheit Anfang sei. 2. Daß Gott sie aus schweren Krankheiten errette." Eine vierte schreibt: „Ich danke Dir, daß Du mich früher, als ich noch bei Dir war, so gut in Gottes Wort unterrichtet hast. Glaube nicht, daß Deine Worte und Deine Mühe umsonst gewesen sind. Sie werden für uns niemals umsonst sein; wenn Du auch nicht mehr unter uns bist, so ist es doch, als wärst Du noch da. Immer klingt mir Deine Stimme noch in den Ohren: ‚Die Liebe ist langmütig und freundlich.' Das hast Du mir einmal gesagt. Weißt Du es noch? Oft, wenn Zorn oder Böses mir naht, dann denke ich daran mit Furcht, und dann schäme ich mich. O, meine liebe Mutter, ich möchte gerne bei Dir sein in Deinem Alter und Dir helfen, aber der Herr Jesus wird bei Dir sein und allen Deinen Mangel ausfüllen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

h) Bis zum Tode getreue Zeuginnen.

Im Jahre 1873 erlebte ich in meiner Heimat Hannover mein erstes Missionsfest. Es wurde in einem Dorfe in der Nähe von Göttingen gefeiert, und Direktor Hardeland von der Leipziger Mission erzählte von einem alten Mütterchen in Indien, das, Christin geworden, froh und getrost dem nahenden Tode ins Auge schaute und nicht aufhören konnte zu danken, daß sie so fröhlich sterben könne, weil sie Jesum kenne. Dieses indische Mütterchen hatte es mir angetan. Der Wunsch, in der Mission zu arbeiten, ließ mich seitdem nicht wieder los.

Auch im Eweland hat sich an Kranken- und Sterbebetten oft die todüberwindende Kraft des Christentums sowohl an den Kranken als an ihrer Umgebung gezeigt. Welch rührende Liebe haben die Christenfrauen oft in solchen Zeiten bewiesen. Ich habe immer mit Freuden zugeschaut, wenn ich in Keta eine Kranke besuchte, wie die Frauen aus der Gemeinde rührend um sie bemüht waren. Es war ihnen ganz selbstverständlich, daß sie sich Tag und Nacht der Kranken annahmen. Der Lehrer David Bensa war später eine Zeitlang Katechist, d. h. Gemeindeaufseher und Prediger in Keta, er ist jetzt Pastor geworden und arbeitet wieder in Woe. Einst kam ich zu seiner kranken Frau. „Fehlt es dir denn an nichts?" fragte ich sie, denn sie hatte nur ein ganz junges Mädchen zur Hilfe im Haushalt. „Nein," sagte sie glücklich, „die Christenfrauen besorgen mir alles. Sie bringen mir Holz vom Markt, sie holen mir Wasser, sie kochen die Suppe für meinen Mann und die Kinder, sie bringen mir zu essen und sie baden meine Kinder."

Ohne Trost und ohne Hoffnung sitzt die Heidin an der Bahre ihres Kindes und macht ihrem Schmerz in wildem, lautem Weinen und Schreien Luft. Es haftet auch kein Trost bei ihr. Der Sohn ist von ihr gegangen, der ihr Ehre und Ansehen gab in den Augen ihres Mannes, in den Augen ihrer ganzen Familie. Wer soll sie trösten? Wie anders die christliche Mutter! Sie kennt eine höhere Ehre, nämlich die, sich still und gehorsam in ihres Herrn Wege zu fügen, sich zu beugen unter die gewaltige Hand Gottes. Für sie gibt es Trost und Hoffnung, für sie gibt es durch Gebet Kraft aus der Höhe, den tiefen Schmerz in Geduld und Stille zu tragen. Das ist für Naturkinder, wie unsere Eweleute es sind, doppelt schwer. Ich kam in ein Trauerhaus, wo ein Knäblein gestorben

war, und fragte nach der Mutter. „Ich habe sie dort eingeschlossen," sagte der Hausherr. „Solange die Leidtragenden kommen, darf sie nicht heraus. Sie würde sich von ihrem Schmerz überwältigen lassen und laut weinen, und das darf nicht sein in einem Christenhause." Hier mußte die äußere Zucht dem noch nicht kraftvollen inneren Christentum nachhelfen. Ich durfte mich aber später durch manches Gespräch mit dieser Mutter überzeugen, wie sie sich übte im stillen Gehorsam. Auch einen anderen Besuch vergesse ich nicht, den ich einer Frau machte, deren Kindlein gestorben. In der Mitte des Gehöfts saß eine kleine Gruppe von Frauen im Mondenschein. Sie sprachen von dem kleinen Heimgegangenen. „Der Herr hat sein Schäflein heimgenommen, wie selig wird es ruhen bei Jesu im Licht," sagten sie. Und auch die Mutter konnte sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt." An den Totenbahren und an den Särgen kann man es sehen, daß das Christentum neue Menschen schafft.

Viele unserer jungen und unserer alten Christinnen haben im Tode Zeugnis von ihrem Glauben abgelegt. Eine junge Lehrersfrau in Keta wurde, kaum zwanzigjährig, von der Seite ihres Gatten und ihres einjährigen Söhnchens gerissen. „Ich bin bereit" (mele klalo), sagte sie und ging trotz ihrer Jugend mit Freuden zu ihrem Heiland. Eins der in Ho erzogenen Mädchen, Ernestine, starb, in ihre Heimat zurückgekehrt, mit freudigem Bekenntnis auf ihren Lippen. Sie war neun Tage schwer krank. In einer der letzten Nächte bat sie um das heilige Abendmahl und bekannte klar und deutlich, daß Jesus ihr Heiland sei. Im Jahre 1903 starb in Keta Katarina Zokplame. Sie war bei der Gründung des Diakonissenhauses eins von den ersten acht dort aufgenommenen Mädchen. Nachdem sie später die Taufe empfangen, hatte sie sich früh mit einem christlichen Manne verheiratet, war kirchlich getraut und lebte in glücklicher Ehe. Zwei kleine Söhne wuchsen fröhlich neben ihr auf. Da erkrankte sie schwer. Und hier auf dem Krankenlager hat sie sich ganz still und fröhlich in den Abschied vom Leben gefunden. Wir sahen mit Staunen, wie fröhlich die dreiundzwanzigjährige junge Frau in die ewige Heimat ging. Ja, sie suchte immer wieder die Gedanken von sich und ihrem Leiden abzulenken und tröstete ihre Umgebung. Eines Tages trat ihr alter Vater ans Krankenbett. Er sah sie mit Tränen an, aber sie tröstete ihn, indem sie sagte: „Gott betrübt uns wohl, aber er schickt uns auch wieder Freude. Es ist Trauer für dich, wenn ich gehe, aber Gott wird dich wieder froh machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

So machte er es mit Abraham. Er bereitete ihm Schmerz, als er seinen Sohn Isaak von ihm forderte. Aber er tröstete ihn wieder, indem er ihm Isaak zurückgab. Er wird dich auch wieder trösten.".

Der Glaube unserer Heidenchristen angesichts des Todes tritt in ein um so helleres Licht, wenn wir uns zu den leiblichen Schmerzen und Qualen und der körperlichen Schwäche noch die Anfechtungen hinzudenken, die ihnen von ihren heidnischen Verwandten bereitet werden. An der Wende des Jahres 1908 starb in Keta eine Christenfrau namens Josephine. Sie war während ihrer sehr schmerzhaften Krankheit immer auch von Heiden umgeben, unter denen sonderlich ihre Mutter sie beständig quälte, Zaubermittel anzuwenden, da ja augenscheinlich die Arznei der Schwestern nichts helfe. Sie blieb aber fest, verweigerte alles und erklärte immer wieder: „Gott wird mir helfen." „Und wenn du stirbst?" „Dann komme ich zu Gott." In den letzten Tagen ihres Lebens nahm ihr Leiden immer mehr zu. Sie bekam Genickstarre und war dadurch der Sprache beraubt. Jetzt vermehrten sich die Bemühungen der Heiden um sie, aber sie wies sie immer wieder mit flehenden Blicken zurück. Als sie der Sprache noch mächtig, hatte sie ihren Mann und zwei Christenfrauen gebeten, nicht von ihrem Lager zu weichen, bis alles vorüber sei, und alle Versuche der Heiden, ihre Mittel bei ihr anzuwenden, zu vereiteln. „Ich will lieber sterben, als untreu sein," sagte sie. Endlich, nach vierzehntägigem qualvollen Leiden kam die Erlösung. Kurz vor ihrem Tode konnte Josephine wieder sprechen und sagte mit lauter Stimme: „Herr Jesus, du bist immer bei mir gewesen und hast mich getröstet in meinen Leiden. Ich habe dich immer geliebt, und nun komme ich zu dir." Nach diesen Worten ging sie heim.

Christus, den Ewefrauen gepredigt, wirkt auch in ihnen göttliche Kraft, wie diese wenigen Beispiele, die ich leicht vermehren könnte, uns gezeigt. Und diese Kraft äußert sich in ihrem Leben und in ihrem Sterben.

4. Wie die Gehilfinnen uns halfen.

Es ist oben erwähnt, daß die Ausbildung der Lehrgehilfinnen für die Schule eine der schwersten Arbeiten der Schwestern war. Aber ihre Erfolge haben den glänzendsten Beweis nicht nur für die Bildungsfähigkeit des Ewevolkes, sondern auch für seine Fähigkeit, das Christentum anzunehmen, erbracht. Mehrere unserer Gehilfinnen

Schwestern und Lehrpersonal der Mädchenschule in Keta.

haben neun und zehn Jahre, bis zu ihrer Verheiratung, im Dienst gestanden und in dieser Zeit gezeigt, daß ein Ewemädchen wohl imstande ist, eine ernste Arbeit mit einem festen Willen aufzunehmen. Wir haben von vielen unter ihnen eine große Hilfe in der Arbeit gehabt. Bei der Schulinspektion in Keta haben sie öfters das Lob des englischen Schulinspektors erhalten. Zu der günstigen Entwickelung der Lehrgehilfinnen hat gewiß der Umstand nicht wenig beigetragen, daß unter den ersten hervorragend begabte waren.

a) Mercy Baëta.

Als die Mädchenschule in Keta im September 1894 gegründet wurde, war die erste Gehilfin in der Schule Mercy Baëta. Sie ist am 7. Juli 1880 geboren und besuchte als Kind die Elementar-Knabenschule in Keta. Als wir im Jahre 1889 unsere Arbeit in Keta anfingen, war Mercy neun Jahre alt und kam von da an täglich zum Handarbeitsunterricht in unser Haus. Schon damals als Kind zeigte sie Geschick und Ausdauer bei der Arbeit. Als sie sah, daß die größeren Mädchen zur Aufmunterung wohl mal eine Kreuzsticharbeit in die Hand bekamen, wollte sie das auch lernen, und sie kam in den Ferien und übte so lange, bis sie es konnte.

Kaum vierzehnjährig, sollte sie uns nun eine Hilfe beim Unterricht werden. Ein Seminar hat sie nie besucht. Sie

lernte gleich in der Praxis, und zwar in folgender Weise. Die Schule war damals einklassig. Es waren ungefähr dreißig Mädchen, die zwar nicht ganz gleichaltrig, aber doch alle gleich wenig in den Wissenschaften fortgeschritten waren, so daß sie ohne Schaden in den meisten Fächern zusammen unterrichtet werden konnten. Sie hatten jeden Tag morgens von acht bis zwölf Uhr vier Schulstunden, nachmittags von zwei bis vier Uhr war Handarbeitsstunde. Was in den vier Morgenstunden durchgenommen werden sollte, besprach ich eingehend mit Mercy, indem ich ihr die Regeln und den Gang des Unterrichts, die Theorie, auseinandersetzte. Die Praxis erlebte sie dann am nächsten Morgen, wenn sie beim Unterricht zuhörte. Nachdem dies zwei Monate so weitergegangen war, sagte ich eines Nachmittags zu Mercy: „So, morgen tauschen wir die Rollen, du unterrichtest, und ich höre zu." Ja, unterrichten wollte sie wohl, aber zuhören dürfe ich nicht. Ich sagte: „Gut, dann werde ich nicht in die Klasse kommen." Ich konnte es mir aber nicht versagen, heimlich hinter der offenen Tür zu lauschen. Da merkte ich, daß ich eine aufmerksame Schülerin gehabt. So wuchs Mercy in sehr jugendlichem Alter allmählich in den Unterricht hinein.

Mercy Baëta.

Jedenfalls ist ihr eine besondere Begabung dabei zu Hilfe gekommen. Es kann leicht geschehen, daß noch mancherlei von heidnischer Erziehungsweise sich in unsere Schulen einschleicht. Auch Mercy brachte solche Gesinnung mit und wollte den Kindern das, was sie nicht fleißig gelernt hatten, durch Strafen beibringen. „Aweno," sagte sie im Anfang oft, „wenn du die Kinder nicht schlägst, können sie nichts lernen." Wie schön hat sie aber allmählich die große Aufgabe des Unterrichts, den Kindern auch den schwierigen Stoff in Geduld und Sanftmut lieb und verständlich zu machen, gelernt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einmal kam ich in die Rechenstunde und sah in der Fensterbank eine ganze Reihe koyi, eine pflaumenartige, dunkle Frucht, liegen. Diese Frucht ist den Ewekindern eine unaussprechliche Wonne, aber selbstverständlich im Schulzimmer verboten. Auf meine erstaunte Frage, woher die Früchte kämen, erklärte Mercy, sie wolle ihrer Klasse die schwere Aufgabe des Rechnens versüßen. Es war rührend zu sehen, wie Mercy sich über jeden Fortschritt bei einer Schülerin freute, und wie es ihr am Herzen lag, ihrer Klasse bei der Lösung einer schweren Aufgabe zu helfen. Ueberhaupt lebte sie sich mit merkwürdiger Geschicklichkeit in ihr Amt ein. Biblische Geschichte und Singen waren ganz in der Hand der Schwester, während alles, was beim Lesen, Schreiben und Rechnen in das Bereich ihrer Möglichkeiten fiel, von der kleinen angehenden Lehrerin getan wurde. Sie konnte nach und nach in ihre Aufgabe hineinwachsen. Wenn ein neues Schuljahr die Gründung einer neuen Klasse brachte, so hatte sie in dem vorhergehenden Jahre alles, was ihr dafür nötig war, bewältigt und stand ihrer Aufgabe gerüstet gegenüber. Mercys Lust und Liebe zur Sache, sowie ihre Anlagen und Fähigkeiten erleichterten den Schwestern ihre Arbeit bedeutend. Es entwickelte sich bald ein schönes Verhältnis zwischen ihr und den Kindern. Von allen Kindern ohne Ausnahme wurde ihr große Liebe entgegengebracht. War sie einmal krank, so wurde sie von allen besucht und jedes brachte ihr, je nach Besitz, kleine Geschenke.

In einem Volke, das vor fünfzig Jahren überhaupt noch keine Schulen hatte und nichts von Bildung wußte, hat die Schule, und besonders die Missionsschule, ohne Frage eine andere Aufgabe als bei uns in Europa. In der Missionsschule ist unser vornehmstes Ziel immer die Christianisierung des Volkes. Darum nehmen biblische Geschichte und Religion den Hauptplatz im Unterricht ein. Gerade dieses Ziel hatte Mercy richtig erfaßt. Trotz ihrer Jugend ging sie ihren Schülerinnen oft mit mütterlicher Seelsorge nach. Ihre Gerechtigkeit und Milde hatten ihr von Anfang an ihre Herrscherstellung unter den Kindern gesichert. Hervorragend war ihr musikalisches Talent. Sie war eine große Stütze bei dem Unterricht im Gesang. Ja, ihre besondere Begabung ließ uns sogar ihrem Wunsche, Harmonium spielen zu lernen, nachgeben. Sie war später imstande, jeden Morgen in der Schulandacht den Gesang der Kinder auf dem Harmonium zu begleiten. Die Pflege des Gesanges und der Musik nimmt im Ewevolke einen wichtigen Platz ein, weil sie eine merkwürdige Begabung und Liebe dafür

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besitzen. Ist eins unserer schönen, christlichen Lieder neu übersetzt, dann fliegt es von Mund zu Mund durch das ganze Land, von der Küste bis zum Innern, von den Bergen bis zum Meer. Im Eweland ist ohne Zweifel das Lied ein Hauptträger der christlichen Wahrheit. Mit Gesang und Musik redet man den Leuten immer zu Herzen. Darum war es uns so viel wert, daß Mercy es bald verstand, mit den Kindern und Jungfrauen so frisch und fröhlich zu singen. Ein Brief aus dem Jahre 1894 berichtet über Mercys erste Tätigkeit: „Mercy hat sich ihrer Aufgabe musterhaft gewachsen gezeigt. Sie hat immer eine gute Zucht in ihrer Klasse und bringt alle Kinder zum Gehorsam. Nur einmal verweigerte ein ziemlich gleichalteriges Mädchen, Adzoavi, ihr zu gehorchen. Nachdem ich ernstlich mit Adzoavi geredet, bat sie um Verzeihung. Als ich sie fragte: ‚Willst du jetzt gehorchen?' sagte sie: ‚Ja.' Seitdem ist nichts wieder vorgekommen."

Im Jahre 1896 hat Mercy selbst an Herrn D. F. M. Zahn über ihre Schularbeit in einem Briefe berichtet, der in getreuer Uebersetzung wie folgt lautet:

„Unser lieber Vater!

Wir haben von Ihnen gehört, daß Sie für uns beten, weil Sie wünschen, daß wir zu wahren Christen heranwachsen. Dafür danken wir Ihnen.

Ich möchte Ihnen einige Worte über unsere Schule schreiben. Früher gingen die Mädchen alle in die Knabenschule, aber jetzt freuen wir uns sehr, daß wir auch eine Mädchenschule in Keta haben. Wenn es morgens acht Uhr schlägt, versammeln sich alle Kinder im neuen Schulzimmer. Wir singen zum Harmonium und beten. Dann rufe ich die Namen der Schülerinnen auf. Wenn einige Kinder nicht gekommen sind, schicke ich andere, um sie zu rufen. Dann geht jedes in seine Klasse. Die erste Klasse geht zur Schwester, die zweite Klasse kommt zu mir, die dritte zu Henriette. Als wir die Schule anfingen, hatten wir nämlich nur eine Klasse, jetzt haben wir drei. Um neun Uhr ist biblische Geschichtsstunde, die erste und zweite Klasse ist bei mir, die dritte bei Henriette. Wenn ich die Kinder über die Geschichte frage, dann wissen einige es gut, aber einige sind dumm. Ich frage sie auch Sprüche, und sie wissen sie gut. Um zehn Uhr essen alle Kinder. Nach fünfzehn Minuten gehen alle wieder in ihre Klasse zum Rechnen. Um elf Uhr kommt die erste und zweite Klasse zu mir, sie lernen mit Tinte schreiben. Sie kommen schon ein wenig weiter, und jetzt fangen sie etwas Großes an, nämlich Ewe-Sprachlehre. Sie wissen es noch nicht gut, aber wenn sie selbst fleißig sind, werden sie schön weiterkommen. Jetzt versuchen wir auch, den Kindern der ersten Klasse Ewe zu diktieren. Im Anfang war es sehr schwer für sie, aber jetzt nennen wir jedes Wort und jede Silbe einzeln, wie z. B. de-vi do-gbe-da-la (das betende Kind). So müssen sie jede Silbe einzeln schreiben. Sie können es noch nicht gut, aber später werden sie es lernen. In der Nähstunde lernen einige Mädchen Namensticken, andere nähen etwas Hübsches für das

Examen. Dazu werden ihre Eltern eingeladen und kommen, die Arbeiten ihrer Kinder zu sehen und freuen sich darüber.

Wir bitten alle Gott, welcher diese Arbeit in unsere Hand gelegt hat, daß er uns helfe, daß die Kinder, an denen wir arbeiten, zu wahren Christen heranwachsen, damit unsere Arbeit nicht umsonst ist.

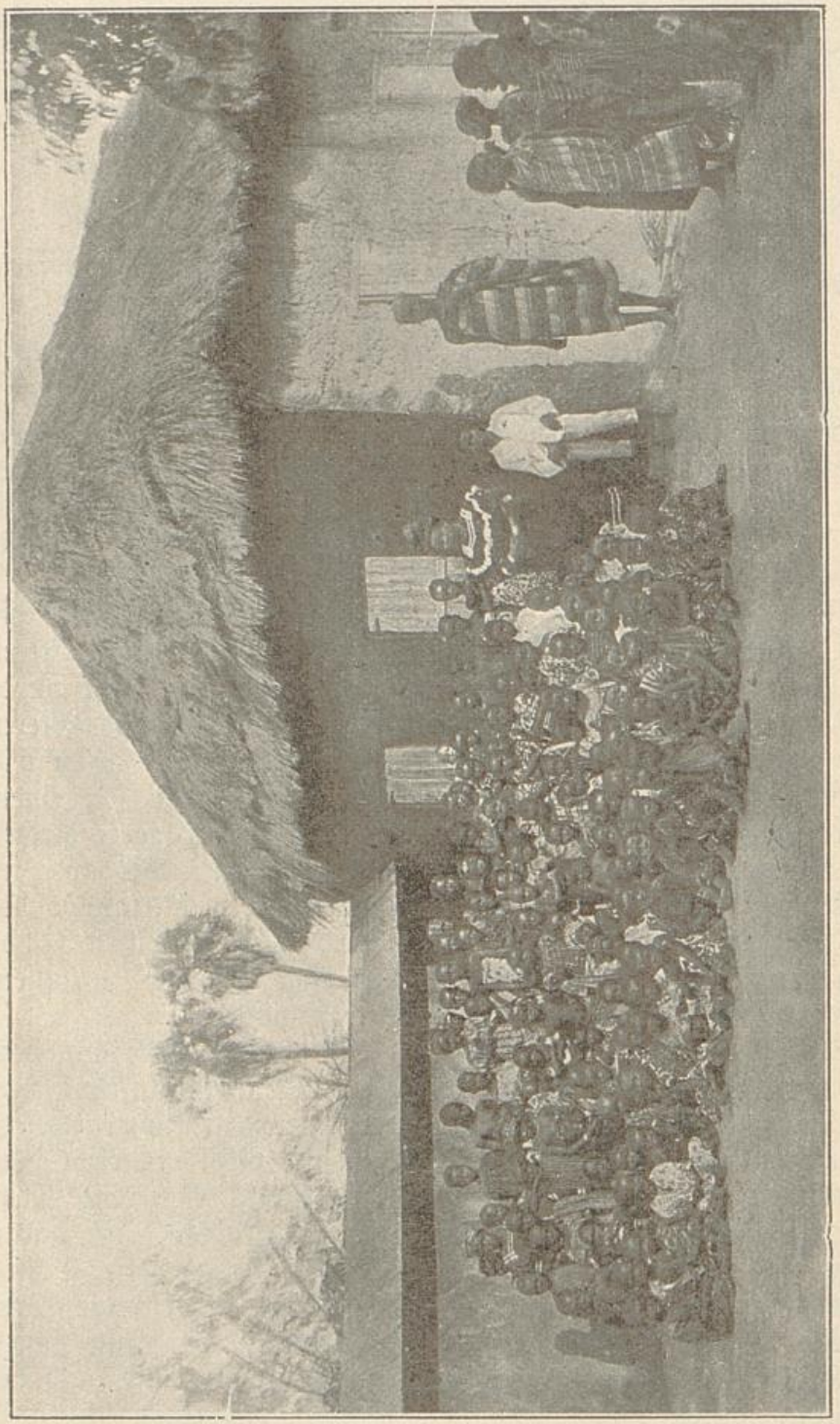
Gott möge Ihnen helfen. Ich bin Ihr Kind, welches Sie liebt!

Mercy Baëta."

Was Mercy als Lehrerin besonders auszeichnete, das war ihre Energie. Sie ruhte nie, bis ihre Schülerinnen in einer Sache Sicherheit erlangt hatten. Und wenn es ihr nicht gelang, dieses zu erreichen, dann kam sie zu uns und klagte uns ihr Leid. Man konnte auf diese Weise immer zur rechten Zeit raten und helfen. Als Herr Direktor Schreiber am 22. November 1901 die Mädchenschule in Keta inspizierte, forderte er von ihr, eine Katechese über die Reisen des Apostels Paulus zu halten. Nach einer tadellosen Einleitung fing sie an und führte ihre Aufgabe aus dem Stegreif bewundernswert hinaus, obwohl die Behandlung des Themas in der Schule einige Zeit zurücklag.

Fast neun Jahre hat Mercy der Mädchenschule in Keta gedient. Sie verließ ihre Arbeit im Jahre 1903. Ihre Eltern und Verwandten wünschten ihre Verheiratung. Diese wurde aber durch verschiedene Zwischenfälle vereitelt, und Mercy blieb unverheiratet. Im Jahre 1906 trat sie wieder in die Schularbeit ein, und zwar an der damals etwa seit einem Jahre begonnenen Mädchenschule in Lome. Schwere Krankheit nötigte sie, die Arbeit wieder niederzulegen. Als aber im Jahre 1909 mit der Anstellung Margaretes in Dzelukowe der erste Versuch gemacht worden war, Lehrgehilfinnen selbständig auf Außenstationen von Keta arbeiten zu lassen, übernahm Mercy eine solche Arbeit in Anyako.

Anyako, jenseits der Lagune, war derselbe Ort, aus dem man einst das Gebälk zu unserem Diakonissenhause in Keta herbeigeschafft hatte. Obwohl es früher Europäerstation gewesen, schien es doch jahrzehntelang, als ob alle Missionsarbeit dort umsonst sei. „Die Anyakoer haben ein hartes Herz und harte Ohren," konnte man die Lehrer oft sagen hören, „sie haben Fische und Krebse in der Lagune, darum nehmen sie Gottes Wort nicht an." Endlich trug das so lange ausgestreute Wort Früchte, und es brach eine neue Zeit herein. Die Leute kamen zur Kirche, die Schule füllte sich mit Schülern, und auch die Mädchen sollten nicht mehr von Schule und Unterricht ausgeschlossen sein. Die Anyakoer baten daher um eine Lehrerin, deren Gehalt selbst aufzubringen, sie sich verpflichteten. So wurde



Mercy Baëta mit der Kleinkinderschule in Anyako.

Mercy am 14. Juni 1909 dort angestellt, zunächst, um die Kleinsten in einer Kleinkinderschule zu sammeln. Nach einem Monat hatte sie schon einhundertunddreißig Kinder beisammen, und außerdem unterrichtete sie zwanzig größere. Auch erteilte sie Handarbeitsunterricht und nahm sich der Frauen an, indem sie sie biblische Geschichte und lesen lehrte. Wir wollen uns von ihr selbst aus ihren Briefen von ihrer Arbeit erzählen lassen. Unter dem 30. Oktober 1909 schreibt sie: „Die Kleinen können sich in der Schule schon ganz gut benehmen. Sie lernen täglich, was für sie das Wichtigste ist, nämlich Gottes Wort. Wenn solch ein Kleines aufsteht und einen Vers aufsagt, füllen sich meine Augen oft mit Tränen. Ihr Gesang wird schon besser. Sie wissen schon acht Schullieder. Jetzt fangen wir an, Weihnachtslieder zu lernen. Die Zahl der Kinder wird jeden Tag größer. Es ist mir eine große Freude, daß Gott mir seine Gnade geschenkt hat, damit ich nun auch helfe, die Seelen meiner Schwestern zu retten. Das soll mein großer Dank sein für alles, was der Herr an mir getan hat. Die Frauen kommen jeden Tag von vier bis fünf Uhr zur Schule, sogar am Markttage, weil sie es gern wollen. Sie lieben das Lernen sehr und kommen auch gut voran. Am meisten lieben sie, wenn ich ihnen Sonntags eine biblische Geschichte erzähle und ein Bild dazu zeige. Die alten Großmütter können nicht mehr lesen lernen, aber sie hören gern zu."

Auf seiner Inspektionsreise durch's Eweland besuchte Inspektor Schlunk im Oktober 1909 Anyako und erwähnt in seinem Bericht auch Mercys Arbeit. Er schreibt: „Was war's für eine Lust, im Kindergarten der Mercy Baëta zuzuhören. Wie nett sangen und spielten die kleinen Gesellen, und wie flink und fröhlich kamen die Antworten bei der Prüfung in der biblischen Geschichte."

Im Monatsblatt der Norddeutschen Mission vom September 1910 berichtet Missionar Salkowski von einem Besuche in Anyako: „In der Schule herrscht das gleiche fröhliche Leben wie zuvor. Es ist immer so schön und begeisternd, daß man fast denken muß, so kann es nicht lange mehr weitergehen. Aber es bleibt so, und dadurch erfüllt sich das Herz mit desto größerem Danke. Der Durchschnitt im Schulbesuch ist günstiger als auf jeder anderen Station. Darum sind auch die Leistungen so gut, bei den Knaben sowohl wie bei den Mädchen. Wie eine glückliche Kindermutter sitzt Dada Mercy Baëta unter ihrer Schar, morgens unter den Kleinen, die alle ihre dreihundert Augen mit Begeisterung und Aufmerksamkeit auf sie richten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Nachmittags widmet sie sich besonders den Mädchen. Wieviel Gutes und Nützliches versteht sie beim Nähunterricht ihren Mädchen beizubringen. Seit Anfang dieses Jahres hilft Mercy Baëtas Nichte, Minna Van Lare, getreulich bei der Arbeit mit."

Die Anstellung der zweiten Gehilfin zeigt, daß die Arbeit im fröhlichen Wachsen ist. Es ist ein seltenes Glück, daß auf diese Weise unsere älteste Lehrgehilfin bis heute im Dienste ist. Gott segne sie!

b) Anna Tete.

Unter denen, die in der Anfangszeit in Keta arbeiteten, nimmt auch Anna Tete einen hervorragenden Platz ein. Sie war eins von den acht Mädchen, die am 17. Mai 1890 im Diakonissenhause aufgenommen wurden. Außer einem mächtigen Trotz, der sich wohl dazu verstieg, bei einer aufgetragenen Arbeit zu sagen: „Nein, das tue ich nicht," brachte sie schon als Kind ihrer Erziehung viele gute Eigenschaften entgegen. Vor allen Dingen zeichnete sie sich durch eine peinliche Ordnungsliebe aus. Wenn am Sonnabend jedes Kind sein Kistchen bringen mußte, das sein kleines Besitztum enthielt, waren in den meisten endlose Knäuel und Zwirnfäden zu entwirren, während Annas immer in tadelloser Ordnung war. Wo Ordnung ist, ist meistens auch Zuverlässigkeit. Auch diese fand sich bei Anna. Man konnte sich darauf verlassen, daß sie eine ihr aufgetragene Arbeit nach bestem Wissen ausführte. Sie hatte die Knabenschule besucht, wie alle Mädchen damals, wurde aber ihrer geringen Fortschritte halber aus dieser entlassen.

Trotzdem stellten wir sie im Jahre 1895, kaum fünfzehnjährig, in der Kleinkinderschule an. „An Ruts Stelle ist Anna Tete als Lehrerin bei den Kleinen eingetreten," heißt es in einem Berichte über sie. „Sie war in ihrer Klasse das einzige Mädchen, so fanden wir es für sie heilsamer, sie ganz bei uns im Hause zu haben. Sie ist etwa gleichalterig mit Mercy und Käte und soll mit diesen beiden zusammen konfirmiert werden. Sie hat uns immer durch ihr aufrichtiges, reines Wesen erfreut, das allerdings dann und wann durch einen großen Trotz gestört wird. Im engeren Zusammenleben können wir nun diesem Feinde besser beikommen. Er weicht mehr und mehr, und Anna entwickelt sich zu unserer Freude zu einer lieben, freundlichen Gehilfin unserer Arbeit. Sie hat nicht so viel in der Schule gelernt, als wünschenswert ist; aber wir haben uns in unserer Anfangsarbeit mit geringen Ansprüchen genügen zu lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Justina, Tochter der Anna Tete, mit einer Tochter von Missionar Spieß.

Anna ist ehrlich. Mir scheint, daß die Charaktereigenschaften bei unseren Gehilfinnen am meisten ins Gewicht fallen."

Drei Jahre hat sie ihren Dienst treu getan und die kleine Schar mit Treue und Liebe und teilweise auch Geschicklichkeit gelehrt und geleitet. Auch als die Zahl der kleinen Schüler

und Schülerinnen auf neunundneunzig anwuchs, verstand sie es doch, in Milde und Strenge Ordnung unter ihnen zu halten. Ihr ruhiges, gemessenes Wesen verlieh ihr ein großes Ansehen unter den Kindern. Dann und wann wußte sie unter ihnen auch strenges Gericht zu halten. Dieses bestand meistens darin, daß ein solcher kleiner Missetäter für einige Zeit in einen abgeschlossenen Raum, „Gefängnis" genannt, eingesperrt wurde. Eines Tages tönte ein bitterliches Weinen aus dem Schulzimmer der Kleinen. Es war Samuel, ein prächtiger kleiner Bursche in gelben Höschen und Jäckchen, die sich so hübsch von seiner schwarzen Haut hoben. Seine großen, schwarzen Augen, die sonst so lustig in die Welt schauten, standen voll Tränen. Was war die Ursache? Samuel hatte der kleinen Rosina ihre vo, eine beliebte Frucht, fortgenommen, und die Lehrerin Anna Tete hatte über diese Uebeltat Gefängnisstrafe verhängt. Ich erklärte Samuel, warum man nicht stehlen dürfe und sagte einiges über das siebente Gebot, welches die größeren Kinder schon kannten. Zuletzt fragte ich: „Wenn nun aber ein Kind dem lieben Gott nicht gehorcht, sondern stiehlt, wohin muß das gehen?" Die Antwort sollte heißen: „Ins Gefängnis." Eine kleine Karolina aber rief mit vollster Ueberzeugung: „Zum Teufel." Dieses Urteil wirkte geradezu zermalmend auf Samuel. Er mußte seine Strafe verbüßen, wurde nachher aber wieder mit großer Liebe von seiner Lehrerin aufgenommen.

Nicht lange danach, im Juni 1898, erschien eines Tages eine ältere Christin unserer Gemeinde, um unsere Erlaubnis zu Anna Tetes Verheiratung mit ihrem Sohne einzuholen. Wir trennten uns schwer von der treuen Arbeiterin, freuten uns aber, daß sie eines christlichen Mannes Ehefrau werden sollte. Am 28. Juli desselben Jahres war die Hochzeit. Die Trauung fand in der Kirche statt. Ein solch christliches Haus kann eine rechte Lichtstätte mitten in der Finsternis des Heidentums werden. Aber schon im nächsten Jahre wurde Anna aus diesem Leben abgerufen. Ganz still und sanft ging sie zur ewigen Ruhe ein im Glauben an ihren Heiland, ihren Mann und ein kleines Töchterchen verwaist zurücklassend. „Ein Kind haben wir nun ganz gewiß," heißt es in einem Briefe über Annas Heimgang.

Annas nächste Nachfolgerin in der Kleinkinderschule verfuhr zu sanft mit den lebhaften kleinen Afrikanern, welche sich diese Sanftmut zunutze machten. War z. B. einmal eine Strafe nötig und ein Kind dazu verurteilt, in der Stille der für diesen Zweck bestimmten Klause sich auf sich selbst zu besinnen, dann spazierte die ganze Klasse von etwa achtzig Kleinen mit hinaus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

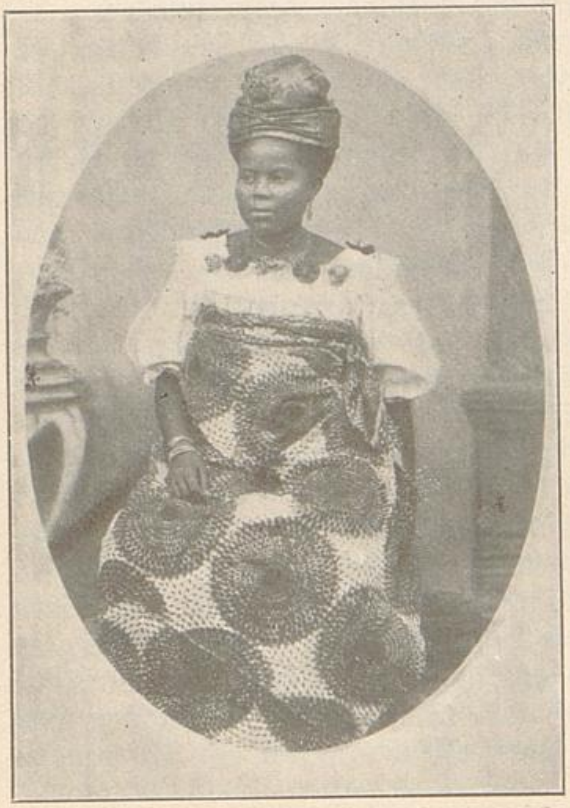
um sich das Schauspiel anzusehen. Ich mußte dann meinen Unterricht unterbrechen, um erst wieder Ruhe herzustellen.

So wurde das Amt einer anderen Gehilfin übertragen. Sie hat es vierundeinhalbes Jahr in Treue verwaltet. Die Ordnung war zwar musterhaft bei ihr, aber sie schwang den Stab „Wehe" etwas reichlich. Auch sie verließ die Arbeit, um sich zu verheiraten. Für den Unterricht bei den Kleinsten gewannen einige der Gehilfinnen eine große Geschicklichkeit, in der Mädchenschule hatten sie mehr Schwierigkeiten. Da ließen sie gar zu gern mechanisches Auswendiglernen an die Stelle gründlicher Erklärung treten. Das war eine Sache, mit der man immer wieder zu kämpfen hatte. Eines Tages kam ich unvermutet in die Unterklasse, als es noch nicht halb zehn geschlagen hatte. Es war biblische Geschichtsstunde. Von Joseph und seinen Brüdern sollte die Rede sein. Die schöne Geschichte war fertig erzählt, die Gehilfin saß gemütlich auf einem Stuhle, und ein Kind nach dem anderen mußte das erste Gebot hersagen. Das war gegen alle Verabredung. Ich ließ aber der Sache zunächst ihren Lauf, um die Lehrerin nicht vor den Kindern zu beschämen. Dann fing ich an, ihnen zu erklären, was es heißt: „Ich bin der Herr, dein Gott." Was für Augen machten diese Naturkinder. Das gefiel ihnen offenbar besser als Auswendiglernen.

c) Henriette Sedode.

Bei solchen Schwierigkeiten freuten wir uns um so mehr, daß unter den ersten Gehilfinnen auch solche waren, die zu brauchbaren Lehrerinnen ausgebildet werden konnten. Neben Mercy Baëta wurde die etwas später eintretende Henriette Sedode, die Tochter von Christian und Julia Sedode, eine tüchtige Hilfe. Sie ist vom 10. Februar 1896 bis 10. Februar 1906 mit einem Jahre Unterbrechung an der Mädchenschule in Keta tätig gewesen. Die im Jahre 1894 gegründete Schule erhielt schon 1895 neben Mercy eine zweite Gehilfin für die Unterklasse. Da diese sich aber für die Schularbeit nicht brauchbar erwies, trat Henriette an ihre Stelle und übernahm die neugegründete dritte Klasse. Gerade dieser wichtigste Teil der Schule, die Anfänger und Abcschützen, waren bei Henriette in den denkbar besten Händen. Ihr freier, offener Blick, ihr fröhliches, kindliches Wesen gewannen ihr die Herzen der Kinder im Umsehen. Die stattliche, majestätische Gestalt der Fünfzehnjährigen, ihre ruhige Art, ihre Strenge, mit Liebe und Gerechtigkeit gepaart, sicherten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Henriette Sedode.

ihr von Anfang an eine hervorragende Stellung in ihrer Klasse. Es fehlte darin nie an der nötigen Zucht und Ordnung, aber auch nicht an Vertrauen und Bewegungsfreiheit der Kinder.

Henriette war acht Jahre alt, als wir nach Keta kamen. Schon als Kind hatte sie uns durch ihre tüchtige Arbeit und durch ihren Frohsinn Freude gemacht. Und das liebe, zuversichtlich vertrauende Kind ist sie immer geblieben, auch als schwere Trübsal über ihr junges Leben hereinbrach. Ihre Schulbildung und Erziehung hat sie in Keta erhalten. Sorgsam überwachte ihr Vater Christian, unser bewährter Lehrer, die Fortschritte seiner einzigen Tochter in der Schule, welche sie bis Ende 1894 besuchte. Ihre Einführung in die Schularbeit erfolgte lediglich durch die tägliche Vorbereitung für das Pensum des nächsten Tages. Ihre gründliche Vorbildung, welche sie der gemeinsamen Arbeit von Schule und Haus zu danken hatte, wurde den Schwestern eine unschätzbare Hilfe. Neben dem praktischen Sinn ihrer Mutter Julia ist ihr ein gut Stück von dem Lehrtalent ihres Vaters zum Erbteil geworden. Dieses kam niemals frischer und fröhlicher zum Ausdruck, als wenn sie den Kleinen biblische Geschichten erzählte. Durch ihres frommen Vaters Lehre und Leben waren diese nicht nur in ihrem Gedächtnis, sondern sie lebten ihr im Herzen. Es gereichte mir immer zur besonderen Freude, wenn ich während des Religionsunterrichts in Henriettens Klasse trat und, auf einer Bank in ihrem Rücken sitzend, zuhörte. Die Augen aller Kinder hingen wie gebannt an ihren Lippen und leuchteten voller Teilnahme. Henriette saß mit mütterlicher Würde vor ihnen, während die

Rede einem Strome glich, der nicht von ihren Lippen, sondern aus ihrem innersten Herzen floß. So warm, so innig, so herzlich, so natürlich und so ganz einfach, der kindlichen Anschauung ihrer Zuhörer angepaßt, erzählte sie die wunderschönen Geschichten, wie etwa bei uns eine Mutter, die es gut versteht, sie ihrem Kinde erzählt. Man hätte sich fast wünschen können, selbst ein Negerkind zu sein, um sich so erzählen zu lassen.

Henriette hat selbst, nachdem sie einige Monate in der Arbeit stand, im Juni 1896 an Missionsinspektor D. Zahn von ihrer Lehrtätigkeit berichtet. Der Brief lautet in genauer Uebersetzung folgendermaßen:

Unser lieber Vater!

Es ist mir eine große Freude, Ihnen diese wenigen Zeilen zu senden. Am Anfang dieses Jahres bin ich auch gekommen, um den Schwestern in der Schularbeit zu helfen.

Ich werde Ihnen ein wenig von meiner Arbeit erzählen. Der Name der Arbeit ist Unterricht für Kinder. Am Morgen von acht bis neun lernen sie lesen. Es ist ihnen eine große Freude, und sie sind sehr fleißig. Von neun bis zehn Uhr haben sie biblische Geschichte. Die Kinder freuen sich sehr darüber und geben sich auch Mühe, fleißig zu sein. Von zehn bis elf Uhr haben sie Rechnen. Dieses ist eine etwas schwere Sache für sie, denn die Kinder sind noch nicht groß, aber dennoch versuchen sie, fleißig zu sein. Von elf bis zwölf Uhr schreiben sie auf der Tafel. Im Schreiben sind sie sehr fleißig, so daß ich große Freude dabei habe. Die Zahl der Schulkinder ist vierundzwanzig, sieben Knaben und siebzehn Mädchen. Die Schule ist mir eine große Freude, und durch Gottes Gnade geht die Arbeit auch ganz wenig voran. Am Nachmittag von zwei bis drei lerne ich Harmonium bei Schwester Anna Reinecken. Von drei bis vier schreibe ich eine Uebersetzung in Ewe von Wangemann „Biblische Geschichte für die Kleinen" ab. Von vier bis fünf Uhr habe ich mit Mercy, Anna Tete und Käte zusammen Stunde. Am Montag haben wir Geographie, Dienstag Ewe-Aufsatz, Mittwoch Englisch, Donnerstag Religion. Alle diese Arbeit tun die Schwestern aus freier Liebe für uns, und wir möchten ihnen recht dafür danken. Aber es ist kein Dank in unserer Hand. Gott selbst möge ihnen danken. Auch bitte ich Sie sehr, daß Sie ihnen in unserem Namen danken. Gott selbst möge alle Arbeiten segnen, und er lasse sie wohl gelingen, daß sie immer festere Wurzel fassen. Jetzt möchte ich meinen Brief schließen. Ich grüße Sie und alle Ihre Hausgenossen. Bleiben Sie gesund.

Ich bin Ihre Sie liebende

Henriette Sedode.

Im Jahre 1897 wurde Henriette die Braut des eingeborenen Lehrers Benjamin Onipayede. Sie verließ unsere Schule deshalb Ende desselben Jahres, um die für eine Afrikanerin notwendigen häuslichen Arbeiten zu lernen oder sich noch mehr darin zu üben. Vor ihrem vollendeten achtzehnten Jahre wollte der Vater ihr nicht gestatten, in die Ehe zu treten. So wurde die Hochzeit für Februar 1899 bestimmt. Auf den Wunsch der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mutter ging Henriette zu ihrer Tante, der Frau des Lehrers John Tay, Rosas Vater, der auf der Station Agu den Anfang mit Schule und Predigt machte und das erste Christenhäuflein dort sammelte. Dort sollte Henriette in alle Künste des afrikanischen Kochens, Brotbackens usw. eingeweiht werden. Im November sollte sie von dort zurückkommen, um die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit zu machen. Da erhielt sie plötzlich Ende Oktober eine Schreckensnachricht, die sie sofort nach Keta rief. Ihr Verlobter war durch einen unvorsichtigen Flintenschuß verunglückt. Als sie ankam, konnte sie nur noch an seinem Grabe weinen. Sie fand besonders ihre Mutter im tiefsten Schmerz. Da war sie es, welche mit ihrem kindlichen Glauben die Mutter tröstete und ihr sagte: „Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Gottes Wege immer gut sind." Jetzt konnte sie aus ihrem Schatz Altes und Neues hervorholen und bewähren, was sie gelernt. Und sie tat es. Jeden Sonntag, wenn wir unser liebes Schwesterngrab draußen auf dem Friedhof besuchten, schmückte sie Benjamins Grab mit Blumen. Und während sie daheim der Mutter zuliebe sich immer tapfer zeigte, sahen wir sie hier manchmal in tiefem Schmerz am Grabe sitzen.

Wie aber hatte das Schreckliche geschehen können? Der Lehrer Benjamin sollte am Sonntag, den 30. Oktober, in Anyako, einer Außenstation von Keta, predigen. Da Sonnabend keine Schule ist, wollte er rechtzeitig aufbrechen, um noch auf die Antilopenjagd gehen zu können. Zu diesem Zwecke hatte er sich eine Jagdflinte geliehen, die er putzte und mit ungefähr hundert Schrotkörnern lud. Als später sein Kollege, Lehrer Christian Senage, zu ihm kam, zeigte er ihm die Flinte mit der Bemerkung, daß sie nicht gut schließe. Senage nahm sie in die Hand und machte den Versuch, das schadhafte Schloß in Ordnung zu bringen, ohne zu wissen, daß sie geladen sei, wovon Benjamin auch unbegreiflicherweise nichts gesagt hatte. Plötzlich geht der Schuß los, und Benjamin ist tödlich in den Oberschenkel getroffen, wo die Hauptschlagader verletzt war. Der sofort herbeigerufene Arzt erklärte den Verunglückten wegen des zu großen Blutverlustes sogleich für hoffnungslos. Er ließ ihn ins Krankenhaus bringen, wo er zweieinhalb Stunden später sanft und ruhig einschlief. Das war am Freitag nachmittag zwischen zwei und drei Uhr. Ich hörte Stimmen auf der Straße. Als ich hinsah, erblickte ich Julia mit tief betrübtem Gesichte. „Was ist geschehen?" fragte ich. „Sie haben Benjamin ins Krankenhaus getragen." Ich ging gleich hin, um ihn zu sehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da lag er auf seinem letzten Lager. Er sah ganz ruhig und mit vollem Bewußtsein dem Tode entgegen und sprach von seinem Ende mit ganzer Hoffnung auf den Herrn Jesum. Lehrer Senage wurde sofort verhaftet. Als sich am Spätnachmittag die Kunde von dem Geschehenen in Keta verbreitete, war es ein großes Herzeleid in der Gemeinde, denn alle hatten Benjamin lieb und bedauerten den Lehrer Senage, der Frau und Kinder hatte.

Lehrer Senage mit Familie.

Am Sonnabend morgen wurde die Leiche in Benjamins Wohnung aufgebahrt. Eine große Schar Leidtragender hatte sich in dem Gehöft des Awedomehauses versammelt. Wir brachten Kränze und Blumen. Da kam Julia auf uns zu und bat uns flehentlich, beim Kommissar zu erwirken, daß Senage für kurze Zeit in Freiheit gesetzt würde, und sei es nur so lange, bis er seines toten Freundes Angesicht noch einmal gesehen. Wir fragten, ob Senage aus dem Gefängnis eine Botschaft gesandt, die diesen Wunsch ausgesprochen. „Nein," antwortete Julia, „mein Herz sagt es mir, daß er Benjamin noch einmal sehen möchte, und wenn er von Polizisten geführt hierherkommen sollte." Da öffnete sich das Tor und herein trat Lehrer Senage. Er war auf freien Fuß gesetzt, da Benjamin noch kurz vor seinem Tode den ganzen Hergang mitgeteilt und Senages Unschuld beteuert hatte. Es war ein unvergeßlicher Anblick, wie die edle Julia mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuging und den, durch dessen Hand die Hoffnung ihres Alters ins Grab gesunken, an

ihr Herz zog. Sie wußte, welches Trostes er bedürftig war. Beide herzbrechend weinend, standen sie an Benjamins Leiche. Es war ein ergreifendes Bild, und wenn man bedenkt, welchen Platz die Blutrache im Ewevolke einnimmt, ein großer Sieg christlicher Liebe.

Benjamin war erst vierundzwanzig Jahre alt, sprach gut Deutsch, da er seine Bildung teilweise in Deutschland erhalten, und war ein tüchtiger Lehrer. Vor allen Dingen aber war er ausgezeichnet als Mensch und Christ. Ich hatte allerhand Uebersetzungen und sprachliche Arbeiten für die Schule mit ihm gemacht. So lernte ich ihn näher kennen und hatte Gelegenheit, einen Blick nicht nur in sein reines, klares Gemüt, sondern auch in sein gutes Verständnis der Sprache und in sein Wissen zu tun. Als ich einmal mit Julia über ihn sprach, sagte sie: „Ich habe nie gedacht, daß Benjamin lange in dieser Welt bleiben würde. Er war ganz anders als andere Menschen. Wenn er sprach, so waren es Himmelsgedanken, er war ein Gottesmensch." Ein von ihm selbst gedichtetes Lied führt am besten in seine Gesinnung ein. Es reimt sich in Ewe und lautet wortgetreu übersetzt:

„Die Kraft der ewigen Liebe hat an meinem Herzen gearbeitet.
Ich habe Gottes Güte erkannt, darum danke ich ihm.
Ich freue mich mit einer Freude, welche die Welt nicht kennt.
Nur Dank allein soll die große Arbeit meines Lebens sein.

Die Kraft der ewigen Liebe hat mich jetzt ganz rein gemacht.
Sie hat den Fluch der Sünde, der über mir war, von mir genommen.
Ich freue mich, ja ich freue mich, denn Gott hat Großes an mir getan!
Nur Dank allein soll die große Arbeit meines Lebens sein.

Die Kraft der ewigen Liebe hat mir jetzt eine schöne Arbeit gegeben,
Sie sagt, ich soll ein guter Zeuge werden in dieser Welt.
Ich freue mich, ja, ich freue mich, denn ich hoffe,
Daß ich die großen Taten Gottes an mir auch anderen verkündigen kann.

Zuletzt wird diese ewige Liebe mich bei sich aufnehmen
Und wird mein Haupt mit der Siegeskrone schmücken.
Freude, ja Freude wird sein im Himmelreich,
Und ich werde nur danken in alle Ewigkeit."

Wie einfach und klar ist eines wahren Christen Lebensanschauung in den vier Versen niedergelegt.

Henriette wurde nun der Mutter im Hause in aller Arbeit eine treue Hilfe. Immer sah man sie fleißig am Mahlstein, am Plättbrett, beim Brotbacken oder an der Nähmaschine. Ihre Gegenwart allein mußte der Mutter trauriges Herz erfreuen. Daher wagten wir es kaum, der tiefbetrübten Julia den Trost der lieben Tochter zu nehmen, damit sie uns wieder in der Schul-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit helfe. Aber wir mußten ihr doch sagen: „So wie deine Henriette kann niemand in ganz Keta den Kindern die biblischen Geschichten erzählen." Und Julia war selbstlos genug, mehr an die Arbeit als an sich zu denken. Ich habe ja schon früher erzählt, wie gerade sie und Christian, ihr Mann, der Arbeit unter den Mädchen und Frauen Ketas immer das wärmste Interesse entgegengebracht haben und uns immer in allen Schwierigkeiten zur Seite standen. Für Henriette freilich war es nicht ganz leicht, da wieder einzutreten, wo sie früher mit solch frohem Ausblick in die Zukunft gearbeitet hatte. Aber sie kam stillen Herzens und hat der Schule noch sieben Jahre treu gedient.

Am 10. Februar 1906 waren zehn Jahre vergangen, seitdem sie zum ersten Male in die Schularbeit eingetreten. Diesem Tage zu Ehren fand eine kleine Jubiläumsfeier statt, die um so schöner war, als sie Henriette ganz unerwartet kam. Wir hatten ihre Eltern eingeladen, damit sie an der Freude teilnähmen, und sie kamen gern. Besonders Christian ließ es sich nicht nehmen, dabei zu sein, obgleich er sehr schwach war und kaum so weit gehen konnte. Die Feier fand in unserem großen Schulzimmer statt, dessen Wände mit Palmenzweigen geschmückt waren. Als alle versammelt waren, wurde Henriette hereingeführt und mußte auf einem bekränzten Stuhle Platz nehmen. Die Kinder begrüßten sie mit dem Liede: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Dann hielt Missionar Salkowski eine Ansprache, der er ihren Konfirmationsspruch Psalm 91,11—12: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir . . ." zugrunde legte. Nach dem Liede: „Der Herr ist mein Hirte," von den Kindern gesungen, überreichte ihr eine der Schwestern ein silbernes Kreuz mit Kette. Das Kreuz trug auf der einen Seite Henriettens Namen, auf der anderen den Spruch: „Der Herr ist mein Hirte" und das Datum 10. Februar 1896—1906. Darauf sagten einzelne Kinder den 23. Psalm und drei andere passende Sprüche. Zuletzt sprach ein Kind ihrer und der früheren Schülerinnen Dank aus, in den alle Kinder einfielen: „Hab Dank, hab Dank, du hast an uns gearbeitet." Den Schluß machte das Lied: „Seine Flügel breite Jesu über dich." Henriette gab mit tiefer Bewegung ihrem Dank Ausdruck, indem sie alles Lob demütig von sich wies. Diese Jubelfeier war zugleich eine Abschiedsfeier, denn Henriette verließ die Schule, um sich zu verheiraten. Am 19. April 1906 wurde sie mit dem Lehrer Robert Baëta, Mercys Bruder, in der Kirche zu Keta getraut und siedelte dann mit ihm nach Lome über.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluß möge hier noch ein Brief folgen, den Henriette am 8. Mai 1904 von Keta an Schwester Minna Huchthausen, die damals in Europa war, geschrieben. Er handelt von dem Tode des Lehrers Senage in Keta. Dieser war als Katechist in der Gemeinde angestellt und wurde nach kurzer Krankheit plötzlich abgerufen. Er war durch seine Treue und den Ernst seiner Predigt sehr beliebt und hatte jedermann in der Stadt zum Freunde. Nicht nur die Christen, sondern auch die Heiden nahmen daher an seinem Abscheiden herzlichen Anteil. Der Brief lautet:

„Geliebte Aweno!

Im vergangenen Monat legte Gott eine große Prüfung auf unsere ganze Gemeinde; es ist der Tod unseres Katechisten Senage. Das ist für uns alle ein heftiger Schmerz. Als seine Krankheit ihren Anfang nahm, dachte niemand, daß sie zum Tode führen werde, sondern wir hofften alle, er würde bald wieder aufstehen und uns Gottes Wort sagen, denn jeder verstand seine Worte so schön. Bevor seine Krankheit begann, sagte er uns ein Gotteswort, das besonders an unser aller Herzen arbeitete. Es steht Matth. 24, 13: ‚Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.' O Aweno, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, daß Du erkennst, wie das Wort in meinem Herzen arbeitete, und wie ich mich nach dem Himmel sehnte. Ich war nicht auf der Erde in jener Stunde und weiß nicht, wie es kam, daß die Tränen aus meinen Augen flossen. Jeder, der zur Kirche gekommen war an jenem Tage, fühlte die Kraft des Gotteswortes an seinem Herzen. Und nun weinen wir noch immer, denn er ist von uns fortgegangen und hat uns alle hier zurückgelassen. Es war sein letztes Gotteswort an uns. Dann nahm die Krankheit ihren Anfang. Ich war dreimal bei ihm, das vierte Mal konnte ich ihn nicht sehen, er war zu krank. Am 13. April nachmittags zwischen drei und vier Uhr ist er gestorben. Seine letzten Worte sind diese: ‚Ich kenne den Herrn Jesum, ich glaube an ihn — ich sehe Jesum.' Wir können es nicht begreifen, daß er tot ist, denn niemand dachte, daß er todkrank wäre, und dann — wir hatten ihn so sehr, sehr nötig für die viele Arbeit unter uns. Aber wir wollen schweigen. Gott, der ihn für diese Arbeit erwählt hatte, hat ihn selbst wieder von uns genommen, und wir müssen sprechen: ‚Alles, was Gott tut, ist gut. Seine Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken.'

Dies wichtige Wort war in meiner Hand, es Dir zu sagen.

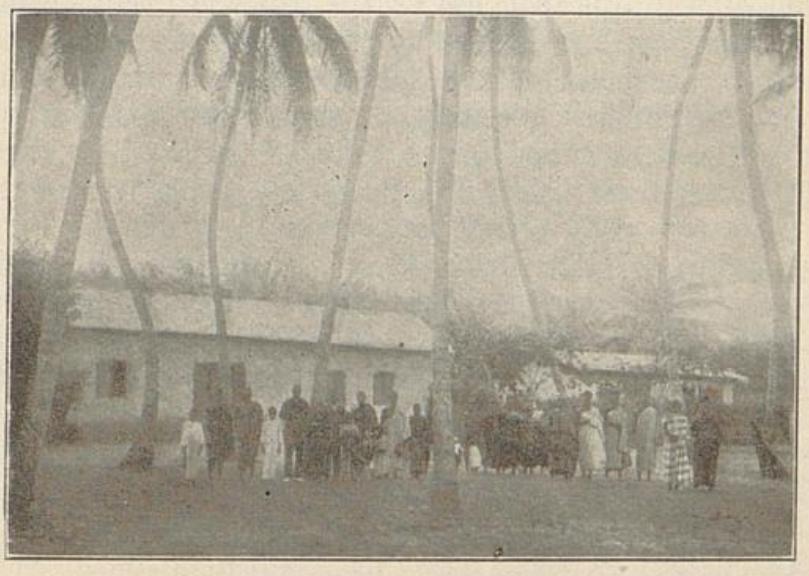
Ich grüße Dich sehr und alle, die bei Dir sind,
ich Deine Henriette, die Dich sehr liebt."

d) Margarete Damesi Kwadzo.

Margarete Damesi Kwadzo war auch eins von jenen acht ersten Mädchen, die im Diakonissenhause in Keta aufgenommen wurden. Sie war vorher schon längere Zeit in Frau Knüslis Erziehung gewesen, hatte auch mit dieser eine Reise nach Deutschland gemacht. Sie ist später getauft und war mit einem Christen

verlobt. Da dieser aber ins Heidentum zurückfiel, löste sie die Verlobung auf. Nachdem sie an verschiedenen Stellen gearbeitet, hatte sie in der Familie von Missionar Beck treue Dienste getan. Am 13. Dezember 1902 kam sie wieder zu uns nach Keta. Sie mochte damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt sein. Im Laufe des Jahres 1903 wurde sie in der untersten Schulklasse als Lehrerin angestellt. Sie tat dort durch ihr mütterliches Wesen gute Dienste. Denn gerade diese Kleinen bedürfen einer eingehenden Fürsorge. Später übernahm sie die Kleinkinderschule und waltete in Liebe unter der großen Schar der Kleinsten.

Sie war an jenem dunkeln Abend des 17. Mai 1890 das Kind gewesen, welches bei dem Einzuge in das Diakonissenhaus die Laterne vorantrug. Damals ahnte niemand, daß sie noch einmal das Licht des göttlichen Wortes in so viele Kinderherzen tragen sollte. Ihr Unterricht hat etwas Urwüchsiges. Bei der Behandlung der Schöpfungsgeschichte erklärte sie einmal die Worte: „Eye Mawu gblo be, kekeli nava eye kekeli va." Das heißt wörtlich übersetzt: „Und Gott sprach: ‚Das Licht soll kommen, und das Licht kam'." „Es kam, ohne sich lange zu besinnen," fügte sie hinzu, „ebenso müßt ihr zur Schule kommen, wenn man euch ruft." Die Treue, mit der Margarete bisher gedient, ließ uns den Mut fassen, ihr eine selbständige Stellung anzuweisen. So wurde sie am 8. Februar 1909 nach Dzelukowe gesandt.



Lehrerhaus und Kapelle in Dzelukowe.

Dzelukowe liegt eine Stunde südlich von Keta und ist an der ganzen Küste berühmt wegen seiner Geflügelzucht. Die meisten Dampfer, welche an der Westküste von Afrika fahren, versorgen sich dort mit dem nötigen Geflügel, das von hier aus auch wegen seiner größeren Billigkeit bis an die Fanteküste im Westen und nach Kamerun im Süden ausgeführt wird. In Dzelukowe waren Däuble und Plessing, die ersten Missionare von Keta, am 3. September 1853 gelandet. Aber so oft auch der Samen des Wortes dort ausgestreut wurde, Dzelukowe blieb ein harter Boden. Wie oft ist die Ketagemeinde mit ihren Missionaren und Lehrern in das Nachbardorf gekommen, um dort Gottes Wort zu verkündigen. Die Briefe erzählen von einem solchen Predigt-Ausflug nach Dzelukowe: „Um zwei Uhr wurde aufgebrochen. Der Weg führte am Strande entlang und war furchtbar heiß. Desto schöner war's nachher im kühlen Häuschen des Lehrers, der uns freundlich willkommen hieß und bewirtete, daß wir uns ganz zu Hause fühlten. Nach einem kurzen Gottesdienst in der kleinen Kirche gingen wir durchs Dorf auf den Marktplatz. Dort sollte Heidenpredigt gehalten werden. Als wir uns auf den Weg gemacht hatten, hörten wir ein lautes Trommeln und Singen. Auf einem freien Platze sahen wir eine große Anzahl Männer versammelt, die vor einem Götzenbilde einen wilden Tanz aufführten. Das war wirklich ein trauriger Anblick. Schweißtriefend sprangen und liefen sie in der brennenden Sonne umher, der eine noch toller als der andere. Dazu sangen sie eine Weise, die schon mehr einem Geheul glich. Uns hat das Ganze tief ergriffen. Nachdem unsere Schar auf dem Marktplatz angekommen war, wurden erst einige Lieder gesungen. Dann wurden die versammelten Männer und Frauen sehr höflich gefragt, ob man ihnen ein Wort sagen dürfe. Als sie dieses bejahten, sprachen mehrere der Kirchenältesten mit großem Eifer, und zuletzt lud der dortige Lehrer sie ein, Sonntags in die Kirche zu kommen. Es ist gar nicht zu sagen, welch ein Unterschied schon im Aeußeren ist zwischen Christen und Heiden. Der Gesichtsausdruck ist ein ganz anderer." An einer anderen Stelle heißt es: „In Dzelukowe hat das Heidentum noch sehr große Macht. Ueberall sieht man Götzen. Wo man in ihren Gehöften mit den Leuten redet, trifft man Fetischpriesterinnen."

Margarete hatte also beim Beginn ihrer Arbeit dort keinen leichten Stand. Ueber den Anfang der Arbeit in Dzelukowe berichtet Schwester Minna Huchthausen folgendes:

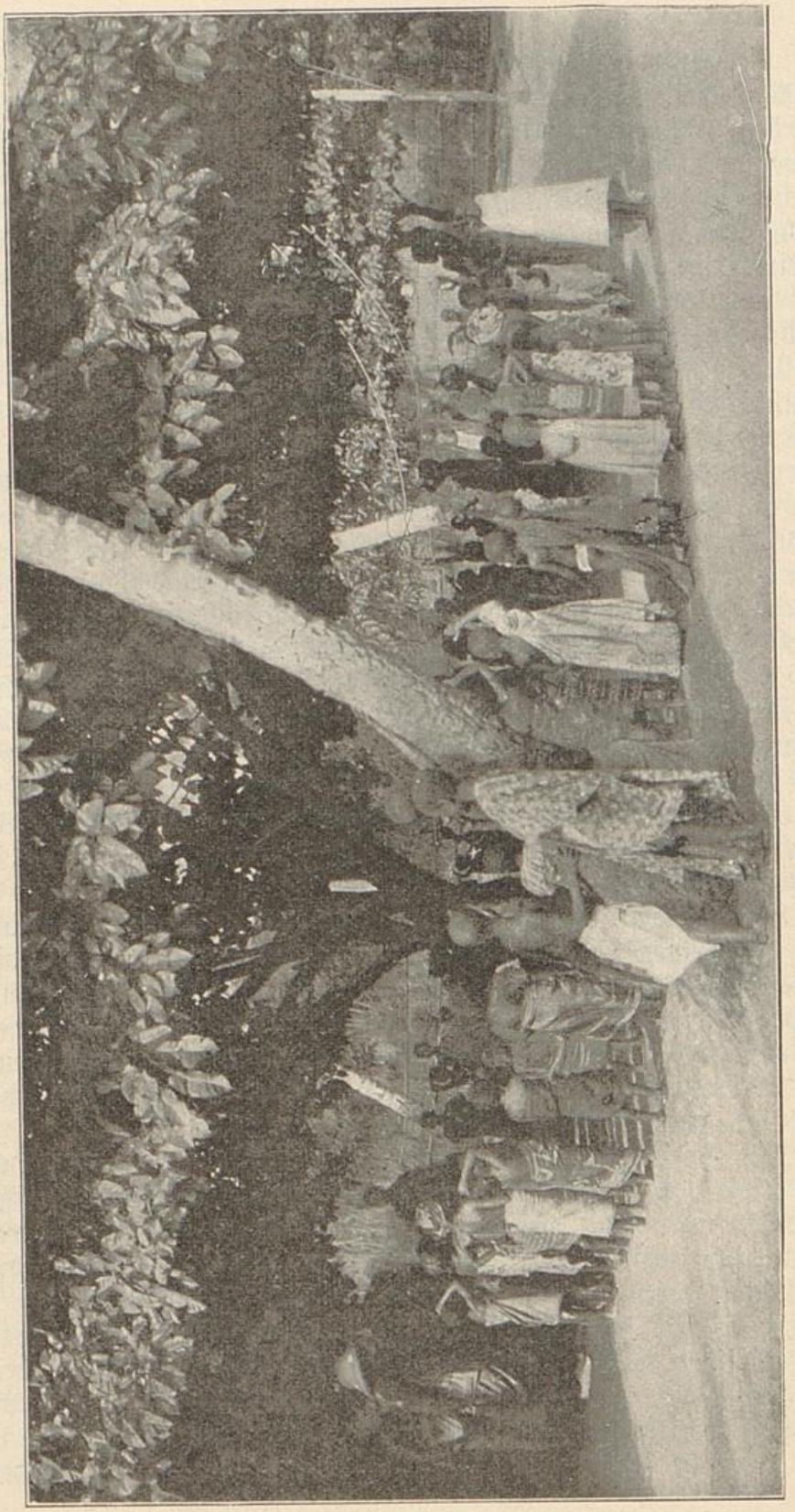
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keta, 11. Juni 1909.

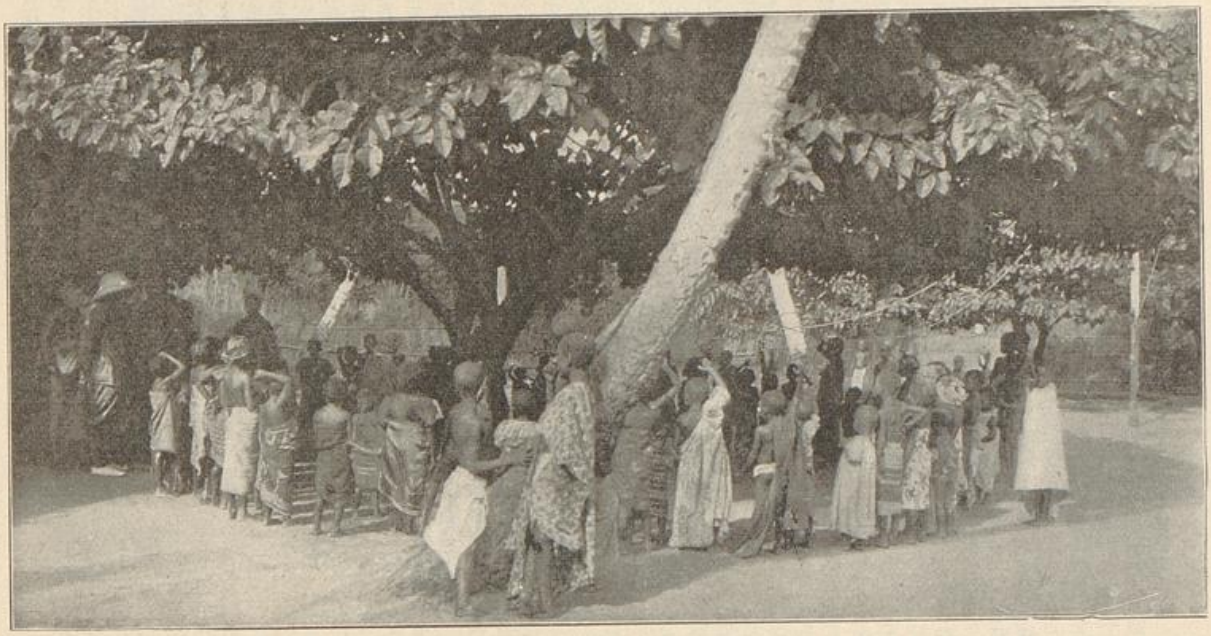
Am Ende des letzten Jahres waren unter den die Schule verlassenden Mädchen fünf, die bereit waren, Lehrerin zu werden. Da wir sie in Keta nicht alle gebrauchen konnten, gaben wir eine an die Mädchenschule in Lome. Da nun immer noch eine zur Verfügung stand, kam uns der Gedanke, ob wir nicht einmal versuchen sollten, im benachbarten Dzelukowe eine Kleinkinderschule anzufangen. Dort ist schon lange eine Schule, die aber von Mädchen kaum besucht wird. Die Dzelukower sind sehr starre Heiden, die von Gottes Wort nichts wissen wollen. Jeder kennt den segensreichen Einfluß der Kleinkinderschule auch auf Erwachsene, und so schickten wir unsere hier bewährte Gehilfin Margarete Damesi dorthin und nahmen an ihrer Stelle eine der jungen Gehilfinnen in unsere Schule. Zagend fing Margarete ihre Arbeit dort im Februar an, aber schon nach einigen Wochen hatte sie siebzig Kinder um sich gesammelt, und als ich im März mit meinem Rad hinfuhr, da wurde ich schon am Eingange des Dorfes von den Kleinen empfangen und konnte mich hernach nicht satt sehen an der großen Schar der kleinen Heiden, die in der biblischen Geschichte schon so nett antworten konnten. Sie wußten schon so gut zu berichten, wie Gott alles geschaffen und alle Menschen, auch sie, lieb habe. Sie sangen mir auch das liebliche Kinderlied: ‚Weil ich Jesu Schäflein bin' vor, und dann gingen wir zum Spielen unter die schönen Kokospalmen. Groß war der Jubel, als jedes hernach ein Stück Zuckerrohr bekam.

Bei meinen Besuchen, die ich im Dorfe machte, merkte ich, daß die Kleinen schon Mission getrieben hatten. Eine alte Heidin sagte, der kleine Kwaku habe gesagt: ‚Ich will immer das Wort in der Schule hören, damit ich, wenn ich tot bin, dahin komme, wo man weiße Kleider an hat.' Nun wollten die anderen auch das Wort hören. Die Arbeit ist dort trotz aller Feste, die man den Götzen feiert, fröhlich weitergegangen.

Die Besetzung der beiden Außenstationen Dzelukowe und Anyako mit Lehrerinnen hat für das Volk eine große Bedeutung. Der Gedanke, daß die Frau auch in anderer Weise tätig sein könnte, denn als Frau und Mutter, liegt ihm vollständig fern, ja, es ist unter ihnen eine Schande für ein Mädchen, nicht verheiratet zu sein. Unsere beiden Lehrerinnen Mercy Baëta und Margarete Damesi wollen Gottes Arbeit tun und dabei verzichten auf das, was unter ihrem Volke und nächsten Verwandten als Ehre und Glück oder begehrenswert gilt. Welche Freude das für uns ist, die wir täglich mit der



Der Kindergarten in Dzelukowe.



Der Kindergarten in Dzelukowe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Polygamie und ihrem Elend kämpfen müssen, ist wohl zu begreifen. Immer wieder haben wir es erleben müssen, daß hoffnungsvolle Mädchen, vielleicht von ihren Eltern gezwungen, Frauen von Polygamisten wurden. Wenn nun erst in einigen das Verständnis erwacht, wie herabwürdigend und gottlos die Polygamie ist, und die dann den Beweis bringen, daß eine Frau, der keine christliche Ehe beschieden ist, einen köstlichen Beruf finden kann im Dienste des Herrn, dann erfüllt uns das mit freudiger Hoffnung für die Zukunft unseres Volkes."

Als Schwester Minna im Jahre 1910 einmal wieder nach Dzelukowe kam, war sie sehr erfreut über die Veränderung, die mit den Kindern vorgegangen war. Sie lauschten den Erzählungen der Lehrerin schon ganz verständnisvoll. Auch einige heidnische Frauen, denen Margarete aus der Bibel erzählte, sammelten sich um sie.

Bei dem kleinen Anfang ist man nicht stehen geblieben. Es sind heute fünf Gehilfinnen auf Außenstationen tätig. Außer den drei genannten arbeiten Felicia Bensa in Woe und Rosa Tay, d. h. seit Rosas Verheiratung mit Ludwig Adzaklo Helene Tamekloe, in einem kleinen Fischerdorfe an dem Vodzawege bei Keta. Erstere ist die Tochter von David Bensa, der kürzlich in Keta zum Pastor von Woe ordiniert wurde. Ehe man auf dem Vodzawege eine Kleinkinderschule einrichten konnte, bedurfte es der Erlaubnis des Häuptlings Accolatse auf seinem Grundstück die nötige Hütte herzustellen. Als Schwester Minna ihn darum fragte, erhielt sie die Antwort: „Wie kannst du fragen, du, meine Mutter! Alles, was mein ist, ist auch dein!" Der Jungfrauenverein von Keta hatte für die Herstellung der Hütte

Rosa Tay.

und ihre Einrichtung 80 Mark aufgebracht. Die größeren Schulknaben führten unter Leitung ihres Schulvorstehers den Bau des Häusleins aus. Und nun stand der Einrichtung der neuen Kleinkinderschule, die sich ihren Vorgängerinnen würdig anreihte, nichts mehr im Wege.

Ich habe von manchen Erfolgen berichten können, und das Gesagte scheint es kaum zu rechtfertigen, wenn die Ausbildung der Gehilfinnen oben eine schwere Arbeit genannt wurde. Aber sie ist es dennoch. Und zwar nicht nur deshalb, weil sie nur dann gelingen kann, wenn von seiten der Erzieherin der Weg zu dem Herzen der Eweerin gefunden wird, sondern besonders deshalb, weil sie nicht ohne bittere Tränen und tiefes Weh getan werden kann. Denn es kommt immer wieder vor, daß Mädchen, die wir mit Sorgfalt und Mühe erzogen, und welche für sich selbst und für die Arbeit zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, rückfällig werden. Da heißt es mit Ausdauer, Geduld und Liebe weiter arbeiten.

5. Haus- und Anstaltskinder.

Das Kind ist für den Eweer nicht eine ihm anvertraute Persönlichkeit, für deren zeitliches und ewiges Wohl zu sorgen er verpflichtet ist, sondern ein Besitztum, das Wert für ihn hat. Der Knabe sorgt später für ein ehrenvolles Begräbnis des Vaters, das Mädchen bringt durch seine Verheiratung Geschenke und Geld ein. In einer gewissen Weise wird das Kind auch erzogen. Es wird für Ungehörigkeiten gestraft und ermahnt, sich zu ändern. Bleibt dieses aber ohne Erfolg, dann sagt der Vater oder die Mutter: „Ich habe es immer wieder versucht, aber umsonst.“ Das Kind wird aufgegeben. Es hat eine Seele, die nicht fähig ist, den Ermahnungen der Eltern zu folgen. Von Charakterbildung kann also nicht die Rede sein. So konnten wir nicht auf viel Verständnis rechnen bei unserer Erziehungsarbeit.

Es ist aber oft vorgekommen, daß Väter und Mütter sich verwunderten über die Veränderung, die mit ihren Kindern vorging, wenn sie eine Zeitlang unter unserem Einfluß waren. Am Strande von Keta standen viele Fischerböte. Von den Besuchen in der Stadt zurückgekehrt, setzten wir uns manchmal in ein solches Boot, um die frische Seebrise zu genießen. Da kam der Besitzer, ein Fischer, der sein großes Netz für den am nächsten Morgen stattfindenden Fischzug zurechtmachen wollte. Es entspann sich ein Gespräch: „Ihr habt eure Kinder

gut erzogen," sagte er im Laufe der Unterhaltung, „das sehe ich an meinem Kinde Afiwo. Seitdem sie bei euch ist, gehorcht sie gut, das hat sie bei euch gelernt." Eine Mutter kam am Markttage oft mit der Bitte, ihrer Tochter freizugeben, damit sie ihr Maisbrot verkaufe. „Schicke doch Elisabeth, die geht ja nicht zur Schule," antwortete ich ihr wohl. „Wenn Setomegbe geht, dann fehlt nichts am Gelde," antwortete sie, „denn sie hat bei euch gelernt, daß man nicht stehlen darf." Auch davon hatten die Leute einen Eindruck, daß wir nicht wie sie die Kinder zu unserem eigenen Vorteil erzogen. „Ihr tut den Mädchen nur Gutes," sagte einmal eine Heidin, „aber ihr selbst habt keinen Nutzen davon."

a) Schwierigkeiten bei der Erziehung.

In den ersten fünfzehn Jahren unserer Arbeit in Keta bis 1895, als noch zwanzig und mehr Kinder bei uns im Hause erzogen wurden, fehlte es nicht an mancherlei Schwierigkeiten. Das empfanden wir besonders, wenn sich Treulosigkeit unter den größeren Mädchen zeigte. Nach einem solchen Falle finden wir einen Stoßseufzer in einem Briefe aus dem Jahre 1896: „A.s Ungehorsam und Falschheit ist für uns eine traurige Erfahrung. Aber uns, die wir unter diesem Volke leben, kommt sie nicht so überraschend. Wir wissen, daß wir stets uns selbst ganz dranzugeben haben, ohne etwas dafür zu erwarten. Umsonst wird ganze, treue Arbeit nie sein, das wissen wir ganz genau. Aber der Erfolg ist nicht unsere, sondern Gottes Sache. Ich komme mir so oft vor wie Sisyphus, der täglich mit seinem Marmorblock dasselbe Schauspiel zu erleben hatte, denn: „Hurtig, mit Donnergepolter, entrollte der tückische Marmor." Wie er immer wieder von neuem den Stein hinaufschieben muß, so scheint mir, müssen auch wir täglich die Last von Sünde und Bösem in den Kindern anarbeiten und jeden Tag wieder dieselbe Arbeit auf uns nehmen. Aber während die Arbeit des Sisyphus für immer erfolglos war, ist die unsere das doch nur scheinbar. Denn wir haben eine mächtige Waffe, der der Sieg gewiß ist, das Wort Gottes."

Wir hatten bei der Erziehung oft einen harten Kampf gegen das Heidentum zu kämpfen, dessen Finsternis Geist und Herz, Seele, Verstand und Wille, ja den ganzen Menschen verderbt. Ein Beispiel dazu ist folgendes. Eines Tages wurde den größeren Mädchen der Spruch 1. Thess. 5, 23: „Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch" erklärt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daran schloß sich die Frage: „Wie ist ein Mensch, den Gott geheiligt hat?" Die erste Antwort hieß: „Er lügt nicht," die zweite: „Er stiehlt nicht." Dann kam eine große Pause. Nach dieser hieß es: „Er zankt nicht, er schilt seinen Bruder nicht," usw. lauter Verneinungen. Nicht eine einzige von den positiven Eigenschaften des durch Gott geheiligten Herzens wußten sie zu nennen. Der Begriff von Liebe ist den Heiden ganz verloren gegangen. Wollte man den Kindern erklären, daß Gott uns liebt wie ein Vater, dann mußte man weit ausholen und ihnen erst das Bild eines liebevollen Vaters entwerfen, denn aus eigener Anschauung kannten sie den nicht. So war ihnen völlig unbegreiflich die Liebe Jesu, des Sünderheilands. Als ihnen einmal der Inhalt der Bürgschaft von Schiller erzählt wurde, da schloß ein Ausruf des Erstaunens die Erzählung. „Alelelele!" tönte es von den Lippen der Großen, „Aweno, der Freund war gut." „Sind solche Freunde nicht unter euch?" „Alelelele, nein, gbede!" d. h. niemals.

Eine große Schwierigkeit bei der Erziehung unserer Mädchen war im Anfang die gänzliche Bedingungslosigkeit ihres Aufenthalts bei uns. Nach und nach bildeten sich feste Formen und Gesetze aus, aber im Anfang geschahen Aufnahme und Austritt in großer Formlosigkeit. Da erscheint z. B. eines Morgens ein etwa achtjähriges Negermädchen in meinem Zimmer, stellt sich gerade vor mich hin und erklärt mit großer Entschiedenheit: „Aweno," d. h. Herrin, „ich will bei dir bleiben." „So einfach geht das nicht, mein Kind; ich will erst mit deiner Mutter reden. Wo wohnst du denn?" „In alato." „Gut, heute nachmittag werde ich kommen." Aber kaum ist eine Viertelstunde vergangen, da erscheint das Kind wieder in Begleitung der Mutter. Nun werden allerdings die nötigen Bedingungen mit möglichster Feierlichkeit gestellt, aber was hindert die Heidenfrau, sie nachher nicht zu halten? Es dauerte lange, bis wir das Vertrauen der Heidenmütter wirklich gewonnen hatten. Ehe dies geschehen, veranlaßte ihr Mißtrauen sie öfters, ihre Kinder unserem Einfluß wieder zu entziehen. Die folgenden Briefe bringen uns ein Beispiel solcher Handlungsweise. Im April 1891 heißt es: „Seit Montag vor acht Tagen haben wir unten im Garten eine Schaukel, welche wir dem lieben Missionar Seeger in Amedzowe zu danken haben. Eines Tages kommt an uns ein Riesenpaket aus Amedzowe. Oben darauf steht geschrieben: ‚Pianissimo.' Wir zerbrechen uns den Kopf, was darin sein kann und packen es nicht gerade sehr pianissimo aus... Was zeigt sich da unseren erstaunten Blicken? Ein herr-

liches Brett von Odumholz zum Schaukelsitz, zwei starke Eisenringe und alle Nägel, ja alles, was zur Befestigung der Ringe nötig ist, war fein säuberlich und schön in dem Paket enthalten. Ich zeigte es den Kindern, und die neue Schaukel wurde von ihnen mit Freuden begrüßt. Jetzt ist sie unter unserer Veranda befestigt und ein beständiger Anziehungspunkt für die kleinen Mädchen." Im Juni 1891 heißt es weiter: „Neulich ging es gar zu vergnügt beim Schaukeln her, da ist die kleine Abui herausgefallen. Sie hat sich das Knie verletzt, das etwas geschwollen ist. Wir haben sie mit Jod und Umschlägen behandelt und hofften bei völliger Ruhe auf baldige Besserung für unsere kleine Kranke. Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Am letzten Sonnabend starb ein Knabe, den wir im Hospital verbunden hatten. Er hatte eine ganz furchtbare Wunde am Bein, so daß der Doktor erklärte, das Kind könne nur durch eine Amputation gerettet werden. Wir erzählten den Kindern davon, und einige fingen bitterlich an zu weinen. Als ich sie fragte, warum sie weinten, sagten sie einmal über das andere: ‚O Abui, die arme Abui!' ‚Was ist denn mit ihr?' fragte ich. ‚Nun wird ihr Bein auch abgeschnitten,' hieß es unter vielen Tränen. ‚Nein, bewahre, daran denkt niemand,' suchte ich sie zu trösten. Aber ich merkte schon, daß aller Trost nicht anschlug. In ihrem Kopfe hatte sich offenbar der Gedanke ganz festgesetzt, daß der Doktor jedem, der ein krankes Bein habe, dieses einfach abschneide. Mit dieser Ueberzeugung gingen sie zu Abuis Mutter und teilten ihr ihre Besorgnis mit. Die kam denn noch an demselben Abend in großer Angst und holte Abui nach Hause. Sie ließ sich durch nichts überzeugen, daß es besser sei, sie lasse das Kind in unserer Behandlung, und daß niemand Abui das Bein abschneiden werde. Ich bin nun ganz traurig und weiß noch gar nicht, wie ich es mache, das kleine Abuichen wiederzukriegen."

Es gab auch Fälle, wo die Feierlichkeit der Aufnahme nichts zu wünschen übrig ließ. Eines Tages kam eins unserer Mädchen namens Massa und brachte weinend ihre jüngere Schwester Manna mit der Bitte, wir möchten sie doch in unser Haus aufnehmen. Manna hatte bis dahin bei der Mutter gelebt, die kürzlich gestorben war. Der Vater, ein Mohammedaner, namens Mudi Sadi, war Soldat und in eine andere Garnison nach Adda versetzt. Dorthin wollte er Manna mitnehmen, und so sollten die beiden kleinen Schwestern getrennt werden. Das schien uns grausam, da die mutterlosen Kinder nur noch einander hatten. Auch mußten wir fürchten, daß die kleine Manna

einer traurigen Zukunft entgegengehe, wenn sie ohne Schule, ohne Erziehung als Mohammedanerin aufwuchs. Wir nahmen uns also vor, noch einen letzten Versuch zu machen, Mannas Vater umzustimmen. Wir wußten aber nicht, wie das geschehen konnte. Missionar Spieth, der sich damals zeitweise in Keta aufhielt, half uns in unserer Not. „Das beste ist," sagte er, „wir wenden uns an den Kommissar, in dessen Diensten Mudi Sadi als Soldat steht." Das geschah denn. Wir machten uns auf den Weg in das Fort in Begleitung der kleinen Manna, die auf meine Frage: „Bei wem willst du bleiben?" immer wieder antwortete: „Ich bleibe bei Aweno." So sehr feierlich war nun freilich die Gerichtssitzung nicht. Der Kommissar lud uns freundlich zu einer Tasse Tee ein, und während wir gemütlich um den Teetisch saßen, teilten wir unser Anliegen mit. Mudi Sadi wurde gerufen und ihm die Sache vorgestellt. Der Kommissar riet ihm, das freundliche Anerbieten der Mission anzunehmen, da so am besten für sein Kind gesorgt sei. Er stand in strammer soldatischer Haltung da, ein stattlicher Mann mit schönem Gesicht. Nach reiflicher Ueberlegung war er einverstanden und damit zufrieden, daß Manna bei uns bleibe. So war die feierliche Besprechung zu Ende, und wir gingen froh und glücklich wieder nach Hause. „Wir haben Manna in unser Haus aufgenommen," heißt es in einem Briefe. „Eine kleine Verantwortung ist das eben nicht. Sie ist ein bös veranlagtes Mädchen voller Schliche, Ränke und Lügen, kennt keine Spur von Arbeit und Gehorsam. Aber sie hat ein für Liebe empfängliches Herz und fängt schon an, ganz froh und glücklich dreinzuschauen. Der Herr wolle Gnade geben, daß sein Wort in ihr Herz komme und sie mit Gottes Hilfe ein fleißiges und ordentliches Kind werde."

Einmal hatte der englische Kommissar in Keta uns ein Sklavenkind zugeführt, mit dem wir sehr viel Mühe hatten. Von dem Volke der Fullahs stammend, war es geraubt und nach der Goldküste verschleppt. Der Besitzer wollte es in Keta verkaufen, wurde aber entdeckt und entfloh, da Sklavenhandel sehr strafbar ist. Das Kind fiel in die Hände der Regierung. Es wurde von dieser einer eingeborenen Familie zur Erziehung übergeben. Diese war aber in jeder Beziehung höchst mangelhaft. Da brachte der Kommissar die etwa vierzehnjährige Ama zu uns. Wir erklärten ihm gleich, daß hier wohl alle Erziehungskünste scheitern würden, aber er bat so dringend, doch wenigstens einen Versuch zu machen, daß wir schließlich einwilligten. Einige Wochen ging die Sache ganz gut. Ama schien sich einzuleben. Sie konnte ein wenig die Nadel führen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir schnitten ihr Kleider zu, und sie mußte sie nähen. Sie war gänzlich verwahrlost, wußte nicht, daß ein Gott ist und konnte nicht lesen und schreiben. Sie besuchte morgens einige Stunden die Schule und lernte in der übrigen Zeit praktische Arbeiten. Bald aber war ihr das regelmäßige Leben zu eng. Sie stellte sich krank, und so gelang es ihr, sich heimlich fortzuschleichen. Sie ging zum Kommissar, um sich zu beklagen, daß sie bei uns wie eine Gefangene gehalten sei, sie dürfe nie allein ausgehen und müsse nach allem fragen. Der Kommissar kam mit seinem Dolmetscher, nachdem wir ihn gebeten, Ama fortzunehmen. „Einem solch ungezogenen Mädchen darf sein Wille nicht gelassen werden," erklärte er. Es wurde ihr nun eingehend auseinandergesetzt, daß alle die strengen Maßregeln in unserem Hause zu ihrem Besten seien, und sie wurde bei Androhung harter Strafe ermahnt, zu gehorchen. Sie versprach alles. Wir ließen uns durch Mitleid bewegen, noch einen Versuch mit ihr zu machen. Was konnte auch das arme umhergestoßene, in Sünde aufgewachsene Mädchen dazu, daß ihr finsteres Herz die Sünde liebte? Wirklich wurde es nun für einige Zeit besser mit ihr. Sie war mit einem Male wieder gesund, machte wieder ein freundliches Gesicht und fing an, ordentlich zu arbeiten. Die Kinder kamen ihr mit Liebe entgegen, denn es schien ihnen zu traurig, daß Ama gar nichts von Gott wußte. Aber wir trauten der Sache noch nicht recht. Wir fühlten dem Mädchen ab, wie ihr innerstes Streben nach Freiheit ging. Und so war es. Eines Tages hatte sie sich wieder davongeschlichen. Sie wußte überall zu betrügen. Drei Stunden lang wurde sie vergeblich gesucht. Der Abend brach herein, Ama war nicht da. Am nächsten Morgen wurde sie von Polizisten wiedergebracht. Wieder wurde nach ernsten Ermahnungen ein guter Anfang gemacht. Aber schließlich plante Ama eine Flucht auf dem Dampfer in ihre Heimat Fante. Wir streckten nach zweimonatlichem Versuche die Waffen, und Ama wurde vom Kommissar nach Fante geschickt.

Ein anderes Mädchen war nicht nur zwei Monate, sondern jahrelang bei uns im Hause. Sie hatte uns durch Trotz und Eigensinn unendlich viel Not gemacht und mußte schließlich wegen ihres fortgesetzten Ungehorsams entlassen werden. In einem Berichte über sie heißt es: „Das Maß ihrer Bosheit war voll, wir haben sie fortgeschickt." Ich sehe sie noch immer mit dem Besen auf der Veranda stehen, unwirsch und mürrisch ihre Arbeit tuend. Immer klagte sie, daß sie zu viel zu tun habe, die Arbeit werde sie töten. Später aber hat sie die Taufe be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehrt und hat in Erinnerung an die bei uns verlebte Zeit gesagt: „Nie habe ich so viel Frieden gehabt, als da ich bei den Schwestern war." „O hätte ich doch früher den Schwestern gehorcht," hat eine andere, die uns auch viel Kummer gemacht, reuevoll ausgerufen, nachdem sie nicht mehr bei uns war.

b) Erfolge der Erziehung.

Wir erlebten aber auch Freude bei der Hauserziehung. Am Sonntag morgen wurden wir gewöhnlich durch einen schönen Blumenstrauß erfreut. Einmal hatten die Kleinen in einem Bilderbuch einen Blumenkorb abgebildet gesehen. Das mußte nachgemacht werden. Sie stellten viele Blumen in den buntesten Farben zusammen und verbanden das Ganze kunstvoll durch einen Henkel von blauen Winden. Mit der größten Heimlichkeit wurde der wunderbare Schmuck dann in das Zimmer der Schwester befördert. Auch an Geburtstagen wurden wir morgens um sechs Uhr durch ein Ständchen überrascht. Leise schlichen sich sämtliche Hauskinder herauf, was ihnen meistens sehr gut gelang, da sie keine Fußbekleidung tragen. Plötzlich erscholl dann vor der Tür des betreffenden Geburtstagskindes kräftiger Gesang. Das Programm der selbstgewählten Lieder war manchmal etwas eigenartig zusammengestellt. So sangen sie einmal bei einer solchen Gelegenheit: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen," dann ein Begräbnislied und zuletzt: „Befiehl du deine Wege."

Ganz rührend war die Teilnahme bei der Erkrankung einer Schwester. Sie, die sonst so oft zur Ruhe gewiesen werden mußten, konnten dann so lautlos und still ihre Arbeit tun, daß man fast hätte denken können, es wären gar keine Kinder im Hause. Sie erlangten eine große Geschicklichkeit in all den kleinen Diensten, die man Kranken zu erweisen hat und taten diese mit Genauigkeit nnd Liebe. Wenn ich in Schwester Lottchens Krankheit nach durchwachter Nacht des Morgens zwischen fünf und sechs auf die Veranda trat, fand ich dort schon eins der Mädchen sitzen, welches mir helfen wollte. Als Schwester Minna krank war und es sehr ernst um sie stand, hatte eins der Kinder außen an die Zimmertür geschrieben: „Jesus ist bei dir." Stundenlang konnten sie an dem Krankenbette einer Schwester sitzen, den Fächer in der Hand, die Moskitos vertreibend und der Kranken Kühlung zufächelnd.

Für die kleineren etwa fünf- bis achtjährigen Kinder im Hause mußten die größeren Mädchen sorgen, wie ältere

Schulmädchen als kleine Mütter.

Geschwister für die jüngeren. Jede hatte ihr bestimmtes Kind, das sie zu baden und zu salben hatte. Das taten sie oft mit rührender Sorgfalt. Die Kleinen hatten bestimmte Arbeiten im Hause zu tun, Fegen, Blumenbegießen, Wasserholen usw. Sie mußten ihre bestimmte Tageseinteilung haben, denn sich selbst beschäftigen können kleine Negerkinder gar nicht. Sie stehen mit ihrem Gedankenkreis viel zu sehr in der Wirklichkeit des Lebens. Sogar das Paradies der Kindheit mit seinen wunderseligen Gedanken kennen die Heiden nicht. Aber das Christentum bringt ihnen auch dieses, doch nicht eher, bis wir viele vom Christentum wirklich durchdrungene Mütter haben. Nun kam es einmal bei der Morgenandacht heraus, daß vier von diesen Kleinen sich die aufgetragene Arbeit geschenkt hatten. Sie sollten gutes Trinkwasser aus dem eine halbe Stunde entfernten Brunnen holen, hatten es aber vorgezogen, unten zu spielen. Sie erhielten die verdiente Strafe und den Auftrag, das Versäumte nach getaner Arbeit am Nachmittag nachzuholen. Kaum hatte ich diesen Ausspruch getan, als es im Chor von den Lippen der Großen erscholl: „Wir danken dir bis zu deinem Geburtstag, Klugheit ist in unserer Mutter Hand." Sie freuten sich der gerechten Strafe für die kleinen Faulpelze.

Im Jahre 1899 bekamen wir zwei kaum fünfjährige Mädchen ins Haus, Akuwo und Amba, die durch ihre drolligen Streiche uns mitten im Ernst der Arbeit oft Stoff zum Lachen gaben. Akuwo war ein lebhaftes, begabtes Kind. Sie konnte

kleine Lieder singen und aufsagen und war nie um eine Antwort verlegen. Ueber ihre Umgebung machte sie genaue Studien und fragte nach allem, was ihr unverständlich blieb. Dabei bedurfte der kleine Eigensinn einer sehr festen Hand zur Erziehung. Amba war ein zierliches, feines kleines Negermädchen, das sich in seiner ganzen Erscheinung von den Kindern des Ewevolkes unterschied. Sie stammte weiter aus dem Innern, denn sie wurde in frühester Kindheit mit ihrer Mutter Kadyara von Sklavenhändlern geraubt. Kadyara war eines Tages mit der kleinen, damals einjährigen Amba auf das Feld gegangen. Da wurde

Akuwo.

Amba.

sie von roher Hand plötzlich niedergeworfen. Man rieb ihr Pfeffer in die Augen, um ihre Flucht zu verhindern, entriß ihr das Kind und warf es auf den Weg. Die entsetzlichen Schmerzen hinderten die Mutter nicht, mit Händen und Füßen tastend, ihr Kind wiederzusuchen. Seine jämmerlichen Klagetöne gaben ihr die einzuschlagende Richtung an. Es gelang. Sie erreichte das kleine hilflose Wesen und nahm es in ihre Arme, um es nicht mehr von sich zu lassen. So wurden Mutter und Kind zusammen fortgeschleppt. Aber im Hinterlande von Togo wurde der Sklavenzug von Soldaten der deutschen Regierung bemerkt und ergriffen. Diese nahmen den grausamen Sklavenhändlern ihre Opfer ab. Während erstere nun die gerechte Strafe ereilte, wurde für letztere eine Unterkunft gesucht, denn in die weit entfernte Heimat konnte man sie nicht zurückbringen. So kam Kadyara mit ihrem kleinen Mädchen zu Frau Missionar Däuble nach Lome, die sich ihrer annahm. Sie pflegte die Mutter in schwerer Krankheit und behielt nach ihrem Tode die kleine Amba bei sich. Später kam sie zu uns nach Keta. Von unseren

Kindern wurde sie mit Jubel begrüßt; sie hatten Mitleid mit der heimatlosen Waise. Amba war ein liebes, kleines, herziges Ding, aber voll sklavischer Furcht und Scheu, ohne Offenheit, Liebe und Vertrauen. Besonders wenn sie über ein begangenes Unrecht befragt wurde, dann war sie still und stumm und nicht zur Wahrheit geneigt. Akuwo war im ganzen mehr unternehmender Natur. Eines Tages fand sie das Kleid ihrer Puppe zu kraus. Sie versuchte vergeblich, es ihr auszuziehen, ging schnell entschlossen zur Mangel, um nun einfach die ganze Puppe zwischen deren Walzen zu bringen. Akuwo war ein halbes Jahr früher zu uns gekommen als Amba und glaubte sich seit deren Ankunft in ihren Rechten als Jüngste geschädigt. Es war ein beständiger Wettstreit, wer die ge- und beliebteste sei. War man zu der einen zärtlich, so folgte sofort Verstimmung bei der anderen. Hier hatte unsere Erziehungskunst ein großes Feld. Damals arbeitete Schwester Sophie, die dreiundzwanzig Jahre jünger war als ich, mit mir in Keta. Um den kleinen Eifersuchtsszenen zwischen den beiden Kindern ein Ende zu machen, kamen wir schließlich auf den Gedanken, eine Teilung vorzunehmen. Schwester Sophie sollte Amba mehr unter ihre Flügel nehmen und ich Akuwo. Auch den Kindern wurde dieser Plan mitgeteilt. Am Tage nach dieser Teilung kamen die beiden Kleinen in mein Zimmer. Ich fragte Amba: „Wer ist deine Mutter?" „Aweno Sophie." „Bin ich denn nicht auch noch ein klein wenig deine Mutter?" „Nein." „Dann könnte ich aber doch deine Großmutter sein?" Akuwo hatte bis dahin dem Gespräch still zugehört. Jetzt kam sie herbeigelaufen, umarmte mich und sagte: „Du bist aber meine Mutter, und Aweno Sophie ist meine Großmutter." Eines Abends erblickten wir einen hellglänzenden Streifen am Sternenhimmel, der einem Kometenschweif nicht unähnlich war. Wir riefen die Kinder herauf und betrachteten mit ihnen die wunderbare Erscheinung. Als Schwester Minna etwas später zur Abendandacht hinunterkam, weinten Akuwo und Amba bitterlich und wollten sich nicht trösten lassen. Endlich brachten sie unter beständigem Schluchzen heraus: „Salome und Christine haben gesagt, das helle Licht am Himmel bedeutet, daß das Ende der Welt diese Nacht kommt, und wir sind nicht getauft —, und ich habe auch gelogen," fügte Akuwo, in Tränen zerfließend, hinzu. Manchmal wurden die Kleinen in die Stadt mitgenommen. Da schien es einmal, als ob sie beständig im Streit wären, neben welcher Schwester sie gehen wollten. Wir geboten ihnen also, an jeder Seite solle eine gehen. „Ich gehe an der Rechten,"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

riefen da beide zugleich, „da sind die Schafe, an der linken Seite sind die Böcke."

Die größeren Mädchen legten sich oft kleine Opfer auf, um Geld für die neue Kirche in Keta oder sonst für die Mission zu sammeln. Einmal brachten mir drei von ihnen eine Mark zu solchem Zwecke. Wie lange mußten sie die Fünfpfennigstücke aufgehoben haben, die sie an Markttagen dann und wann von Verwandten geschenkt bekamen, um sich Zuckerrohr zu kaufen. Bei solchen Sammlungen war gewöhnlich ein Mädchen beteiligt, dessen Erziehung uns fast niemals Mühe machte. Das war Pauline. Sie war gehorsam und willig, und eine Eigenschaft, welche sonst bei den Negermädchen hervorragend ist, Eigensinn nämlich, fehlte ihr. Eines Tages kam sie mit zwei anderen Mädchen in der Dämmerung zu mir. Sie hatten offenbar eine große Bitte auf dem Herzen. Und endlich kam es heraus: „Wir möchten gern verstehen, was es bedeutet, wenn wir beten." Pauline verlobte sich früh. Brautkleid und Kranz waren schon zum Hochzeitsfest bereit, als Pauline schwer erkrankte. Schon seit mehreren Jahren hatten sich allerhand Leiden bei ihr eingestellt, die nun zu einer unheilbaren Krankheit führten. Sie hatte oft unerträgliche Schmerzen, zu deren Linderung kaum etwas geschehen konnte. Aber sie ertrug sie geduldig und still und sagte: „Ich will nicht gegen Gott murren, und wenn die Schmerzen noch schlimmer werden."

Pauline.

In den letzten Monaten verlor sie ihr Augenlicht. Sie konnte nun nicht mehr, wie sie sonst so gern getan, in ihrem Neuen Testament und im Gesangbuch lesen. Sie klagte nicht, sondern lag still und friedlich auf ihrer Matte. Immer wieder bat sie, daß man ihr aus der Bibel vorlese. „Früher habe ich Gott nicht so erkannt," sagte sie, „erst mein Leiden hat mich gelehrt, ihn zu erkennen." Am Sonntag nachmittag kamen die Schwestern öfter mit einer Schar Mädchen, die Pauline alle ihre neuen Lieder vorsangen. Das war eine besondere Freude für die Kranke. Aber sie selbst vertrieb sich auch die langen dunkeln Stunden, so oft die Schmerzen ein wenig nachließen, mit Gesang. Schon als Kind hatte sie eine hübsche, weiche Stimme. Ich nannte sie immer meine kleine

Nachtigall. Die Hausgenossen freuten sich über den Gesang der Blinden, und ihr Stiefvater sagte: „Woher kennt Pauline nur so viele Lieder? Und wie süß kann sie singen?" Schneller, als wir zu hoffen gewagt, wurde Pauline von ihrem schweren Leiden erlöst. Sie starb am 14. Mai 1906. Mit ihrem Brautkleide geschmückt, lag sie im Sarg. Das Wort Joh. 16, 20: „Eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden", war noch ihr letzter Trost gewesen.

6. Allerlei aus der Schule.

a) Ein Gang durch die Mädchenschule in Keta.

Wir wollen einen Besuch in der Mädchenschule in Keta machen. Es schlägt acht Uhr. Wir betreten das große Schulzimmer. Die anwesenden Kinder empfangen uns mit freudigem Morgengruß. Der Gesang beginnt und schallt fröhlich empor. Er wird sicher und korrekt von einer eingeborenen Gehilfin auf dem Harmonium begleitet. Eine andere verliest ein Schriftwort, etwa Matth. 5, 44. 45: „Liebet eure Feinde ...., auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel." Daran schließt sich eine kurze Erklärung. An drastischen Beispielen zeigt sie, wie wir Kinder des Vaters im Himmel werden. „Wie sieht das Kind der Schildkröte aus?" „Wie eine Schildkröte." „Wem muß ebenso ein Kind Gottes gleichen?" „Gott."

Das Schülerinnenverzeichnis wird verlesen. Die Anwesenden antworten mit lautem „meli!" d. h. „ich bin da". Die Fehlenden werden geholt. Da kommt schon ein kleiner Nachzügler, die Tafel auf dem Kopfe, den Schieferstift im Wollhaar, eilig daher: „Aweno, bitte, entschuldige mich, ich habe die Glocke nicht gehört." Eine Hausordnung und Uhren, welche diese aufrecht erhalten, gibt es noch kaum im Elternhause. Die Kirchenuhr und die Schulglocke regeln den Tageslauf. Mit verschiedenen Botschaften kehren die zu den Abwesenden gesandten Kinder zurück. „Ich werde mich jetzt waschen, dann komme ich," heißt es hier; „ich esse jetzt, dann komme ich," dort. „Bitte, entschuldige mich," läßt eine andere sagen, „ich muß meiner Mutter die Kalabasse auf den Markt tragen, ich komme gleich, bitte, strafe mich nicht." „Ich habe keine Zeit, ich muß auf den Markt gehen," hat eine vierte gesagt. Hier und da geht die Weigerung auch von der Mutter aus: „Bin ich etwa früher zur Schule gegangen? Warum soll mein Kind gehen?" läßt sie sagen. Trotz Tropensonne muß sich die Schwester selbst auf den Weg machen, um einen Meinungsaustausch mit dieser Wider-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Johanna und Katarine Date, Schulmädchen in Keta.

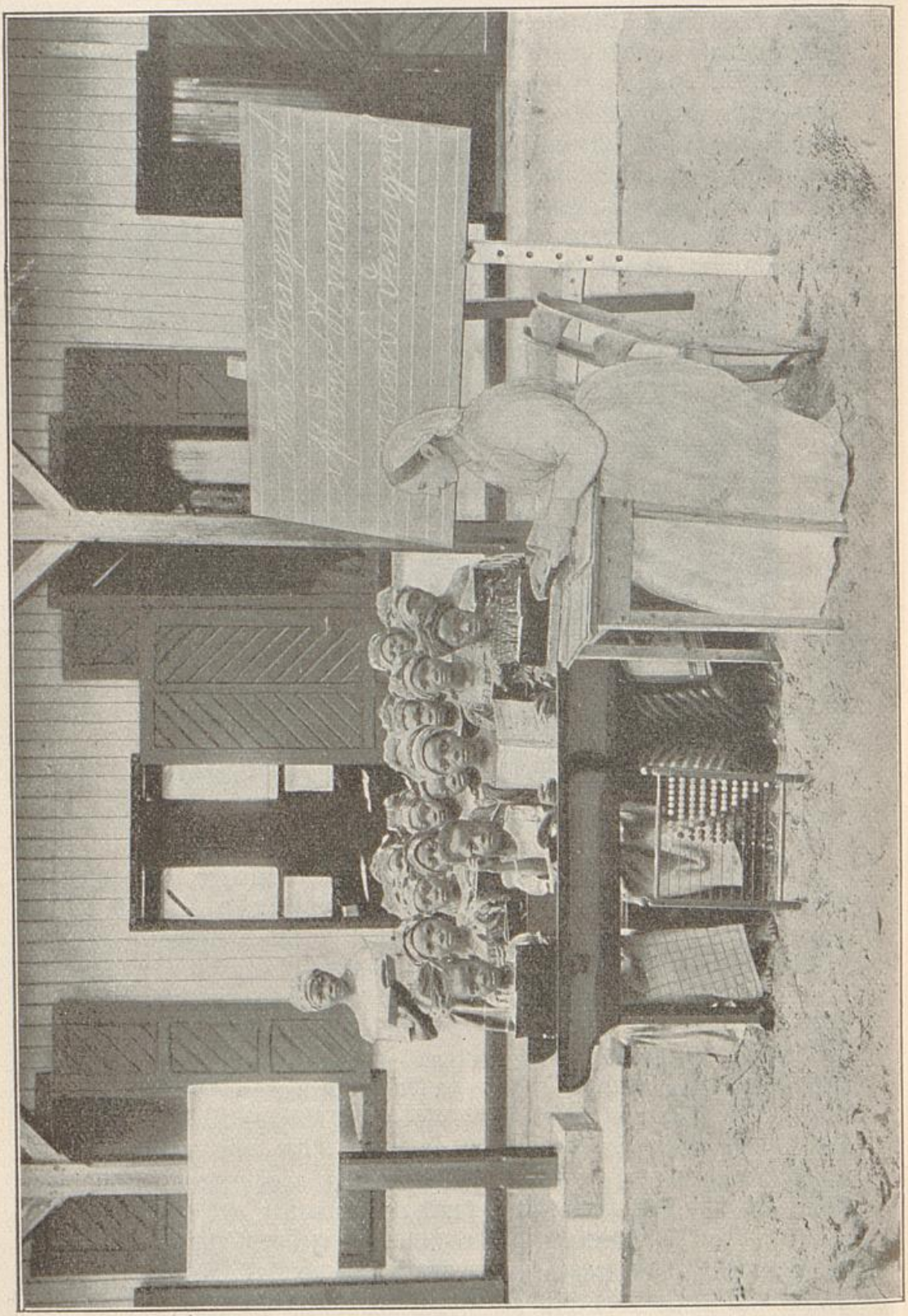
spenstigen zu haben. Auf dem Wege begegnet ihr eine Mutter, die im Begriff ist, ihr laut schreiendes Kind selbst zur Schule zu bringen. „Ich bitte dich, Aweno, strafe du sie, ich habe sie um acht Uhr zur Schule geschickt, und sie ist nicht gegangen."

Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit im Schulbesuch sind weit besser da, wo die Schule schon länger einen Einfluß geübt. Manche Uebelstände, welche in dieser Beziehung in Keta schon überwunden sind, machen in der zehn Jahre später gegründeten Mädchenschule in Lome jetzt noch viele Mühe. Was für ein Segen für die kleine Afrikanerin ist die feste Tageseinteilung, welche die Schule ihr gibt! Ein Segen, der ohne Frage dem christlichen Haushalt in Zukunft zugute kommt. Nicht nur die von der Mutter aufgetragene Arbeit muß vor acht Uhr am Morgen beendet sein, sondern auch für die Ordnung der eigenen Kleidung hat das Mädchen zu sorgen. Dem prüfenden Auge der Schwester entgeht die geringste Nachlässigkeit nicht. Auch hier tritt die Schule als Erzieherin ein. Beim Durchwandern der Klassen fallen uns die weiß gescheuerten Schulbänke auf. Wöchentlich einmal ist für jedes Klassenzimmer großes Scheuerfest, an dem die dafür bestimmten Schülerinnen sich jetzt schon mit großem Interesse beteiligen. In Lome scheuten die Mädchen nicht den Weg bis zum Meer, um Seewasser zu schöpfen, weil die Bänke, damit gescheuert, weißer werden. Am Scheuertage brachte jede sich aus eigenem Antrieb die harte Faser der Kokosnußpalme mit, die beim Scheuern des Holzes gute Dienste tut. Wie stolz schauten sie drein, wenn ihrer Arbeit am nächsten Morgen ein wohlverdientes Lob gespendet wurde! Und wie waren sie darauf bedacht, die Bänke

rein zu erhalten! Als die vierte Klasse einmal angewiesen wurde, sich zu einer gemeinsamen Unterrichtsstunde in dem Schulraum der dritten Klasse mit dieser zu vereinigen, baten die Mädchen dringend: „Bitte, dürfen wir in unserem Schulzimmer bleiben. Die dritte Klasse sagt immer: ‚Legt eure schmutzigen Hände nicht auf unsere reinen Bänke'." Nur eine geringfügige Sache — die Reinigung eines Klassenzimmers oder des Hofes —, aber ohne Einfluß auf die Wohnungen der zukünftigen Christenfamilien ist sie nicht.

Mädchen fegen den Hof.

Wir überzeugen uns in den verschiedenen Klassen, daß die Schülerinnen ihrem Unterricht mit Verständnis folgen, ja daß einige von ihnen, was Fähigkeiten und Leistungen betrifft, europäischen Kindern nicht nachstehen. In den Unterklassen lassen wir uns von der Wandtafel und aus der Ewefibel vorlesen. Hier macht es den Kleinen oft viele Mühe, die Silben zu Worten zu vereinigen, während die Größeren in den Oberklassen geläufig und verständnisvoll in Ewe und Englisch lesen. Es fällt uns dabei nicht als etwas Besonderes auf, daß jedes Kind sein eigenes Lesebuch hat. Aber wir wollen sie einmal fragen, wie sie in dessen Besitz gekommen sind. Eine hat sich das Geld dazu durch Sandtragen verdient, eine andere durch Gartenarbeit, wieder eine andere durch Häkeln eines Kisseneinsatzes oder eines bunten Wollschals, beides Gegenstände, die mit Vorliebe von den Afrikanern gekauft werden. Einmal



Leseſtunde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bat mich ein achtjähriges Mädchen um eine Anleihe von fünfundzwanzig Pfennigen. Sie wolle Mais dafür kaufen, ihn mahlen und mit Hilfe ihrer Mutter Maisbrot backen. Der Erlös für diese auf dem Markt beliebte Ware sollte zum Ankauf des Lesebuchs dienen. Die Versorgung des Mädchens liegt hauptsächlich in der Hand der Mutter. Wenn diese außerstande ist, die nötigen Schulbücher anzuschaffen, der Vater seine Unterstützung verweigert und auch der reiche Onkel in der Familie versagt, muß das Kind seine Zuflucht zur Selbsthilfe nehmen. Solch ein selbst erworbenes Buch wird dann um so besser in Ordnung gehalten. In der Oberklasse können wir eine englische Unterhaltung mit den Schülerinnen anknüpfen, wobei wir auf richtige und verständnisvolle Antworten rechnen dürfen.

Während wir von einer Unterrichtsstunde zur anderen gehen, vorausgesetzt, daß wir die Ewesprache verstehen, muß es uns auffallen, welch natürliches Talent zum Lehren und zum Herrschen die eingeborene Gehilfin dem Unterricht entgegenbringt. Haben die Kleinen sich bei dem für sie besonders schwierigen Rechnen die Köpfe zerbrochen, dann begrüßen sie die Anschauungsstunde um so freudiger. Mit leuchtenden Augen betrachten sie das große Wandbild, das ihnen einen Krebs in vergrößertem Maßstabe vorführt. Ja, dort im Eimer befindet sich sogar ein lebendiges Exemplar dieser Bewohner der Ketalagune. Sie werden von den Frauen fast täglich zur Suppe verwendet; so erklärt sich uns leicht die Lebhaftigkeit, mit der dieser Bekannte aus der Küche in der Schule begrüßt wird. Am meisten Freude bereitet uns eine Prüfung in der biblischen Geschichte, denn da wissen Große und Kleine gut Bescheid.

Einen Maßstab für die Leistungen gibt der umseitig stehende Brief einer Schülerin in Keta, der dem Original genau nachgebildet ist und in getreuer Uebersetzung lautet:

Keta, 4. Mai 1911.

Liebe Aweno!

Ich habe ein wenig Zeit, Dir diesen kleinen Brief zu schreiben. Wir alle haben Deinen Brief, der uns sehr süß war, erhalten, wir haben alle Worte darin vernommen und uns sehr darüber gefreut. Ich wünsche, daß Du wieder zu uns kommst, aber wir werden Dein Angesicht niemals wiedersehen. Dies ist für mich ein so großer Schmerz, daß ich es nicht sagen kann. Unsere Schule geht voran, und es ist viel Freude in der Schule. Gott möge geben, daß Du wieder ganz gesund wirst. Hier will ich schließen.

Ich grüße Dich herzlich, und ich grüße auch alle Europakinder!

Ich bin Deine liebe

Elisabeth Tameklo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keta, May 4 lia 1911

Aŭeno lõlõto,

Mekpo asinu via ḍe be maṅlo agbalẽ sue na wò. Mi katã mieḥo wò agbalẽ vivi la, miese eme-nya wo keṅ eye miekpo dzidzo le eṅuti. Medi na gava mia gbo; Gake la miega le wò ṅku me kpo ge gbeḍegbe o. Esia enye veve nam ṅuto esi nye matenu agblo o. Miaŭe suku la le edzi yim nyuie, eye dzidzo le suku la me. Mawu na na wò lãme na-se be nano dedie

Mese ḍe afisia

Meduḍo wò ŭa, eye meduḍo Ablotsiviwo hã ŭa

Nye wò lõlõto

Elisabeth Tameklo.

Auch der praktischen Ausbildung ist in der Schule Raum gegeben. Montags finden wir die Hälfte der Oberklasse abwechselnd am Waschfaß beschäftigt und Mittwochs am Plättbrett. Jede Schülerin nimmt die Kenntnis von richtiger Wäschebehandlung mit in ihr Haus. Ist uns bei Besichtigung der Hefte die Fertigkeit der Mädchen im Schreiben aufgefallen, so bewundern wir ebenso ihre Leistungen in weiblichen Handarbeiten. Es gibt Mädchen, die großes Geschick dafür haben. Neben der sauber genähten Steppnaht fällt der Strumpf und das mit der Maschine genähte Kinderkleid besonders ins Auge. Auch die Häkelarbeit und die Namenstickerei sind vertreten.

Beim Verlassen der Schule können wir uns des Eindrucks nicht verschließen, daß, wenn die Mädchenschulen ihre Schuldigkeit tun, durch sie ein neues Frauengeschlecht im Eweland heranwachsen muß.

b) Prüfung durch den Schulinspektor in Keta.

Nachdem unsere Missionsschulen im Jahre 1902 der englischen Schulbehörde unterstellt waren, fand im Oktober jenes Jahres die erste Prüfung durch den englischen Schulinspektor in der Mädchenschule in Keta statt. In einem Berichte darüber vom 25. Oktober lesen wir folgendes: „Am 10. Oktober hatten wir das gefürchtete englische Examen. Vor einer Sache, die man kennt, braucht man sich nicht zu fürchten. Aber wir konnten ja nicht wissen, was ein englischer Schulinspektor verlangen würde. Im August bekamen wir die Nachricht, daß er Anfang Oktober zu kommen gedenke. Bis dahin hatten wir angenommen, das Examen würde im Dezember stattfinden. So war längst noch nicht aller vorgeschriebene Stoff bewältigt, und als wir am 1. September die Schule nach den Ferien wieder begannen, entwickelte sich ein enormer Eifer, schnell noch recht viel in die Krausköpfe hineinzustecken. Es gab noch mancherlei zu tun, aber trotz der Kürze der Zeit wurde alles fertig.

Endlich kam der große Tag. Schon von sieben Uhr an füllten sich die unteren Räume mit schön gewaschenen und gesalbten Kindern in Sonntagskleidern. Unsere Kleinsten aus der Kleinkinderschule versammelten sich in einem neuen Schulzimmer, das wir kürzlich vom Kinderschlafsaale haben abtrennen lassen. Es war aufs schönste mit Palmenzweigen geschmückt. Sein schönster Schmuck aber war die wonnige kleine Gesellschaft, welche in feuerroten, hellblauen, rosa und grünen Röckchen auf den Bänken saß. Ihre schwarzen Augen glänzten vor Erwartung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was für eine Vorstellung solch ein Kinderkopf sich wohl von einem englischen Schulinspektor machen mochte!

Die fünf Schulklassen verteilten sich nach der Andacht in ihre Räume. Dabei war der Eifer so groß, daß eine kleine dicke Agnes den Inhalt eines Tintenglases über mein weißes Kleid goß. Der Schaden konnte glücklicherweise wieder kuriert werden, ehe der Inspektor kam. Er wünschte, mit den Unterklassen zu beginnen. Wir gingen also zuerst in die Kleinkinderschule. Die Kleinen sangen ein Kinderlied in verteilten Rollen. Dann stellten einige von ihnen Vögel, Frösche und Hühner dar, von dem Gesang der Klasse begleitet. Nachher wurden sie an der Hand eines großen Wandbildes über die Weihnachtsgeschichte gefragt. Sie waren mit großem Interesse dabei und konnten jede Frage beantworten, allerdings in Ewe, und hatten somit ihr Examen glänzend bestanden.

Von hier gingen wir in die fünfte Klasse. Der Inspektor ließ sich in Ewe und Englisch vorbuchstabieren und -lesen, ließ Zeichen und Buchstaben auf die Tafel schreiben und leichte Rechenexempel ausführen. Die Kinder zeigten ihre Künste mit großer Begeisterung. In der Anschauungsstunde verloren sie sich ganz in die Betrachtung der interessanten Dinge, über die sie gefragt wurden. Auch diese Klasse bestand gut. Zum Schluß gaben einige Kinder noch eine kleine Vorstellung in Ewe. Ben, im reingewaschenen und geplätteten weißen Anzug, war der Jäger, fünf kleine Mädchen stellten die Hasen dar, die von ihm mit furchtbarem Knall totgeschossen wurden und dann wieder vergnügt umhersprangen nach dem Liede: „Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal," das die ganze Klasse dazu sang.

Die vierte Klasse war im Anfang des Jahres mein besonderes Schmerzenskind. Beim Lesen guckten sie in die Luft anstatt ins Buch, beim Schreiben kamen sie überhaupt nicht in die Klasse, sondern saßen draußen und spitzten Schieferstifte, beim Singen schrien sie, beim Rechnen hatten sie meistens Tafel und Schieferstift vergessen, — und trotz alledem waren sie eine unwiderstehliche kleine Bande von Herzensdieben. Ein Mensch mit einem Herzen für Kinder konnte nicht eine Viertelstunde unter ihnen sein, ohne sie zu lieben. Sie gebrauchten nur Erziehung, denn es liegt auf der Hand, daß bei dem oben geschilderten System die Wissenschaften nicht gerade unter ihnen blühten. Nachdem sie aber begriffen hatten, daß die Schule nicht nur ein Ort ist, wo man wartet bis es aus ist, sondern daß man da was tut, hatten sie gute Fortschritte gemacht. Sie konnten sich sehen lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Von den achtunddreißig Schülerinnen der drei Oberklassen waren drei nicht anwesend. Es konnten also nur fünfunddreißig geprüft werden, und von diesen bestanden alle, bis auf eine, die in zwei Fächern Fehler machte. In diesen Klassen wurden sie in Englisch, Grammatik, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Handarbeit geprüft. Mr. Robertson war mit ihnen zufrieden. Als die Prüfung vorüber war, wurde die Nachricht, daß am Nachmittag keine Schule sei, von allen mit Freuden aufgenommen."

c) Besuche englischer Gouverneure in Keta.

Einen hervorragenden Tag brachte der Besuch des Gouverneurs der Goldküste, Sir Matthew Nathan, der Mädchenschule in Keta am 30. Oktober 1903. Ein Brief vom 9. November 1903 erzählt davon: „Hier in Keta haben wir in den letzten Oktobertagen ereignisvolle Stunden erlebt, denn der englische Gouverneur aus Accra kam in unsere Stadt. Wir wollten ihn vor dem Awedome in corpore, d. h. mit allen unseren Schulen, Lehrern, Missionaren und Schwestern unter einem von unserer Mission errichteten Ehrenbogen begrüßen. Die Sache hatte nur dadurch ihre Schwierigkeiten, daß man die Stunde seiner Ankunft nicht genau wußte. Wir standen schon um neun Uhr morgens in aller Feierlichkeit bereit, ihn zu

Schulen in Keta zum Empfang des Gouverneurs.

empfangen, als plötzlich die Nachricht kam, er komme erst am Nachmittag. Mit traurigen Gesichtern setzten unsere schön geschmückten kleinen Afrikanerinnen sich wieder auf die Schulbänke. Endlich nachmittags gegen vier Uhr erschien der Langerwartete zu Pferde. Er wurde mit lautem „Hurra!" begrüßt, zwei weißgekleidete Mädchen, mit Kränzen der Granatenblüte im schwarzen Haar, überreichten ihm Blumen, der Posaunenchor blies, und alle sangen: „God save the King!" Am nächsten Tage besuchte der Gouverneur unsere Schule. Wir führten ihm alle Klassen vor. Bei einem Gespräch mit dem Gouverneur konnte man durchaus den Eindruck gewinnen, daß er auch für Arbeitsgebiete, die ihm fernliegen, Einsicht und Verständnis hat. Er sagte z. B., daß ihm bei unseren Mädchen ihre vorteilhafte Erscheinung aufgefallen sei. „Ew. Exzellenz," antwortete ich, „das kommt daher, weil wir immer wieder von ihnen verlangen, die viel kleidsamere Landestracht beizubehalten und nicht der Vorliebe der Küstenbewohner für europäische Kleidung nachzugeben." Dann fragte er, ob wir nach ihrem Schulaustritt Einfluß über die Mädchen behielten. Ich erzählte ihm von unserem Jungfrauenverein und seinen Gesetzen. Er fragte mich eingehend danach. Unsere Schullisten und das in Englisch geführte Schultagebuch hatte er aufs genaueste eingesehen und fragte nach Einzelheiten."

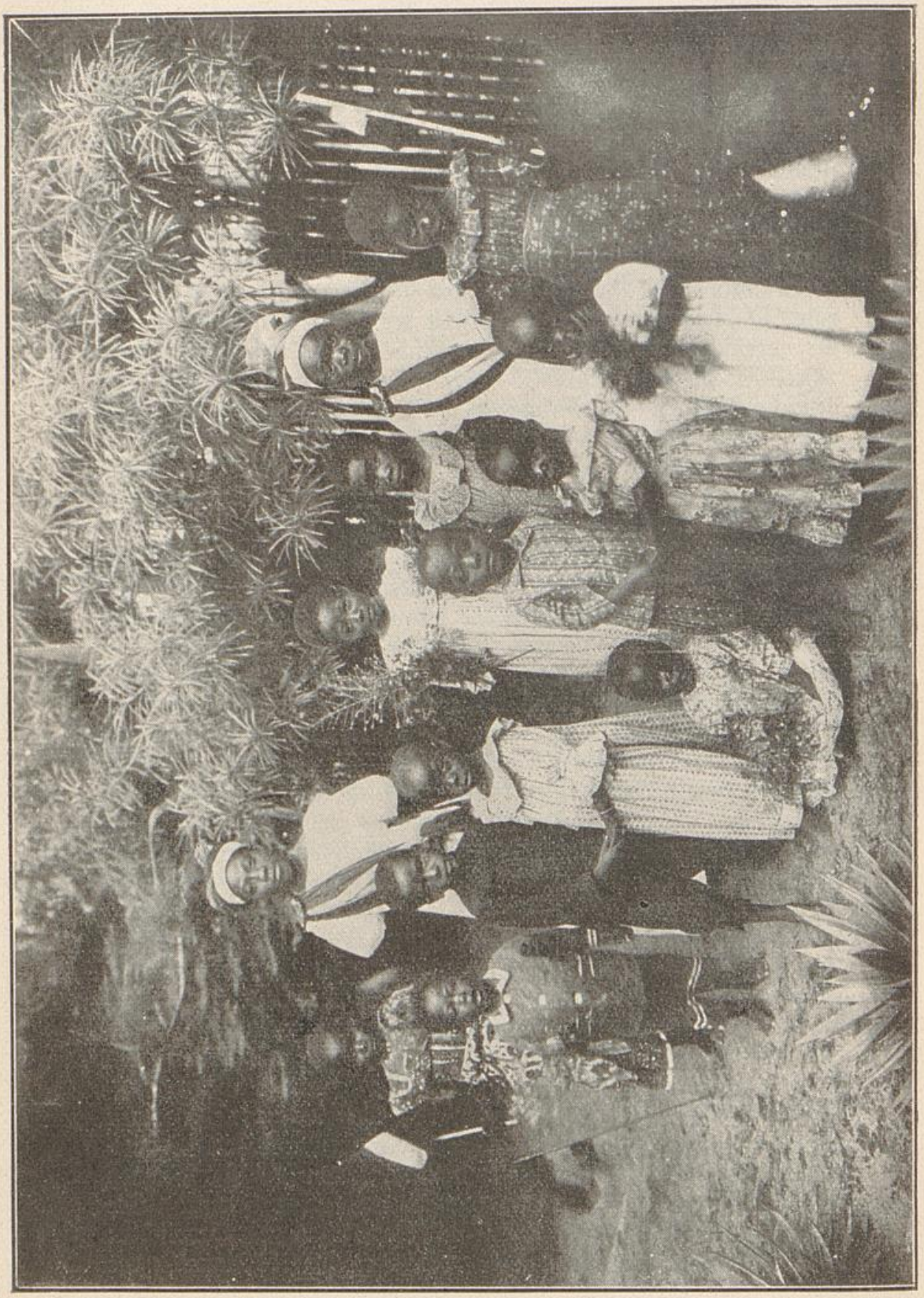
Am 24. April 1904 kam der Gouverneur der Goldküste, Sir Rodger, von Accra nach Keta. Am 26. April inspizierte er die Mädchenschule. Die Häschenhüpfkinder wurden ihm zuerst vorgeführt. Sie gefielen ihm so gut, daß er ihnen mit dem lebhaftesten Interesse bei ihren Spielen zusah. Er konnte sich gar nicht trennen, und sein Privatsekretär mußte ihn erst an die Flüchtigkeit der Zeit erinnern. Er schrieb unter anderem in das Schultagebuch: „Der Plan für den Unterricht in der Kleinkinderschule ist ausgezeichnet und wohl dazu angetan, Körper und Geist der Kinder zur Entwicklung zu bringen."

d) Deutscher Fürstenbesuch in Lome.

Im Jahre 1907 weilten der Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin und der Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, von Kamerun kommend, zwei Tage in Togo und besichtigten bei dieser Gelegenheit die Mädchenschule in Lome. Der damalige Gouverneur von Togo, Graf Zech, hatte angeordnet, wir möchten die Herrschaften im Freien empfangen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohl in Anbetracht unserer damals noch sehr mangelhaften Schulzimmer, die er vom Examen her kannte. Als wir die Nachricht von der bevorstehenden Reise der hohen Herren erhielten, lag ich mit Fieber danieder und mußte vom Krankenlager aus alle möglichen Anordnungen treffen, um unser Haus für den fürstlichen Besuch bereit zu machen. Frau Missionar Beck und Schwester Marie Weitz liehen mir, wie so oft, ihre hilfreichen Hände. Schwester Marie nähte vierundfünfzig kleine mecklenburgische Flaggen, die je zwei und zwei mit Palmenzweigen die siebenundzwanzig Pfeiler, auf denen die Veranda unseres Hauses ruht, schmückten. An der Frontseite des Hauses, dem Eingangstor gegenüber, war eine große deutsche Fahne um die Inschrift „Heil Friedrich Franz IV." malerisch drapiert, während kleine deutsche Flaggen und Palmenzweige dem Ganzen zu jeder Seite einen Abschluß gaben. Dieser einfache Schmuck gab unserem Hause ein sehr festliches Aussehen. Auf dem Hofe hinter dem Hause sollte der eigentliche Empfang stattfinden. Dort war inmitten der beflaggten Pfeiler unter der Veranda eine kleine Palmenlaube hergestellt, in der zwei bekränzte Stühle für die Fürsten standen. Auch für den Gouverneur und die begleitenden Herren des Gefolges waren Plätze vorgesehen. Unter den grünen Bäumen des Hofes waren rechts und links Schulbänke aufgestellt, welche die Kinder aufnahmen. In der Mitte, etwas im Hintergrunde, saß die Kleinkinderschule, einen großen Kreis bildend, im Sande. Mit großer Ausdauer hatten die größeren Mädchen auf den Köpfen frischen Sand vom Meeresstrande geholt, mit dem der ganze Hof bedeckt war. Wir beiden Schwestern stellten uns am Tor auf, um die Gäste zu empfangen. Der Polizeimeister von Lome kam auf dem Rad voran, um die Ankunft der Fürsten zu melden. Ihm folgten mehrere von Eingeborenen gezogene kleine Wagen, sogenannte Ritschkas, in deren erstem der Großherzog und der Gouverneur, Graf Zech, saßen. Im nächsten Wagen waren der Erbgroßherzog mit dem Adjutanten, Major von Heintze, und im dritten die übrigen Herren. Wir führten den Großherzog an den für ihn bestimmten Platz. Als wir den Hof betraten, erhoben alle Kinder sich mit lautem und deutlichem Gruß: „Guten Tag, Königliche Hoheiten!" Der Großherzog sagte: „Das ist ja rührend!" Sobald er saß, nahmen auch alle anderen Herren Platz. Zwei weißgekleidete Schülerinnen der Oberklasse, Rosina und Lina, traten jetzt mit Blumen und einem von den Kindern gearbeiteten Kissen hervor. Sie trugen mecklenburgische Schärpen und Kopftücher und überreichten ihre Geschenke, indem sie die mecklenburgische Nationalhymne



Kinder der Lomeschule beim Empfang des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinder der Lomeschule beim Empfang des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprachen, deren zweiten und dritten Vers wir so geändert hatten, daß auf die Reise nach Togo und die Ueberreichung des Kissens Bezug genommen war. Nach dem Gesang der Nationalhymne, sagten die verschiedenen Klassen, was sie in Deutsch konnten. Besonders niedlich machte die zweite Klasse „die Waschfrauen." Auch die Allerkleinsten trugen allerhand Spiele mit Gesang in Deutsch und Ewe vor und erwarben sich das Wohlgefallen der hohen Herrschaften.

Die Anerkennung, welche unserer Schularbeit von seiten der Großen dieser Welt zuteil wurde, hat uns Freude gebracht. Aber viel größer noch war meine Freude, als einmal ein schlichter und ungelehrter Afrikaner aus Keta zu mir kam und sagte: „Alweno, ich danke dir, daß unsere Kinder jetzt so viel bei euch lernen."

7. Die Häschenhüpfkinder.

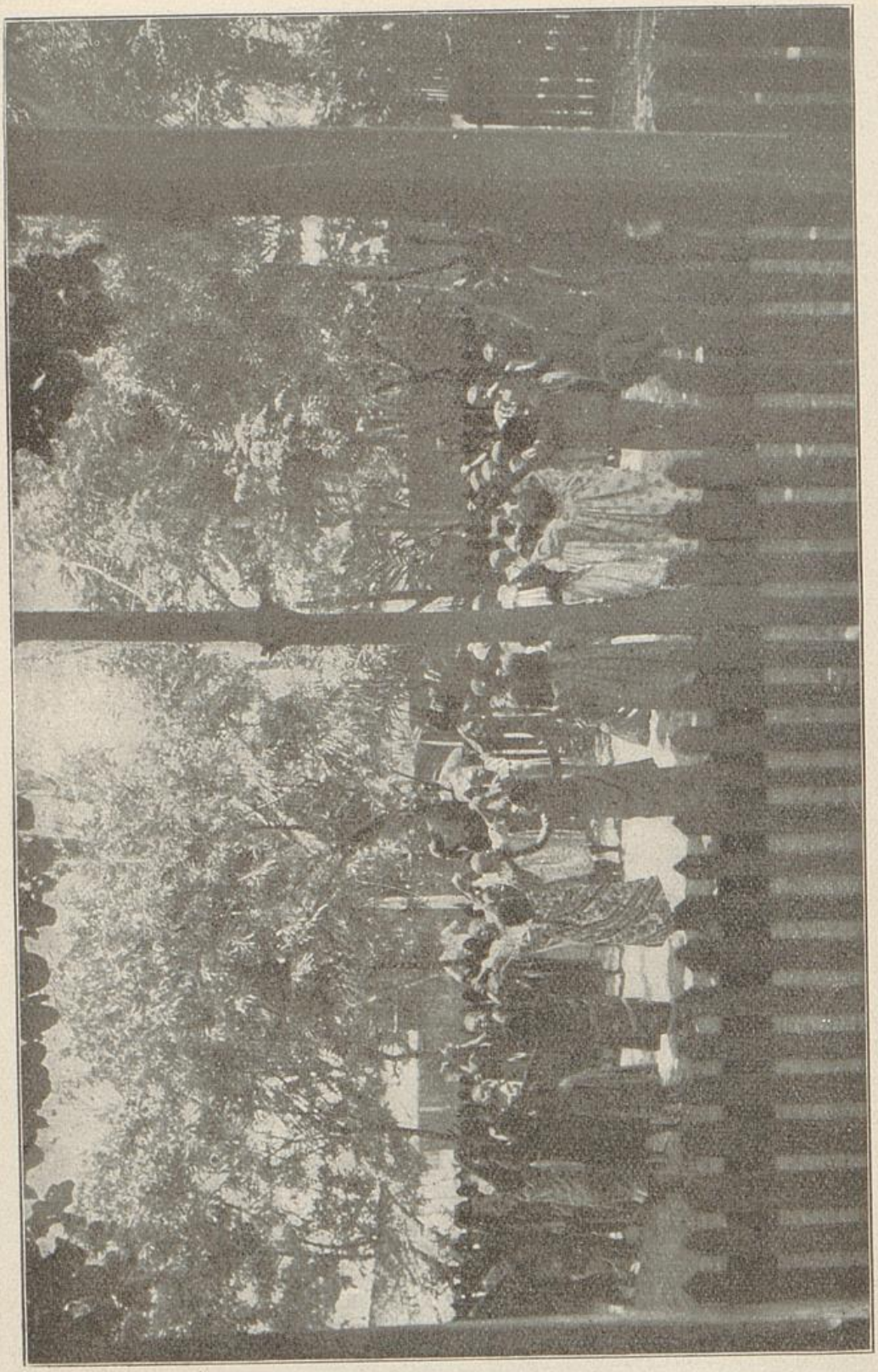
a) Bunte Bilder aus der Kleinkinderschule.

Die größte Anziehung der Kleinkinderschule bildeten nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern bald die Rundspiele.

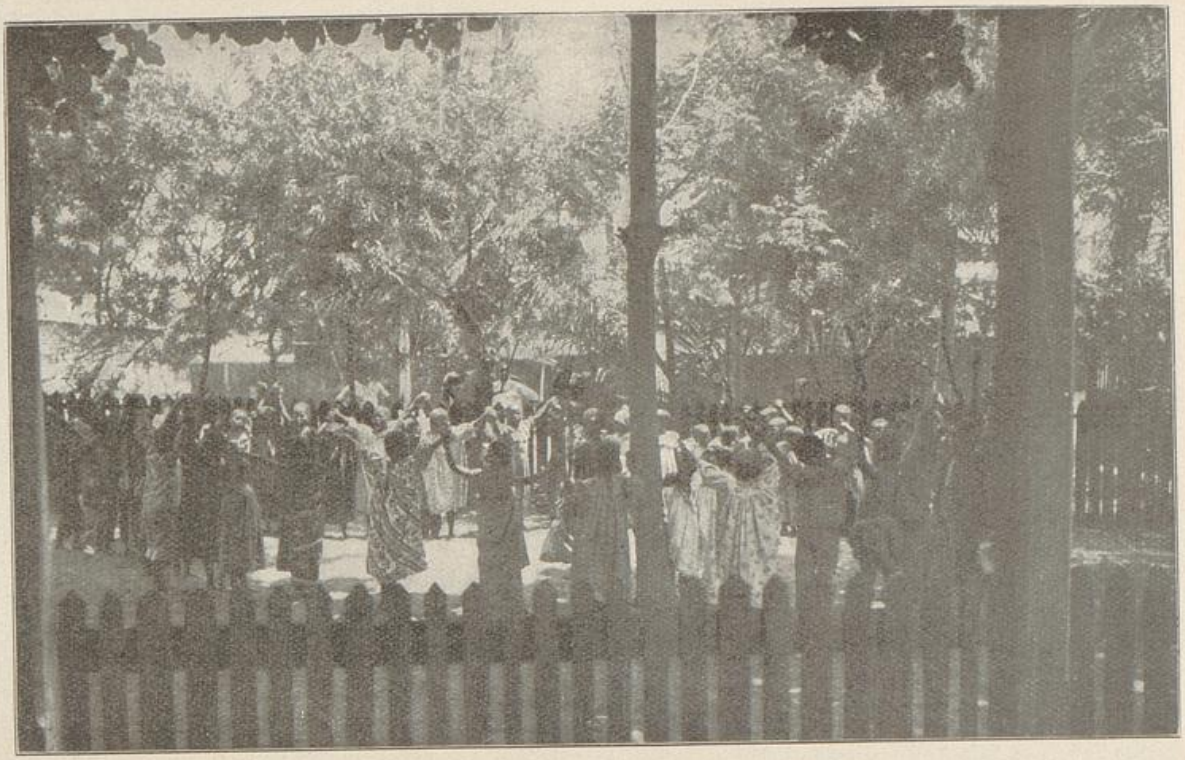
„Häschen in der Grube" war das erste Spiel, das wir mit Hilfe eines Lehrers in die Ewesprache übersetzten. Aus eigener Anschauung hatte ich damals noch nie einen Hasen in Afrika gesehen, wußte auch nicht, ob er den Kindern an der Küste bekannt sei. Dagegen hatten wir Ueberfluß an einer Art brauner Grillen, „abo" genannt. Diese besuchten uns in unseren Zimmern, saßen auf dem Schreibtisch und auf den Büchern und waren, nicht nur „einen ganzen Sommer lang," sondern jahraus jahrein unsere Gefährten. So wurde aus dem Häschen eine Grille, abo, und „Häschen hüpf!" wurde übersetzt mit „abo dzo kpo!" d. h. „Grille hüpf!" Dieses erste kleine Spiel hat der Kleinkinderschule ihren Namen gegeben, indem der Volksmund die kleinen Schüler und Schülerinnen „abodzokpoviwo" nannte. Die Uebersetzung dieses Namens ins Deutsche dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach lautet „Häschenhüpfkinder." Ein Christ unserer Gemeinde in Keta ließ uns einst folgende Botschaft senden: „Ich grüße euch, freut euch mit mir, diese Nacht hat Gott uns ein Häschenhüpfkind geschenkt," — soll heißen ein kleines Mädchen, das wir bald in die Reihen unserer kleinen Schüler und Schülerinnen aufnehmen könnten.

Die Kleinkinderschule hatte ihre ganz besondere Bedeutung dadurch, daß man schon die drei- bis sechs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Kleinkinderschule in Rom.



Kleinkinderschule in Lome.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jährigen Kinder sammelte. Man verhinderte so, daß die Kleinen in Schmutz, Ungehorsam und Eigensinn bei ihren Müttern blieben. Ungebadet wurde kein Kind angenommen und auch nicht unbekleidet. In dieser Beziehung hatte die Schule einen großen Einfluß auf die Kinder und auf die Mütter. Auch was Gehorsam, Fleiß, Pünktlichkeit betrifft, ging selbstverständlich eine Wandlung mit den Kindern vor. In der Schule selbst spielten sich oft Szenen ab, die von der Unfähigkeit der Mütter, ihre Kinder zu erziehen, Zeugnis gaben. Eines Tages brachte eine Frau ihren kleinen Knaben, um ihn in der Schule abzuliefern. Plötzlich ertönt ein entsetzliches Geschrei. Ich eile aus der Unterklasse herbei. Da steht Imanuel mit den großen Augen, die sonst immer so sanft blicken, zornsprühend vor seiner Mutter, gegen die er eben die kleine Hand erheben will. Auf meine Frage, was geschehen, sagt jene: „Ich habe ihm zwei Pfennige gegeben für sein Frühstück, er will aber fünf Pfennige haben." Imanuel wird zur Rede gestellt und, wenn auch noch schluchzend, in seine Klasse gebracht. Ehe er sich aber auf sein Bänkchen setzt, dreht er sich noch einmal um und wirft die zwei Pfennige zornig in die Ecke. Ich erkläre ihm, daß er durch solches Betragen das Recht auf jedes Frühstück verscherzt habe. Er ist ganz erschüttert und von seinem Unrecht überzeugt, und wenn er auch noch nicht in den nun beginnenden Gesang mit einstimmt, so bemüht er sich doch, sein Schluchzen zu unterdrücken. In den Blicken der übrigen Schulkinder ist es deutlich zu lesen, daß die öffentliche Meinung gegen den kleinen Schuldigen ist. Das bringt ihn noch mehr zur Einkehr. Da tritt eine unerwartete Wendung ein. Plötzlich steht die Mutter vor ihrem kleinen Trotzkopf und reicht ihm mit mitleidigem Blick — ein Fünfpfennigstück. Was sollte aus diesen Kindern werden, wenn wir nicht sie und ihre Mütter zu erziehen versuchten? Die Mütter waren oft sehr erstaunt, daß ihre Kinder uns gehorchten. Was hatte man aber auch an ihnen zu erziehen, einfach alles! Was bei uns die Kinderstube leistet, das fiel dort alles der Kleinkinderschule zu. Viel wichtiger aber als dieses war, daß man in diesen Kleinen das in ihnen schlummernde geistige Leben weckte und ihre Phantasie mit reinen Bildern und Gedanken füllte. Wir konnten sie dem Bösen und Unreinen, das sie umgab, nicht entziehen, aber wir konnten in ihnen eine Macht dagegen schaffen. Als ihre vornehmste Aufgabe mußte die Kleinkinderschule es betrachten, dem Verderben entgegenzuarbeiten, welches die Laster des Heidentums schon der zarten Kindesseele bringen.

Kleinkinderschule in Come.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dazu half uns zunächst die Betrachtung und Besprechung eines biblischen Bildes. Wir wollen einmal im Geist einer solchen beiwohnen. Wir finden die Kleinen in ihrer Klasse. Was für glückstrahlende, fröhliche schwarze Augen schauen uns beim Eintritt an! In hübsch geordneten Reihen sitzt die kleine Gesellschaft auf ihren Bänken oder, wo es an Raum mangelt, auf dem Fußboden daneben. Der fröhliche Gesang ist eben verklungen und der Augenblick des Stillsitzens gekommen. An der Wand hängt ein großes, buntes Bild, die Rettung des kleinen Moses darstellend. Die eingeborene Lehrerin, das schwarze Haupt mit einem bunten Tuche verziert und das Landestuch malerisch über die Schulter gelegt, steht daneben, den Stock in der Hand. Jetzt zeigt sie auf das Kind in dem Körbchen und fragt die gespannt hinschauende kleine Schar nach seinem Namen. Und „Moses" tönt es von allen Seiten. „Wer hat den kleinen Moses in das Körbchen im Schilf gelegt?" „Seine Mutter." „Wo tut eure Mutter das Schwesterchen oder Brüderchen hin?" „Sie bindet es auf den Rücken." „Hatte denn Moses' Mutter ihr Kind nicht lieb?" „Doch, ja, sie wollte es retten." Und nun kommt der Mordbefehl Pharaos, und auf dem Bilde wird ein Aegypter gezeigt, der im Begriff steht, einer israelitischen Mutter ihr Kind zu entreißen, um es in den Nil zu werfen. „Was hatte Moses Mutter getan, als sie das Körbchen mit dem Kinde in das Schilf stellte?" „Sie hatte gebetet." „Und wer hatte ihr Gebet erhört?" „Gott." Das Entzücken der Kleinen beim Betrachten der schönen Prinzessin und deren Dienerinnen, sowie beim Lauschen auf den Fortgang der Geschichte ist wonnig zu sehen.

Was für neue, große, herrliche Gedanken kommen hier in die Kindesseele! Es gibt einen Gott, der das Gebet einer Mutter erhört, der auch eines kleinen Kindes sich annimmt. Und das ist nicht nur ein Gedanke, sondern große und wahrhaftige Wirklichkeit. In ihren Häusern haben die Kinder nur von grausamen Geistern und Dämonen gehört, denen ihre Eltern in knechtischer Furcht täglich Opfer bringen, um dem Unheil und dem Verderben zu entgehen, welche jene beständig bereit sind, ihnen zu senden. Und nun diese wundervolle Botschaft von einem Gott der Liebe! Wie strecken sich alle Fasern des Kindesherzens diesem Gott entgegen; ist es doch zu ihm geschaffen!

Zu lange darf Stillesitzen und Zuhören nicht von dem kleinen Neulinge in der Schule verlangt werden. Darum erschallt nun wieder ein fröhliches Lied. Und dieses Lied gibt in der Kinder eigener Sprache kurz die Hauptgedanken der Mosesgeschichte wieder. Da heißt es im ersten Verse:

Ein Kindlein, sieh, im Körbchen dort,
Verlassen am einsamen Ort!
Es rauscht im Schilf, ein Krokodil
Jetzt nach dem Kindlein schnappen will.
Da kommt die Königstochter her:
„O, Kindlein, weine nicht so sehr,
Sei ganz getrost," und weich und warm
Legt sie es in der Mutter Arm.

Mit Begeisterung singen die Kleinen das und fügen dann im zweiten Vers hinzu:

Sieh, Gottes Vaterauge wacht
Für alle Kinder Tag und Nacht.
Er rettete den Moses klein
Und will auch mein Beschützer sein.
Drum will ich fröhlich ihm vertraun,
Von ganzem Herzen auf ihn baun.
Gott will ich stets gehorsam sein
Und ihm mein ganzes Leben weihn.

Im Nu ist, dank der musikalischen Begabung der Neger, die Melodie erfaßt und behalten; so darf man gewiß sein, daß durch das Lied noch manchem unvorhergesehenen Zuhörer die Geschichte bekannt wird.

Neben dem Schulraume der Kleinkinderschule wird immer für einen schönen, schattigen Spielplatz gesorgt. Eine große Auswahl unserer Rundspiele ist in Ewe übersetzt und den Begriffen afrikanischer Kinder angepaßt. Im wohlgeordneten Kreise werden sie unter Anleitung von einer oder zwei Gehilfinnen von den Kindern gesungen und aufgeführt. Und dabei

Kleinkinderschule in Amedzowe.

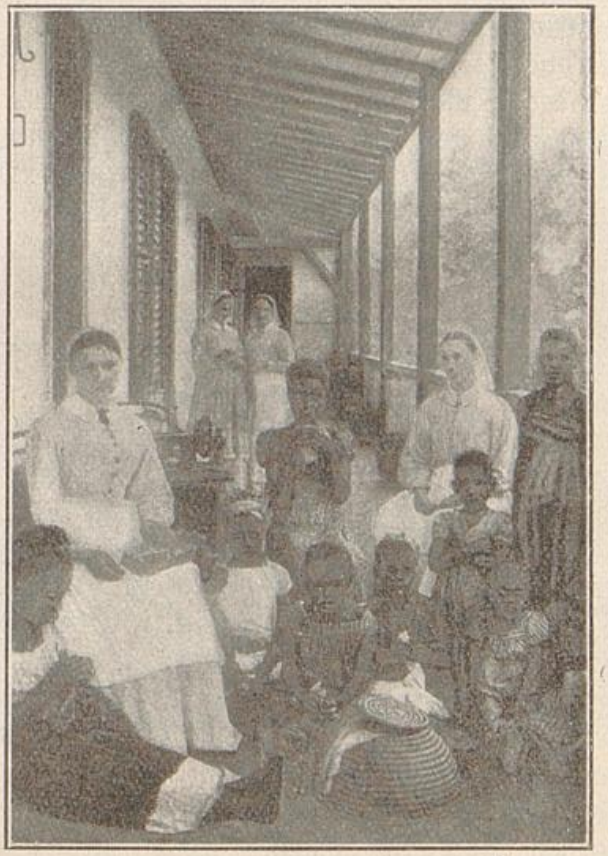
beteiligen sie sich so mit ganzem Herzen, daß es eine Lust ist, zuzusehen. Variationen in der Ausführung sind bis zu einem gewissen Grade gestattet. Denn die lebendige Beteiligung der Kinder war uns bei diesen Spielen eine wichtige Sache. Wenn sie mit Begeisterung unter dem Schatten der Palmen sangen „Alle unsre Enten schwimmen auf dem See," war die Vorschrift bei „Köpfchen ins Wasser" den Kopf ein wenig zu neigen. Da fiel es auf einmal einem mutwilligen Negerbübchen ein, mit größter Behendigkeit die Erde mit seinem Kopfe zu berühren, und sofort machten es alle vierzig kleinen Knaben nach, während die Mädchen bei einer sanften Verneigung blieben.

Es geht nach Hause.

Abwechslung ist die Seele des Vergnügens. Und so spielt trotz alles Frohsinns und aller Lust am Spiel bei diesen Kleinen das Nachhausegehen auch eine große Rolle. Zwei und zwei marschieren sie unter dem Gesange eines Wanderliedes nach der Melodie „Das Wandern ist des Müllers Lust" zum Tore hinaus. Jedes legt sein Händchen auf die Schultern des vor ihm schreitenden Kindes, so wird die Ordnung im Zuge leichter aufrecht erhalten.

In früheren Jahren schlossen sich dem Unterricht am Morgen noch zwei Stunden nachmittags an. Die größeren Knaben und Mädchen saßen sittsam auf der Bank und machten ihre ersten

Nähversuche. Bei den Eweern lernen die Knaben auch die Nadel führen und können sich meistens die eigene Kleidung nähen. Bis vor kurzem war Nähen nur eine Beschäftigung für Männer. Kleine bunte Kattunflickchen wurden zu Tüchern und Kleidern zusammengenäht. Besonders auf die Knaben hatte diese Beschränkung ihrer Freiheit einen sehr wohltuenden Einfluß. Seit der Ueberfüllung der Unterklassen hatte man eine Zeitlang von diesem Nachmittagsunterricht abgesehen, der aber in neuester Zeit in Keta und Lome wieder begonnen hat. An Stelle des Nähunterrichts hat man Schreibleseunterricht treten lassen.



Der erste Nähunterricht in Keta.

Fast jeden Tag gibt es in der Kleinkinderschule Saumselige, die immer erst wieder eines Anstoßes bedürfen, ehe sie zur Schule kommen. Die Schwester geht oft selbst, um solch ein kleines Faulenzerchen zu holen und erlebt auf diesen Wegen Ernstes und Heiteres. „Wo ist Kwaschi?" fragt sie in einem Gehöft, „er soll zur Schule kommen." Kwaschi, der keinen bedeutenden Zug zu den Wissenschaften hat, sitzt dort am Feuer-

herd und röstet Erdnüsse, mit Freuden auf den Augenblick wartend, wo er sie verzehren kann. Nun auf einmal heißt es: „Kwaschi, geh zur Schule!" Noch einen trüben Blick wirft er auf die halbgebräunten Nüsse, dann erhebt er sich langsam und sucht sich aus der einen Ecke des Hofes sein Höschen, aus der anderen sein Jäckchen. Aber weder Großmutter noch Tante wissen, wie man solch ein Ding anfaßt, und vielleicht hätte er sie heute noch nicht an, wenn die Schwester nicht hilfreich eingegriffen. Meistens ist, wenn sie kommt, die Morgentoilette noch nicht beendet. Vor einer Haustür steht mitten auf einem freien Platze eine große weiße Schale von riesigem Umfang mit Wasser gefüllt, und darin ein braunes Bübchen, das von der Mutter mit einer strohartigen Pflanzenfaser tüchtig abgescheuert wird. Dabei fließt die Schale über von dem köstlichen Naß, und eine Entenschar kommt schnatternd herbei, bemüht, von dem Ueberfluß mit zu genießen. Die Schwester wartet, bis Bad und Anzug vollendet sind, und nimmt dann den Reingewaschenen mit zur Schule. Sie hat nicht umsonst gewartet, denn es fand sich Gelegenheit zu einem guten Wort, das ein andermal bei einem Nachmittagsbesuch eine Vertiefung erfährt.

In einem anderen Hause sind alle Bewohner um das erst acht Tage alte Baby beschäftigt, welches gewaschen wird. Der Mutterliebe zarte Sorgen bewachen zwar auch seinen goldenen Morgen, aber etwas rauher wird es doch angefaßt als unsere Kinder. Schon seine Lage beim Baden ist weniger bequem. Es liegt nicht in der Badewanne, sondern auf den bloßen Knien seiner Mutter, die ihm, mit dem Köpfchen beginnend, nicht allzu sanft das ganze Körperchen abseift. Ist eine Seite fertig, so wird das ganze Kindchen am Aermchen angefaßt und umgelegt. Dann wird es wieder und wieder mit Wasser begossen, mit Stärkemehl bestrichen und gesalbt. Erst nachdem das Jüngste nach jeder Hinsicht versorgt ist, ruft die Mutter ihren kleinen Kofi, begießt ihn von oben bis unten mit Wasser, trocknet ihn ab, löst ihr eigenes Tuch und bindet es Kofi um. So ist er ganz hinreichend bekleidet und für die Schule fertig.

Manche krause Antwort kommt aus dem Munde der Krausköpfchen in der Schule. Beim Besprechen der Weihnachtsgeschichte werden die Kleinen gefragt: „Wie heißt das Lied der Engel, welches sie bei den Hirten auf dem Felde sangen?" Jedes strengt sein Köpfchen an, dann sagt eins ganz froh: „Fröhliche Weihnacht überall," denn das ist das Lied, welches ihm am besten gefällt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besonders aufmerksam lauscht dem Worte der Lehrerin die kleine dicke Beatrice mit den runden Augen. Die Lehrerin erzählt von der Hochzeit zu Kana und zeigt das schöne, bunte Bild, wo viele Menschen um den Tisch sitzen und Hochzeit feiern. Am andern Morgen fragt die Lehrerin: „Beatrice, was siehst du auf diesem Bilde?" „Den Markt," lautet die schnelle Antwort, denn über den Markt führt sie ja ihr Schulweg, und da hat sie eben auch so viele Menschen gesehen. Ein andermal wird gefragt: „Warum kommt ihr zur Schule?" Wiederum ist Beatrice schnell mit der Antwort zur Hand: „Weil wir Reis kaufen." Um zehn Uhr kommt nämlich ein großer Topf mit Reis ins Zimmer, und jedes Kind kauft sich für zwei oder drei oder fünf Pfennige sein Frühstück.

Die Kleinsten beim Frühstück.

Ein großes Ereignis ist mit Beginn des neuen Schuljahres die Versetzung der älteren Knaben und Mädchen in die unterste Schulklasse. Für die Knaben ist es ein größerer Lebensabschnitt, denn sie verlassen jetzt die Mädchenschule und werden in die Knabenschule aufgenommen. Nach feierlicher Abschiedsrede, in der es an ernsten Ermahnungen nicht fehlt, geht es unter Leitung der Schulschwester mit fröhlichem Gesang in wohlgeordnetem Zuge hinüber. Dort werden sie dem Lehrer der untersten Knabenklasse besonders ans Herz gelegt. Während ihres ersten Schuljahres behielten wir sie noch ein wenig mit im

Knaben beim Soldatenspielen.

Auge. Sowohl bei Schulvorsteher und Lehrer, als auch bei den Eltern wurden öfters Erkundigungen nach ihrem Betragen eingezogen. Sie selbst erstiegen mit Freude diese erste Staffel ihres Lebensweges und wandten der Mädchenschule stolz den Rücken. „O, ihr Häschenhüpfkinder," riefen sie den Kleinen verächtlich zu, wenn sie diese auf dem Schulwege trafen. Nachmittags aber standen sie mit verlangenden Blicken vor der offenen Tür der Nähschulklasse. Gar zu gern hätten sie wie sonst mit den Kleinen die bunten Läppchen zusammengenäht zum Landeskleid. Auch bei dem jährlichen Kinderfest der Kleinen suchten die schon entlassenen Knaben immer wieder sich ein Plätzchen zu erobern.

b) Erfolge der Arbeit.

Als ich im Jahre 1904 von Keta nach Europa reiste, brachten mir zwei junge Männer ein Abschiedsgeschenk und sagten: „Aweno, wir sind auch noch deine Häschenhüpfkinder gewesen."

Der Einfluß zum Guten, welchen die Kleinkinderschule ausübt, wird nicht nur den Kindern selbst, sondern oft auch ihren Eltern und der weiteren Familie zum Segen. Es ist oben erzählt, wie die kleine Amenume aus Atiavi die Götzen

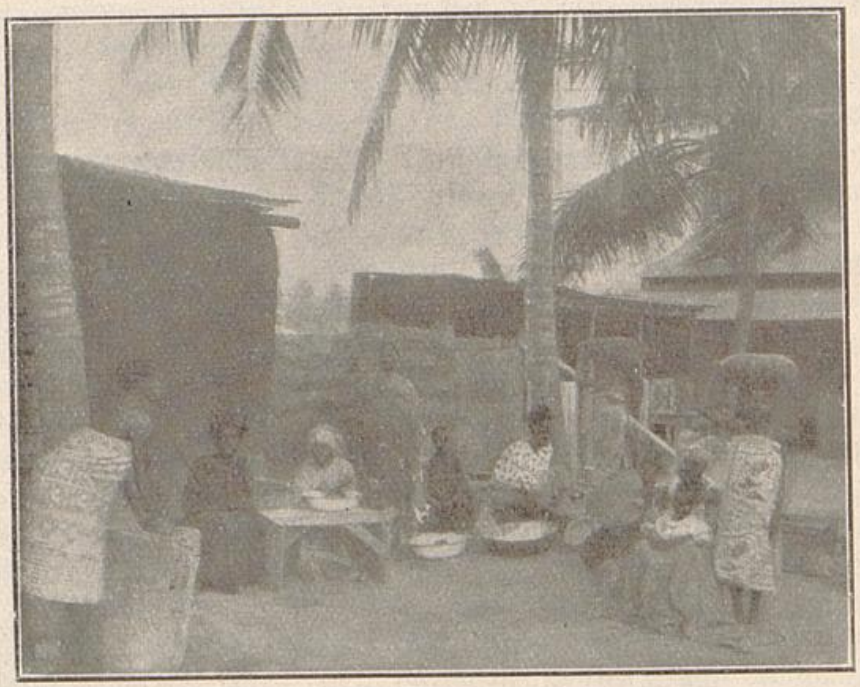
ihrer Mutter versteckte und diese aufforderte, den lebendigen Gott anzubeten, wie andere Kleine in Anyako und Woe ihre Mütter zur Kirche riefen.

Ein kleiner Knabe, namens Albert, war in der Schule schwer zum Stillsitzen zu bringen. Trat ich in die Klasse und fragte die Lehrgehilfin: „Wo ist Albert?", dann lautete die Antwort gewöhnlich: „Eben saß er noch auf seinem Platze." Nun war er nirgends zu finden. Das ganze Zimmer wurde vergeblich durchsucht, bis er schließlich in der Ecke neben dem Harmonium entdeckt wurde. Auch außerhalb der Schule kam die Wanderlust über ihn. Er sah am Strande den Fischern zu, wie sie das große Netz auswarfen, und bemerkte, während er mit ihnen ging, nicht, wie sie sich bei ihrer Arbeit mehr und mehr von seinem Heimatort entfernten. Bei Dunkelwerden fand er sich in dem zwei Stunden von Keta entfernten Woe und mußte hier übernachten. Daheim wußte man nichts von seinen Streifzügen und sorgte sich um den Verbleib des Knaben. Die Furcht vor Strafe hinderte ihn, den Weg nach Hause wieder einzuschlagen, und so blieb die arme Mutter tagelang in Sorge um ihr Kind, bis endlich Marktleute ihr Nachricht von Alberts Aufenthalt in Woe brachten. Selbst dieser kleine Wandervogel hatte trotz der Unbeständigkeit und der Lückenhaftigkeit seines Schulbesuches so viel gelernt, daß er, als er unerwartet früh die große Wanderung aus diesem Leben in das zukünftige antreten mußte, wohl wußte, wo er Hilfe für den schweren Weg finden könne. Kaum achtjährig, erkrankte er plötzlich an Gehirnentzündung. In seinen heftigen Schmerzen flehte er zu dem großen Kinderfreund, den er in der Schule kennen gelernt hatte. Immer wieder hörte man ihn rufen: „Aweto, Aweto, Aweto," d. h. Herr.

Ein anderer Knabe, Ferdinand, war uns durch sein stilles, ruhiges Wesen besonders lieb. In Streitigkeiten, die unter kleinen Afrikanern oft vorkommen, war er selten verwickelt. Er konnte nicht recht mit der Sprache voran und stotterte ein wenig; aber in seiner biblischen Geschichte wußte er trefflich Bescheid und konnte gut antworten. Als er an schwerem Fieber erkrankte, verlangte Ferdinands Vater, ein heidnischer Häuptling, daß man zu Zaubermitteln seine Zuflucht nehme, und die Mutter, welche wie Ferdinand getauft war, konnte es nicht hindern. Während der Knabe halb bewußtlos, halb schlafend dalag, kam ein heidnischer Zauberer, der Ferdinand seine Zauberfäden, mit Vogelfedern und Muscheln versehen, an Knie, Handgelenk und Hals befestigte. Das sollte ihm Heilung bringen. In seiner Bewußtlosigkeit hatte der Knabe nichts von der Anwesenheit des Zauberers

bemerkt. Da erwachte er plötzlich und schaute mit Verständnis um sich. Sein Blick fiel auf seine Mutter, die an seinem Lager saß, und dann auf die Großmütter, Tanten, Schwestern, Verwandten und Freunde, welche nach Negersitte sich um das Lager des Kranken versammelt hatten. Da sitzen sie meistens stundenlang schweigend nebeneinander, abwartend, wie sich die Krankheit wendet. Ferdinand sah die Zauberfäden, und kaum hatte er sie erblickt, so nahm er seine letzte Kraft zusammen, riß sie ab und warf sie von sich. Er wollte ein Christ sein, und zwar ein ganzer, und ob er wohl als kleiner Knabe allein stand gegen seine ganze Verwandtschaft, so hatte er doch den Mut, durch diese Handlung offen zu bekennen: Ich bin ein Christ und will nichts mit dem Heidentum zu tun haben. Der treue Bekenner ist von seinem Krankenlager nicht wieder aufgestanden, Gott hat ihn heimgerufen.

Durch die Kleinkinderschule gewinnt man am leichtesten Zutritt in die Familien. Ein Kleines bringt ein anderes mit. Dem gefällt es, und es kommt wieder. „Aweno, willst du nicht meine Mutter auch mal besuchen?" heißt es dann nach einiger Zeit. Wir treten in das unbekannte Gehöft, in die unbekannte Familie ein. Aber wir sind dort keine Fremden. Unsere kleine Schülerin hat schon so viel von der weißen Lehrerin



Frauen bei der Arbeit in ihrem Gehöft.

erzählt, daß besonders die Mutter uns mit Freuden aufnimmt. Der Weg zu den Herzen der Mütter geht durch die Kinder. Unsere Liebe zu ihrem Kinde hat uns das Herz der Mutter aufgeschlossen und gewonnen. Sie begreift nicht das wunderbare Etwas, das uns eine Macht über ihr Kind gibt. Wie geht es zu, daß der kleine Eigensinn uns gehorsam ist? Woher diese Anhänglichkeit an die Schule? Das sind Rätsel für die Mutter, die sie gern beantwortet hätte. Sie geht mit ihrem Kindlein in die Christenkirche, die bis jetzt für sie keine Anziehung hatte. Sie fängt an zu verstehen, und Christi Wort verstehen heißt in den meisten Fällen es lieben.

c) Einweihung der Kleinkinderschulfiliale in Hagbanu.

Wir dürfen es daher mit Freuden begrüßen, daß von Keta aus schon vier Kleinkinderschulfilialen auf Außenstationen errichtet sind, in Dzelukowe, Anyako, Woe und Hagbanu am Vodzawege bei Keta.

Von der Einweihung der letzteren im Mai 1910 erzählt uns Missionar Salkowski. Er schreibt: „An einem Sonntag nach der Predigt verkündete ich der Gemeinde, daß wir nachmittags die Heiden in dem Stadtteil, wo die Schulhütte der neuen Kleinkinderschule ist, besuchen und ihnen Gottes Wort verkündigen wollten. Dabei könnten wir sie gleich auf die neue Schule in ihrer Nähe aufmerksam machen und ihre kleinen Kinder dazu einladen. Um drei Uhr versammelten wir uns in der Kirche. Wir sangen das bekannte Missionslied: ‚Brüder, streuet guten Samen.' Darauf beteten wir, daß der Herr unsere Predigt unter den Heiden segnen wolle, und machten uns auf den Weg. Unser Gesang lockte die Nachzügler schnell herbei. Je weiter wir marschierten, desto größer wurde unsere Schar.

In etwa zwanzig Minuten hatten wir unser Ziel erreicht. Das Fischerdorf heißt Hagbanu. Auf dem Gerichtsplatz stellten wir uns auf. Die Seminaristen und einige ältere Schüler besetzten gleich einen Erdhügel und ließen von dort aus einige Weisen auf ihren Trompeten erschallen. Wir besuchten die beiden Häuptlinge des Dorfes, um sie zu begrüßen und einzuladen. Bald stellten sich denn auch Männer und Frauen mit ihren Kindern ein. Nach nochmaliger Begrüßung fing ich an, ihnen von dem großen Kinderfreund, unserem Heiland Jesus Christus zu erzählen, wie er durch uns nun auch ihre Kinder alle einlade, um sie zu segnen. Um ihnen und ihren Kindern es leichter zu machen, hätten wir in ihrer Nähe eine kleine

Schule gebaut, wo sie jeden Tag Gottes Wort lernen und außerdem singen und spielen könnten. Sie sollten es nur einmal probieren. Ich stellte den Leuten auch gleich die Lehrerin Rosa Tay vor. Sie ist übrigens seit Januar die Braut unseres Lehrers Ludwig Adzaklo, der Br. Spieth bei der Uebersetzung des Alten Testaments geholfen hat. Nach mir sprachen noch zwei Kirchenälteste und ein Lehrer und bekräftigten, was ich gesagt hatte.

Zum Schluß riefen die Schwestern ihre Kinder zusammen und führten mit ihnen eine ganze Anzahl der Spiele vor, die in der Kleinkinderschule gespielt werden. Es war eine Freude zu sehen, was für Augen die Heiden, alte und junge, machten,

Die Kleinkinderschule in Hagbanu.

als sie diese schönen Spiele und die Fröhlichkeit der Kinder sahen. Nach dem ersten Spiel hielt ein Mann den Schwestern gleich eines seiner Kinder entgegen und sagte: „Hier, nimm es in deine Schule".

Als die Kinder fertig gespielt hatten, luden wir alle ein, mit uns zum Platz, wo die neue Schule stand, zu gehen. Die meisten kamen mit. Unter schönen, dichten Palmen stand sie da. Von der See wehte eine frische Brise und brachte Erquickung. Sobald alles versammelt war, bat ich um Stille, damit Lehrer Amegasi das Weihegebet sprechen konnte. Darauf wendeten wir uns nochmals an die Versammlung und schlossen mit Gebet und Gesang. Einige Kleine faßten die Schwestern gleich traulich an die Hand und begleiteten uns noch ein Stück heimwärts. Es fing schon an zu dunkeln, als wir unser Gehöft erreichten. Der

ganze Zug strömte durch das Tor herein. Zur rechten Seite stellten sich die Männer, zur linken die Frauen auf und bildeten einen mächtigen, dicht gedrängt stehenden Kreis. Nach kurzem Dankgebet schlossen wir mit „Nun danket alle Gott' und fröhlichem Gute Nacht-Gruß.

Dann eilte alles seinem Heim zu. Wieviel gab es noch auf dem Wege zu erzählen über die Erlebnisse des Nachmittags. Da hörte man jemand sagen: ‚Heute war's aber schön!' und eine andere Stimme antwortete: ‚Ja, fast wie an Weihnachten.'

Montag früh trugen einige Mädchen im Triumph die niedlichen Bänke in die neue Schule. Fast alle waren sogleich mit sechzig bis siebzig kleinen Afrikanern besetzt. Möge die Schar von Tag zu Tag wachsen und den guten Samen in viele Hütten hineintragen, daß er viele Frucht bringe!"

8. Eine christliche Hochzeit.

a) Verlobungsgebräuche.

Die heidnische Eweerin wird in frühester Jugend von ihrem Vater dem Manne versprochen, der für die entsprechenden Geschenke und Arbeitsleistungen Sicherheit gewährt. Die Kinderverlobungen hören unter den Christen im Ewelande auf, aber dennoch werden die Mädchen früh verlobt, meistens mit vierzehn bis sechzehn Jahren. Ich hatte im Jahre 1904 in Keta vier Bräute unter den Schülerinnen der Oberklasse. Die frühe Verlobung schließt aber eine ebenso frühe Verheiratung nicht ein, diese erfolgt erst einige Jahre später. Während unter den früheren Verhältnissen das Mädchen, wenn es anfing, sich mit Verständnis im Leben umzuschauen, den ihm schon vom Vater bestimmten Mann als den kennen lernte, den das Schicksal ihm unweigerlich zugewiesen, darf es jetzt in dieser wichtigen Zukunftsfrage selbst entscheiden. Es kommt häufig vor, daß eine von den beiderseitigen Eltern gewünschte Heirat nicht zustande kommt, weil das Mädchen den in Frage stehenden Mann nicht will. Andererseits habe ich auch erlebt, daß ein christliches Mädchen von ihrem heidnischen Vater die Erlaubnis zur Verlobung nicht erhielt, weil zwischen ihm und der Familie des Bewerbers eine langjährige Feindschaft bestand. Bevorzugt werden auch von den meisten christlichen Eltern solche Heiraten, die in der Familie bleiben. Durch die Polygamie gab es Familien von so weiter Ausdehnung, daß eine Heirat zwischen

den jüngeren Gliedern ohne zu nahe Blutsverwandtschaft stattfinden konnte. Diese großen Familien hören aber mit dem Christentum auf.

Hat ein junger Mann sein Auge auf ein Mädchen geworfen, dann sucht er sich einen zuverlässigen Brautwerber oder eine Brautwerberin. Diese tragen dem Vater des Mädchens ihr Anliegen vor. Lebt der Vater nicht mehr, dann tritt der ältere Bruder an dessen Stelle. Nach eingehender Beratung der Familienglieder untereinander, die zur Annahme des Mannes geführt, wird das Mädchen gefragt. Der Anstand erfordert, daß es das erste Mal, selbst wenn es den betreffenden Mann gerne hat, immer mit nein antwortet. Erst die zweite oder dritte Antwort bringt die Gefühle des Mädchens zum rechten Ausdruck. Sind alle Teile einverstanden, haben nicht nur die Eltern, sondern auch Großmütter und Tanten ihre Einwilligung gegeben, dann erhalten die Eltern des Mädchens und auch dieses selbst ein Geschenk von dem zukünftigen Bräutigam, und die Verlobung ist besiegelt. Der Verkehr zwischen den Verlobten ist beschränkt. Es ist nicht Sitte, der Braut oder dem Bräutigam Glückwünsche darzubringen, auch redet man mit ihnen nicht von der Verlobung. Den ihnen nahestehenden Freunden sagen Vater oder Mutter gelegentlich: „Der und der hat um unsere Tochter gefragt, und wir haben sie ihm gegeben."

Die Bestimmung des Hochzeitstages liegt vorwiegend in der Hand des Bräutigams und hängt davon ab, ob er das nötige Geld beisammen hat. Er hat nicht nur das Hochzeitsmahl auszurichten, sondern auch am Vorabend der Hochzeit seiner Braut die sogenannte Hochzeitskiste zu überreichen. Diese ist meistens aus dem Holz des Odumbaums, der afrikanischen Eiche, gearbeitet und an sich bis zu dreißig Mark wert. Sie enthält etwa folgende Ausstattungsgegenstände: Zwölf Landestücher aus Kattun und sechs aus festem Baumwollengewebe, die, um die Taille geschlungen, den Kleiderrock ersetzen, zwölf fertig genähte weiße und bunte Blusen, wie die christliche Eweerin sie zum Landestuche trägt, zwei seidene Landestücher mit zwei ebensolchen Blusen, drei seidene und zwölf Kattun-Kopftücher, die zur Tracht der Eweerin gehören, zwei goldene Halsketten, zwei Paar goldene Ohrringe, sechzig Mark an Geld, einen afrikanischen, aus Holz geschnitzten und einen europäischen Kamm, ein Stück Seife, ein Badetuch, ein Glas wohlriechendes Wasser, ein Glas Pomade. Dazu kommt noch ein afrikanischer Stuhl, eine Art erhöhter Fußschemel, das weiße Hochzeitskleid mit Kranz und Schleier und ein hübsches Kleid, in dem die

Besuche nach der Hochzeit gemacht werden. Wehe dem Bräutigam, der nicht alle Wünsche seiner Liebsten erfüllt oder ihren Geschmack nicht getroffen hat! Er wird noch oftmals ihre Unzufriedenheit zu fühlen bekommen.

b) Verabschiedung einer christlichen Braut im Jungfrauenverein.

Im Jungfrauenverein wird die in die Ehe tretende Braut in einer besonderen Versammlung feierlich verabschiedet. Dazu werden zwei von den Gemeindemüttern eingeladen, welche das Amt haben, über den Lebenswandel der Jungfrauen zu wachen und, wenn nötig, sie zu ermahnen. Die Leiterin des Vereins beginnt damit, der zukünftigen jungen Ehefrau ein Schriftwort ans Herz zu legen, das ihr als Leitstern mit auf den neuen Lebensweg gegeben wird. Die Braut erhält ein Lob für guten Wandel, und es wird allen Jungfrauen an ihrem Beispiel gezeigt, wie stilles Warten belohnt wird und zu Ehren führt.

Als eine unserer Lehrgehilfinnen, Rosa Tay, verabschiedet wurde, nahm eine der Gemeindemütter das Wort und sprach in sehr drastischer Weise über den Ehestand. Sie erzählte aus eigener Erfahrung der jungen Braut, daß der Ehestand im Anfang süß sei wie Honig, aber nach geraumer Zeit oft scharf werde wie Pfeffer. Ja, er könne eine Last werden, die oft schwer zu tragen sei. „Aber dann nimm diese Last nur getrost und mit großer Geduld auf dich und denke daran, daß ich es dir vorher gesagt habe," fuhr sie fort. Die Darstellung von dem Schweren, das die Ehe bringen könne, war so lebendig, daß die zukünftige Ehefrau dem Weinen nahe war. Die Leiterin rief ihr zum Trost das Wort des Herrn zu: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Nun ergriffen auch einige der jungen Mädchen das Wort. Eine erzählte eine rührende Geschichte von der großen Liebe eines Mannes zu seiner Frau und ermahnte die Braut, ihren Mann auch so zu lieben. Eine andere bat die Freundin, dem Verein doch keine Schande zu machen, sondern ihr Eheleben so zu führen, daß nicht nur ihr Mann die Frucht der guten Ermahnung sehe, sondern auch solche, die jetzt noch über die Einehe lachen, erkennen müssen, wie gut ihr Mann es bei ihr habe und sich auch nach solchem Leben des Friedens in ihrem Hause sehnen möchten. „Eine Schande wäre es, wenn man von dir sagen müßte, sie ist zwar zur Schule gegangen, aber sie kann nicht einmal Frieden in ihrem Hause halten." Nachdem die Lieblingslieder der Braut

noch einmal im Chor von ihren Jugendgespielinnen gesungen waren, dankte sie für alle guten Worte und ermahnte ihrerseits ihre Freundinnen, in deren Kreise sie zum letztenmal als Vereinsmitglied weilte, zum Feststehen in allen Versuchungen. Sie verabschiedete sich von ihnen, indem sie einer jeden eine Halskette von kleinen weißen Perlen überreichte, die sie in der Hochzeitswoche und am Hochzeitstage der Braut zu Ehren tragen.

Für den Verein sind diese eindrucksvollen Versammlungen von großer Wichtigkeit. Sie stellen den Zurückbleibenden als höchstes Ziel vor Augen, auch einst mit Kranz und Schleier vor dem Traualtar stehen zu dürfen. Manches Mädchen kommt in einen schweren Kampf, wenn sie um ihres Christentums willen den Polygamisten aufgeben muß, dem sie gerne angehören möchte, und nicht jede bleibt Siegerin.

Manchmal haben die Mädchen des Jungfrauenvereins in unserem Hause unter Leitung der Schwestern die Hochzeitskuchen gebacken. Da entwickelte sich einige Tage vor der Hochzeit ein lebhaftes Treiben und fröhliches Arbeiten. Durch diese Vorbereitungen wird der Hochzeitstag ein Fest für die ganze Gemeinde und besonders für die jüngeren Glieder derselben.

c) Der Hochzeitstag.

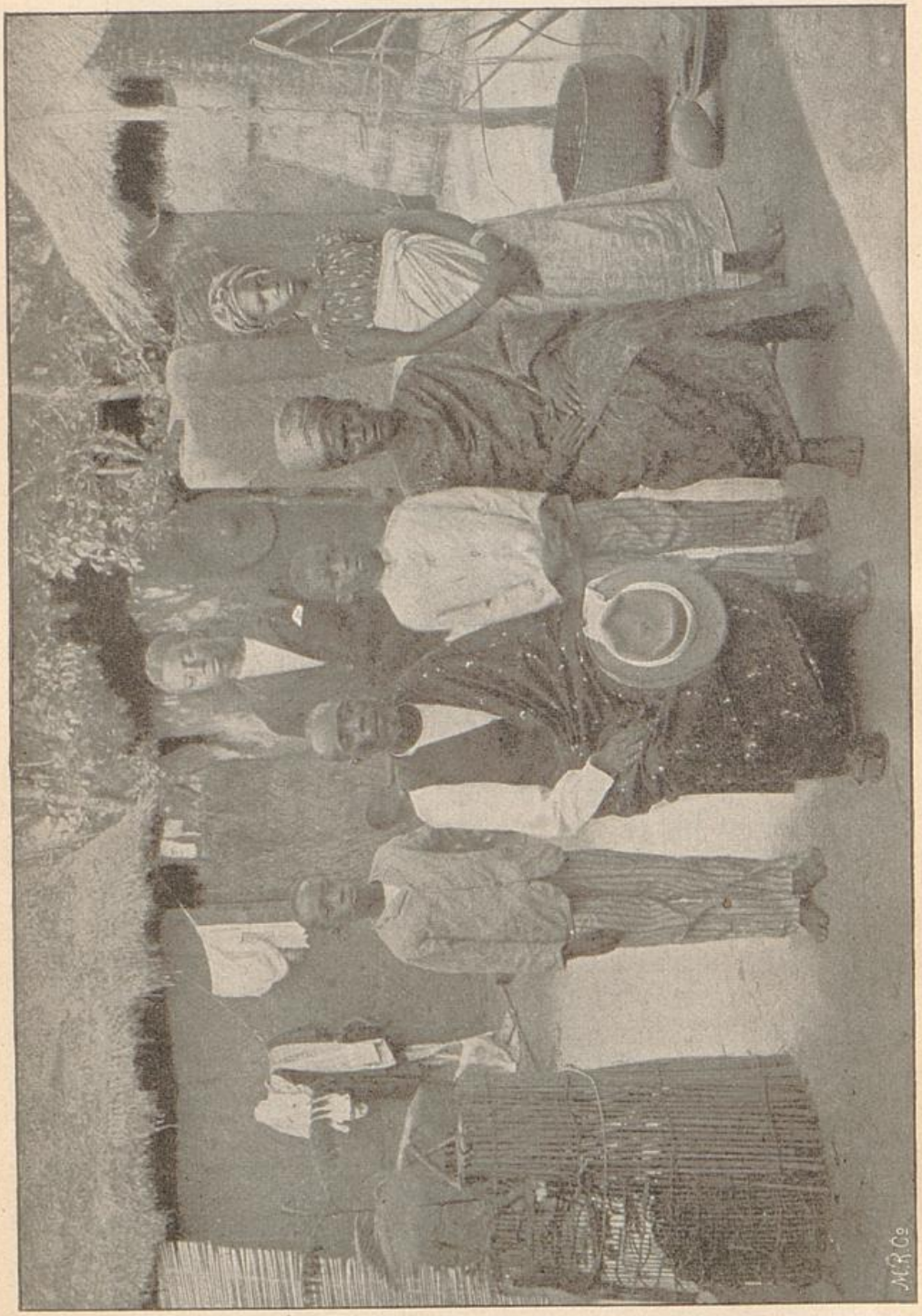
Und nun kommt der Freudentag heran. Ist der Bräutigam Mitglied des Posaunenchors, dann künden helle Posaunentöne schon am Abend vorher das kommende Fest. Die Braut wird am Hochzeitstage im Schwesternhause in ihren bräutlichen Schmuck gekleidet. Mit ihr versammeln sich alle Jungfrauen dort, um, ebenfalls in Weiß gekleidet, die scheidende Freundin in die Kirche zu geleiten. Es ist ein stattlicher Zug. Voran die Braut im einfachen weißen Kleide, den Kranz im schwarzen Haar, das dunkle Gesicht vom weißen Schleier umrahmt. Sie nimmt sich vorteilhaft aus. Etwas störend wirkt ihr überreicher Goldschmuck, der uns besonders auffällt. Die Halsketten, Armringe, Haarspangen und die Nadeln mit goldenen Knöpfen stellen oft einen Wert von mehreren hundert Mark dar. Diese Goldsachen sind Familieneigentum und zieren jede Braut aus der Familie an ihrem Ehrentage. In dieser merkwürdigen Ausschmückung der Braut klingt die alte heidnische Sitte aus, welche erforderte, daß die angehende junge Ehefrau, mit Perlen und Gold behangen, Besuche bei Freunden, Bekannten und Verwandten machte. Der Bräutigam wird von seinen Freunden in die Kirche geführt. Die beiden Züge treten

Ein christliches Brautpaar mit Hochzeitsgästen.

zu gleicher Zeit in die einander gegenüberliegenden Türen ein und betreten den mit Palmenzweigen und Blumen geschmückten Raum. Das Brautpaar nimmt vor dem Altar auf bekränzten Stühlen Platz. Einige der Brautjungfern stehen hinter der Braut und halten ihren Schleier, wenn sie aufsteht. Die übrigen vereinigen sich noch einmal zu dreistimmigem Gesang, um dem jungen Paare noch liebe Geleitsworte für den neuen Lebensweg zu singen.

Nach vollzogener Trauung findet sich die Hochzeitsgesellschaft mit den geladenen Gästen an der gedeckten Tafel zusammen. Es gibt Tee und Kuchen. Ernste und fröhliche Reden wechseln mit Gesang ab. Die Rednergabe des Afrikaners kommt hier recht zu ihrer Geltung. In dieser freien Rede, die zwar vom Worte Gottes ausgeht, aber mit Wortspielen, Sprichwörtern und Gleichnissen des Volkes reich ausgeschmückt ist, wird nicht nur dem jungen Paare noch manches gute Wort mit auf den Weg gegeben, sondern auch den Anwesenden. Es ist ein christliches Fest mit edlem Schmuck, wohl unterschieden von den wilden und lärmenden Festlichkeiten der Heiden.

Alle Lebensbeziehungen werden andere, wo das Wort Gottes Raum gewinnt. Was hat erst alles anders werden müssen, ehe es zur christlichen Trauung im heidnischen Lande hat kommen können! Sie ist ein Beweis von der erneuernden Macht des Evangeliums. Die christliche Trauung gibt uns die



Christliche Familie.

Christliche Familie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anwartschaft auf eine christlich geführte Ehe, auf eine christliche Familie, — und „von der christlichen Familie geht die Bekehrung eines Volkes aus."

Schlußwort.

Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.

„Nicht Geld, nicht Häuser, nicht Schlösser und Landgüter, die man der inneren Mission zu Diensten stellen wollte, können helfen, wenn nicht die Personen da sind, welche die Arbeit mit andauerndem Geschick und Eifer zu der ihrigen machen," sagt J. H. Wichern. Dieses Wort gilt ganz ebenso für die äußere Mission. Auch für sie sind Personen, welche die Arbeit aufnehmen wollen, von der größten Bedeutung für ihren gedeihlichen Fortgang. Sie gebraucht auf allen ihren Gebieten mehr Arbeiter. Bei Professor D. Gustav Warneck gehörte das Gebet um Arbeiter für die Mission zu den Bitten, die er täglich vor Gottes Thron brachte. Das wird bei allen der Fall sein, die mit der Arbeit auf dem Missionsfelde bekannt sind. Sie wissen, in welchem erschreckenden Maße das Wort Jesu: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige," für unsere Zeit zutrifft. Bei dem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum unserer Norddeutschen Mission, das vom 10. bis 13. Juni 1911 in Bremen stattfand, wurde der Mangel an Missionsarbeitern durch folgende Zahlen zur Anschauung gebracht: „Tausend Millionen Heiden soll das Evangelium gebracht werden, und dazu sind nur zwanzigtausend Missionare am Werk. Das macht auf jeden Missionar durchschnittlich fünfzigtausend Heiden."

Ach, daß ich imstande wäre, meine Leser und Leserinnen einen Einblick in die Not und den Druck tun zu lassen, unter welchen auch wir Schwestern in den letzten Jahren unsere Arbeit wegen Mangel an der nötigen Hilfe haben tun müssen! Ich will versuchen, den großen Mangel an Arbeitern und Arbeiterinnen auf dem Missionsfelde durch ein Gleichnis zu veranschaulichen.

Ein Hirte wanderte einst fern über Land. Und wie er so wanderte, verlor sich plötzlich Weg und Steg, und er befand sich zu seinem Erstaunen in einer wilden Felsengegend. Starr und kahl erhoben sich die Felswände um ihn her, wohin er blickte, sah er nur wild zerklüftetes Gestein, spärlich mit einigen

Grashalmen bedeckt. Dichtes Dornengebüsch versperrte ihm immer wieder den Weg, unergründlich tiefe Schluchten senkten sich neben den Felsen in die Tiefe. Als er so dahinschritt, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, drangen Jammertöne an sein Ohr, die von allen Seiten zu kommen schienen. Da sah er an steilem Hang ein Lämmlein schweben. Es war von dichtem Dornenbusch festgehalten und, unfähig sich zu befreien, dem sicheren Tode hingegeben. Die eigene Todesgefahr vergessend, ging er, das Tierchen zu retten. Es gelang, und der Hirte setzte mit dem Lämmchen auf der Schulter seinen gefährlichen Weg fort. Im Weiterschreiten sah er noch viele, viele Schafe und Lämmer, die wie sein kleiner Schützling am Dornendickicht hängen geblieben waren und die Luft mit ihren Jammerrufen erfüllten. Beständig sah er einige von ihnen, die sich zu kühn auf hohe Felsenspitzen wagten, in die Tiefe stürzen und an dem harten Gestein zerschellen. Tausende und Abertausende von Schafen mochten dort in der wüsten Felsengegend in steter Todesgefahr ein jammervolles Leben führen. Es schien ihm, als wollte die zerklüftete Berggegend nie ein Ende nehmen. Den ganzen Tag wanderte er unter beständiger Gefahr, mit seiner Last in die Tiefe zu stürzen, auf schmalem, rauhem Felsenwege, ohne einen Ausgang aus der engen, finsteren Schlucht zu finden. Da, als schon der Abend hereinbrach und tiefe Dämmerung anfing ihn zu umgeben, öffnete sich plötzlich vor seinen entzückten Blicken ein schönes grünes Tal, — er war gerettet. Jauchzend vor Freude setzte er das Lämmchen nieder, fiel auf seine Knie und dankte Gott für seine Rettung. Er fand für sich und das Tierchen einen sicheren Zufluchtsort, wo er nach dem anstrengenden Tage Ruhe zu finden hoffte. Aber die ganze Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Immer wieder sah er vor sich das Bild jener unglücklichen Schafe in der Schlucht, von denen gewiß keins allein imstande war, den Ausweg aus dem finstern Todestale zu finden. Sein Herz brannte vor Mitleid für diese Unglücklichen, und er bat Gott, ihn mit Kraft auszurüsten, daß er der Rettung dieser Verlorenen sein Leben widmen könne. Er plante zunächst, in dem schönen Tale einen Bergungsort für die, welche er retten wollte, herzustellen und dann an sein Rettungswerk zu gehen.

Kaum erleuchteten die ersten Sonnenstrahlen am nächsten Morgen das grüne Tal, als auch der Hirte sich rüstig daran machte, seine Arbeit zu beginnen. Wonne durchbebte ihn, als er sein Angesicht zur Sonne erhob, mit Entzücken erblickte er das sanfte Blau des Himmels über seinem Haupte, hörte er in seiner Nähe das Rauschen des Bächleins und sah die grüne

Matte vor sich ausgestreckt. Alles atmete Freude um ihn her. Licht, Leben, Liebe umgaben ihn, und er empfand die Herrlichkeit dieser Gaben wie nie zuvor, weil er gestern das Todesland gesehen, in dem sie fehlten. Wieder brannte ihm sein Herz. Sollte er allein Gottes herrliche Wundergaben genießen? Sollten jene in den Abgrund des Verderbens stürzen, ohne auch nur je von Gottes Reichtum gehört zu haben?

Er hielt Umschau im Tal. Am Waldesrand fand er eine verlassene Holzhauerhütte. Die bot ihm für den ersten Anfang Zuflucht. Auch fand er dort die für seine Arbeit nötigen Werkzeuge. Er machte eine Hürde für das Lämmchen. Als die Sonne wieder über dem Tal aufging, da war er schon auf seinem Rettungswege in das dunkle Tal. Manchen Tag irrte er vergeblich in dem steinigen Geklüft umher, es gelang ihm nicht, auch nur ein Lämmlein der Todesgefahr zu entreißen. Aber das machte den Hirten nicht irre. Wieder und wieder betrat er die Todespfade — und siehe: Gott segnete sein Tun. Schon fing die Zahl der Geretteten an, sich zu mehren, und er barg sie in der Hürde im grünen Tal. Der erste Bergungsort reichte bald nicht mehr aus. Er errichtete ein festes Haus für seine Schützlinge. Ihrer waren schon Hunderte; aber jener, die noch aus der Felsenschlucht zu retten waren, waren viele Tausende. Nun erhob sich eine große Schwierigkeit. Der Hirte mußte alle hellen Tagesstunden für sein Rettungswerk in den Felsklüften benutzen. Wer sollte die zurückgebliebenen geretteten Lämmlein, Schäfchen, Schafe und Schafmütter inzwischen zur grünen Weide und zum frischen Wasser führen? Wie oft mußte er, wenn er abends heimkehrte, mit blutendem Herzen sehen, daß eins oder das andere seiner Schäflein, dem Triebe zur Wildnis wieder folgend, davongelaufen war, oder ein anderes Hungers gestorben und ein drittes aus Mangel an Pflege seinen Wunden, die es noch aus der Felsenschlucht mitgebracht, erlegen war. Das mühsame Werk treuer und anhaltender Arbeit war in Gefahr, ganz zu verderben. Das konnte so nicht weiter gehen. Der Hirte stieg aus seinem Tale hinunter in die Ebene, wo er menschliche Wohnungen vermutete. Nach langem Wandern kam er in ein großes Dorf. Er rief die Dorfältesten zusammen und bat sie, ihm Männer und Frauen zur Hilfe zu senden, die seine Schafe weiden und ihnen Wasser schöpfen könnten. Erstaunt hörten die Dorfleute von dem wunderbaren Unternehmen des Hirten. „Wir haben niemand für dich," sagten sie. „Wir brauchen unsere Leute für unsere eigenen Herden. Warum läßt du die Wildlinge nicht in ihrem Elend sterben?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wir haben niemand für dich; warum läßt du die Wildlinge nicht sterben?" — wie diese Worte dem Hirten das Herz zerrissen!

Stumm und einsam kehrte er in sein Tal zurück. In seinem Herzen drängte sich Frage an Frage. Wen liebte er mehr — die Schafe draußen am Felsenhang, welche nie der Sonne Licht, nie des Himmels Blau geschaut, ja nicht einmal von ihnen wußten? Oder die, welche er aus der Finsternis ans Licht gebracht? — Er wußte es nicht. Zu jenen zog ihn das Mitleid mit ihrem grenzenlosen Elend, zu diesen die dankbare Liebe, die er in ihren Blicken las.

Mit traurigem Herzen arbeitete er weiter unter seinen Schafen; aber er konnte es nicht verhindern, daß täglich viele draußen in den Abgrund stürzten und daß von den zum Leben Geretteten manche verdarben. So weit das Gleichnis.

„Das einzige vernünftige Ziel des Lebens ist die Beförderung des Reiches Gottes auf Erden," sagt Hilty, „eines Reiches des Friedens und der Liebe, anstatt des Unfriedens und des Kampfes ums Dasein. Nur soweit wir daran mitgearbeitet haben, hat unser Leben einen Zweck und Wert gehabt. Und daran mitarbeiten kann jeder durch Tun oder durch Leiden."

Jeder aber, der in rechter Liebe mitarbeitet, wird erfahren, daß seine Arbeit nicht vergeblich ist, denn das alte Wort bleibt wahr:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis Christi Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt!

A. Guthe, Buchdruckerei, Bremen.

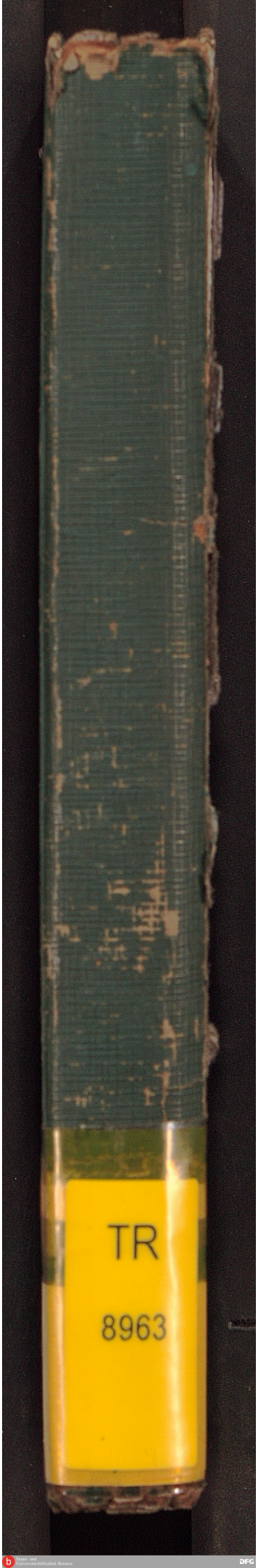
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46$0 00 240 015 4

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG


TR
8963